Lebens empfinden kann. Ich komme mir um zehn Jahre jünger vor, ja, ich habe mich auch wohl betragen wie ein übermüthiges Mädchen von sechzehn Jahren. Alle Burschenlieder habe ich schallend mitgesungen. Ich kann sie schon auswendig, und meine Mannschaft sagte, an mir sei ein Student verloren gegangen. Auch empfing ich ihre lebhaften Glückwünsche, als ich durstig wirklich nach und nach ein ganzes Glas Bier ausgetrunken hatte. Sie sind so rücksichtsvoll gegen mich, so aufmerksam, sie wetteifern, sich mir artig zu zeigen! Jede schöne Blume am Wege wird mir gebracht, Abends rückte ich mit einem mächtigen Strauß ins Quartier. — Von Abenteuern will ich nur eins erwähnen. Eigentlich ist es keins, nur ein flüchtiges Wiedersehen. Gegen Mittag lagerten wir am Waldessaume, und auf die Bitten meiner Freunde sang ich allein ein Lied, und ich sang es laut und recht aus heiterer Seele, mich selbst erfreute der volle Klang, den es hier im Freien gab. Da kommt ein Reiter um die Wegeswindung und Stips erkannte seinen „zukünftigen Busenfreund", wie man den Fremden nannte. Er kam mir freilich im Augenblick nicht recht gelegen, und ich unterbrach meinen Gesang. Er grüßte sehr höflich und ritt vorüber. Stips machte Miene, auf ihn zuzugehen, Martin aber hielt ihn am Aermel fest mit den Worten: „Keine vorzeitige Intimität! Was sollte aus unserer Reise werden, wenn Jeder für sich Verhältnisse anknüpfen wollte? Verkneife

dir deinen Freundschaftsdrang!" — Ich sang dann auf Verlangen weiter, und der Fremde war vergessen. Der Plan, auf der Reise ein Concert zu geben, spukte auch heut' wieder in den Köpfen meiner Gefährten. Sie nehmen den Scherz ganz ernst, und dadurch wird er mir nur noch spaßhafter.

Ich muß mir einige Vocabeln der Studentensprache aufschreiben, um sie im Kopfe zu behalten. „Auf den Leim gehen" heißt, sich betrügen lassen. „Comment reiten" bedeutet, sich an bestimmte Regeln binden. (Stips meinte heut', in Allem, was Anstand betrifft, verstände Niemand so gut als ich, Comment zu reiten.) „Einen Salamander reiben" heißt — ja, was es heißt, weiß ich eigentlich nicht recht, aber gerieben haben sie mir zu Ehren einen, unter den merkwürdigsten Ceremonien, und endlich Jeder ein volles Glas ausgetrunken. Es schien mir denn doch etwas zu viel! —

* * *

Den 5. August.

Als ich heut' früh in der Herberge erwachte, summte mir eine reizende Melodie im Kopf, ich konnte nicht umhin, sie beim Anziehen mit lauter Stimme zu singen. Da fiel unter meinem Fenster Jettchen's voller Baß ein und gab mir den Text dazu. Ich erstarrte! Himmel — was ist aus mir geworden! Mit welchem

Lied hatte ich den Tag begonnen! „Lasset die feurigen Bomben erschallen — piff, paff, puff —“ Welche Schmach! — Unschuldiger Onkel! Freundliche Tante mit den vornehmen Nerven! Kirchenstilles Haus Neuenburg! wenn ihr ahntet, daß euer Zögling drei Tage, nachdem ihr ihn entlassen, erwachen würde mit dem furchtbaren Liede: „Lasset die feurigen Bomben erschallen!“ Was würdet ihr sagen? In der That, es ist schon weit mit mir gekommen! — Ich war befangen, etwas von Wetterschwüle schien sich um mich zu lagern, als ich zum Frühstück hinunterging.

Und als ich in den Kreis der Meinen trat, da erscholl auch schon ein Donnerwort, dessen Bedeutung sich auf den Gesichtern geltend machte, das Wort: „Orpheus hat — Katzenjammer!“ — Daran war der Salamander von gestern schuld, ich wußte es ja gleich und unterdrückte meinen Vorwurf nicht.

Von meinem Bruder ließ ich mir darauf den Zustand des verunglückten Jünglings schildern. Ich erfuhr, daß Orpheus etwas an schwachem Magen leide und nur eine gewisse Quantität „Stoff“ vertragen könne, die von ihm gestern wohl überschritten worden war. Er stamme, so erzählte Martin, aus einer „Migräne-Familie“ und pflege bei solchen Anfällen vierundzwanzig Stunden an den bösesten Kopfschmerzen zu liegen. Es sei unmöglich, ihn heut' mit auf die Wanderung zu nehmen, und zu helfen sei ihm auch nicht,

man müsse ihm Ruhe lassen. Ich hoffte dennoch, etwas für ihn thun zu können und wollte ihn aufsuchen. Aber davon sollte nicht die Rede sein, sie hielten mich förmlich mit Gewalt zurück, und ich konnte ihm nur eine Tasse schwarzen Kaffee schicken.

Beim Frühstück ließ ich ein Strafgericht über die drei heil davon Gekommenen ergehen, und erklärte, von heut' ab eine strenge Controle über das Getränk zu führen. Da ich ernst redete, versprachen Jettchen und Stips kleinlaut, sich mir zu fügen; Martin wollte die Sache leichter nehmen und lachte, doch schien auch er sich endlich drein zu geben. — Inzwischen ward berathschlagt, was nun mit dem Tage angefangen werden sollte? Denn man wollte ohne Ramberg nicht gern weiter wandern. Da schlug ich vor, die jungen Männer sollten eine Bergfahrt antreten, die eigentlich außerhalb unseres Reiseplanes gelegen, weil sie für mich zu anstrengend wäre. Ich wollte im Gasthofe zurückbleiben und die Gesellschaft Abends wieder erwarten. Der Plan schien zu gefallen, doch mochte wohl die Höflichkeit erfordern, daß man sich eine Weile sträubte, mich allein zu lassen. Da rief Stips: „Wißt Ihr was? Laßt mich auch hier! Euch Beiden, Dionys und Jettchen, lag doch am meisten an der Bergpartie, während ich mir gar nicht viel daraus mache. Ich bleibe der Hedwig zur Gesellschaft, und kann auch ab und zu nach Ramberg sehen." Nach einigem Complimentiren wurde

man über diesen Vorschlag einig, und Martin begab sich mit Jettchen auf den Marsch.

Ich benutzte die Zeit, um einige Zeilen an den Onkel zu schreiben, welche Tags darauf zur Post gegeben werden sollten, sowie zur Herstellung meiner Garderobe, die gestern durch Gestein und Gestrüpp etwas gelitten hatte. Und um doch auch weiter etwas zu thun zu haben, nahm ich Nadel und Zwirn in eine Gartenlaube hinunter, um meinen Handschuh zu flicken. Bei dieser häuslich ordentlichen Beschäftigung fand mich Stips, um bei mir Platz zu nehmen. Auf mein Befragen nach Ramberg erklärte er, es sei eigentlich kein „großer Kater" und werde sich zum Abend wohl mit ihm bessern, aber er habe noch heftiges Kopfweh. — Stips war sehr unterhaltend; wir sprachen von Kunst und Dichtung, von unseren Lieblingswerken, und ich freute mich über sein feines Urtheil und unsere Uebereinstimmung in literarischen Dingen. Dann schwieg er eine Weile und schien befangener zu werden. Mit einiger Verlegenheit begann er darauf: „Darf ich Ihnen wohl ein Bekenntniß machen?" -

Ich sah ihn fragend an, verwundert über sein Erröthen und gespannt auf sein Bekenntniß.

„Aber Sie müssen mich nicht auslachen!" fuhr er fort. „Ich mache zuweilen auch Verse. Darf ich Ihnen ein paar kleine Gedichte vorlesen?"

Ich war überrascht und gern bereit zu hören. So

zog er ein kleines Büchelchen aus der Tasche, in welches er die Erstlinge seiner Muse eingeschrieben hatte. Was kamen da für allerliebste Sachen zum Vorschein! Ernste und heitere Gedichte, gewandt in der Form, frisch und unmittelbar in der Empfindung. Auch wohl Anklänge an Bekanntes, wie er selbst zugab, im Ganzen doch eine liebenswürdige Ursprünglichkeit, die mich sehr anmuthete. Der gute Junge wurde mir während des Lesens ein ganz Anderer, als ich ihn bisher zu kennen glaubte. Er hatte große Freude an meinem Beifall, sein Gesicht sah sehr glücklich aus.

„Sie sind die Erste," sagte er, „die so viel von meinen Versen erfährt. Martin kennt nur Einiges davon, die Anderen nichts — sie würden mich nur damit aufziehen."

Ich ließ mir darauf von seinem Leben und von seiner Familie erzählen. Sein Vater war Cantor in einem kleinen Orte gewesen und hatte ihn und eine ältere Schwester in den ärmlichsten Verhältnissen hinterlassen. Er liebt diese Schwester sehr, doch können sie nur brieflich mit einander verkehren, da sie weit oben an der Ostsee auf einem Gute verheirathet lebt. So steht dieser arme Jüngling fast allein in der Welt und ist auf sich selbst angewiesen. Aber darum verzagt er nicht am Leben.

„Ich muß noch etwas ganz Bedeutendes werden!" sagte er. „Sei es in der Philologie, sei es in der

Poesie — ich setze Alles daran, aus mir etwas zu machen, und an meinem Willen, an meiner Arbeitskraft, an meinem Streben soll es nicht liegen, wenn nichts aus mir wird. Es soll und muß, denn ich will!"

Seine Augen wurden groß, sein Wesen hatte den Ausdruck der keckſten Entschiedenheit, ich bekam die größte Achtung vor diesem jungen Menschen. So gute Freunde wurden wir während dieser Unterhaltung, daß auch ich ihm Manches aus meinem Leben mittheilte.

„Mir ist," sagte er, „als ob wir Beide uns nicht seit ein paar Tagen, sondern seit Jahren kennten! Aber nun wollen wir auch gute Kameraden bleiben, wenn Sie auch eine vornehme Dame sind, und ich ein armer Student! Sie sind ja zugleich Martin's Schwester, da können Sie auch wohl ein Bischen schwesterlich zu mir sein."

Das versprach ich, und zum Unterpfand unseres Freundschaftsbundes schüttelten wir uns kräftig die Hände.

Nach dem Mittagsmahl, woran Ramberg noch nicht Theil nehmen konnte, mußte ich mit der Wirthin schon wieder über eine tüchtige Abendmahlzeit rathschlagen, da Martin und sein Gefährte, welche auf ihrer Fahrt kein Wirthshaus erreichten, vermuthlich mit starkem Appetit zurückkehren würden. Die Wirthin sprach auch von Forellen, welche oberhalb des Ortes in dem Gebirgsbache gerade gefischt werden sollten. Wir hatten

nichts zu versäumen, und beschlossen, es mit anzusehen und uns die besten auszusuchen. — Der Waldweg den Bach hinauf war wunderschön, ein breiter Fahrweg, oben von aufstrebenden alten Buchen fast überwölbt. Wir freuten uns jeder schönen Beleuchtung, aller Licht- und Farbentöne, und waren so recht von heiterem Naturgenuß erfüllt. Da vernahmen wir Rosseshufe hinter uns und, siehe da! „der Herr zu Pferde", unser Unbekannter aus der Gesellschaft des Fürsten, kam den Weg herauf geritten. Mein Gefährte schien durch das Wiedersehen sehr angenehm berührt. Der Fremde stieg ab, führte sein Pferd am Zügel, und näherte sich uns mit höflichem Gruße.

„Ein günstiger Zufall schenkt mir wiederholt die Freude, Ihnen zu begegnen!" sagte er, zu mir gewendet. „Aber die heitere Gesellschaft ist zusammengeschmolzen, wie ich sehe."

Stips nahm sehr unbefangen das Wort und erzählte. Bei der Nachricht, daß Orpheus „Kater" habe, lächelte der Fremde sehr eigen und sah mich scharf an. Ich schämte mich und nahm mir vor, Stips wegen seiner studentischen Ausdrücke zu tadeln. Dann sprachen wir gleichgültige Dinge über die Gegend, über das Fußreisen, und was man mit einem Unbekannten so redet. Ich dachte im Stillen, er könnte wohl die Artigkeit haben, sich mir vorzustellen, und wurde, da dies nicht geschah, einsilbig. Mein Gefährte bestritt die Kosten

der Unterhaltung. Doch betrug der Fremde sich sonst artig und gemessen. Endlich kam der Pfad, den wir links, der Windung des Baches folgend, einschlagen mußten. Der Fremde blieb stehen, um sich zu verabschieden. „Ich bin doch neugierig," begann Stips, „wann und wo wir uns nun wieder begegnen werden! Wir kommen sicher noch öfter zusammen!"

„Es soll mir sehr angenehm sein!" erwiederte der Reiter grüßend. —

„Und es ist dennoch ein sehr schöner Mann!" rief Stips, ihm nachsehend. „Finden Sie nicht auch?"

Ich konnte es doch nur halb zugeben, und gab auch nur eine halbe Antwort.

„Alle Schönheit macht nun einmal einen ganz wunderbaren Eindruck auf mich," fuhr mein Gefährte fort, „gleichviel ob an Frauen oder an Männern, besonders wenn sie geistig durchdrungen ist. Sie hat mir etwas Festliches, mir wird als wäre Feiertag und ich hätte nichts weiter zu thun, als mich dem Anschauen hinzugeben, ja, ich fühle mich dadurch erhoben, gebessert. Eine solche Erscheinung weht mich gleich poetisch an und ich möchte ihr näher treten."

„Das trügt doch oft!" entgegnete ich sehr weise. „Hinter vielen schönen Gesichtern steckt nichts Sonderliches verborgen. Und fühlt man gar etwas Sympathisches für sie, so kann man die trübsten Erfahrungen machen."

„Aber an Dem da gewiß nicht!“ rief Stips. „Der hat etwas viel zu Nobles, der denkt auch noch mehr, als Gedanken in seinem Gesicht stehen.“ —

Mit unseren Forellen, welche uns ein Knecht in seiner Butte nachtrug, kamen wir zum Wirthshause zurück. Orpheus saß bereits erwartend vor der Thür und trat mir etwas verlegen entgegen. Allein zu meinem Erstaunen sah ich ein schon halb leeres Glas Bier auf dem Tische stehen. „Aber ist es denn erhört, Herr Ramberg!“ fuhr ich in seine entschuldigende Anrede hinein; „den Tag über liegen Sie schwer krank und schon wieder muß ich Sie über dem Bier, der Ursache Ihres Leidens, ertappen!“

„Wird confiscirt!“ schrie Stips, indem er den Rest ohne Umstände selbst austrank.

Ramberg war ganz verblüfft über den Ton, welchen ich gegen ihn angeschlagen. Er sah blaß aus und that mir leid, trotz meines Grolls. Er stammelte Entschuldigungen und bekannte, daß er es nach einem solchen Tage nie anders mache. Sei der Kopfschmerz vorüber, dann belebe ihn ein Glas Bier von Neuem, und er empfinde Hunger wie ein Gesunder. „Es ist freilich eine Schmach für einen Menschen meines Alters,“ sagte er, „manchmal ganz plötzlich den Kranken spielen zu müssen, und mich ärgert es am meisten, aber das Gute ist wenigstens, daß ich fast auf die Stunde voraussagen kann, wann ich wieder gesund sein werde. Gleichwohl

— ich bin sehr beschämt, unsere Reise aufgehalten zu haben!"

Wir beruhigten ihn und nahmen vor der Thür Platz. Da, während unseres Gesprächs, empfinde ich Durst, und sage zu einer vorübergehenden Magd: „Bringen Sie mir doch ein Glas Bier" — Wasser hatte ich sagen wollen. —

„Mir auch! Mir auch!" rufen Stips und Ramberg mit Jubelgelächter, und ich unglückliches Opfer der Zerstreuung mußte wirklich mit ihnen trinken. Noch ausgiebiger wurde der Scherz, als Martin mit seinen Gefährten zurückkehrte und uns bei den Gläsern fand. Es ist doch sonderbar, daß das Getränk bei diesen jungen Leuten eine solche Rolle spielt! —

* * *

Den 12. August.

Seit vier Tagen habe ich keine Notizen aufgeschrieben. Müde kam ich Abends in das Quartier, denn wir machten tüchtige Märsche. Wir leben in höchster Eintracht zusammen, singen, lachen, reden sehr ernst und wissenschaftlich, und treiben Possen wie die Kinder. Ich bin doch aber auch die reine Studentenmutter geworden! Wiesner-Jettchen bat mich vertrauensvoll um Nadel und Zwirn, da er sich einen Knopf abgerissen habe; Orpheus fragte, ob er mit „diesem" Hals-

kragen wohl noch gehen könne, worauf ich um Anlegung eines neuen bat; Martin bettelt um Vorschuß, wahrscheinlich, um in der Herberge hinter meinem Rücken sich selber Durst vorzuheucheln — bekam aber nur etwas kleine Münze; Stips verlangt, daß ich mehr an seine Erziehung wende, denn da man ihn so viel auslache, müsse er doch noch viel an sich zu arbeiten haben. Er ist mein persönlicher Adjutant und empfindet eine Genugthuung, daß Orpheus und Jettchen eifersüchtig auf ihn werden. Abenteuer haben wir nicht gehabt, bis auf eine recht häßliche Situation, die mich bitter verletzte, wenn auch meine vier Ritter tapfer für mich eintraten.

Wir kamen gestern Abend in ein kleines Gebirgsstädtchen, dessen Lage und Bauart uns, trotz des Zwielichtes, ungemein gefiel. Die alte Kirche, die alterthümlichen, mit Schnitzwerk geschmückten Häuser, die Brunnen und die Gruppen herum von Menschen und heimkehrendem Vieh, Alles gefiel uns und wehte uns behaglich an. Der Gasthof schien sehr empfehlenswerth, und bald saßen wir, uns erquickend und ausruhend, an der gedeckten Wirthstafel. Wir waren in den letzten Stunden, bei beschleunigten Schritten, auch in der Unterhaltung so lebhaft gewesen, daß wir uns jetzt am Ziele auch im Erholen und Schweigen ein wenig gehen ließen. Meine Freunde machten Tagesnotizen, ich blätterte in unserem Reisebüchlein. — Da

rasselt noch ein Wagen vor. Das holperige Steinpflaster erhöhte sein Geräusch. Und geräuschvoll auch ertönt im Hausflur eine Männerstimme, die mit Wirth und Kellner ziemlich cordial zusammenklang. Gleich darauf wird die Thür aufgerissen, und ein junger Mann trat ein mit der Miene der Sicherheit und des Bekanntseins am Orte. Er grüßte wortreich und spaßhaft um sich her, und rief nach der Speisekarte. „Ein Reiseschwung!" flüsterte Stips mir zu. Das Signalement des Handlungsreisenden stand in der That in den Zügen des Fremden, war in seinem ganzen Wesen ausgeprägt. Von seinem strahlend freundlichen, bis zur Frechheit dreisten Gesicht hing rechts und links ein langer, sogenannter Cotelette-Bart herab, wohlgepflegt und genau abgezirkelt. Die Kleidung herausfordernd modisch, an den Händen goldne Ringe, eine ganze Handvoll Brelocks an der Uhrkette. — Dieser junge Herr setzte einen Kneifer auf die Nase, musterte uns eine Weile, und kam dann gradeswegs auf uns zu. „Sie erlauben, daß ich hier Platz nehme!" begann er, und saß auch bereits neben Martin, der ihn schweigend von oben bis unten betrachtete. „Woher kommen denn die Herrschaften?" fuhr er mit zudringlicher Freundlichkeit fort, ohne eine Antwort zu bekommen. Denn Martin faßte den neben mir sitzenden Stips beim Rockschoß, um ihn, der arglos Auskunft zu geben pflegte, in Schranken zu halten. „Die schöne junge Dame,"

fuhr er fort, „ist auch mit zu Fuße gekommen, wie der Wirth mir sagte — wohl recht ermüdet? Was? Aber hübsche Gegend? Was? Ja, ja, die jungen Damen! Freue mich, auf Reisen jungen Damen zu begegnen! Fidele Gesellschaft ist die Hauptsache. Was?"

Keine Antwort. Er rieb sich die Hände, entfaltete seine Serviette, und sah mich mit unverschämten Blicken an. „Ein paar von Ihnen sind wohl Brüder der jungen Dame? Was?"

„Ja!" rief plötzlich ein volles Quartett-Unisono mit starker Betonung.

Der Fremde sah verblüfft Einen um den Anderen an, und schien einen Augenblick über die große Familie zu stutzen. Dann aber ging ein Lächeln durch sein Gesicht und mit unangenehmer Zutraulichkeit sagte er: „Alle Vier? Das machen Sie mir nicht weis! Aber schadet nichts — ich bin der fünfte! Kellner!"

Der Kellner hatte bereits einen Champagner-Kühler vor ihm niedergesetzt, jetzt brachte er, nachdem er einen geheimen Auftrag empfangen, eine zweite Flasche und, zu unserem Erstaunen, noch fünf Gläser. „Was wollen Sie da das schlechte Bier trinken?" rief er, die Gläser vollschenkend. „Stoßen Sie mit mir an, auf gute Reisebekanntschaft! Ich trinke das Wohl der jungen Dame!"

Ich stand schnell auf und hob damit auch unsere Tafel auf. Martin lehnte dankend auch für die Uebri-

gen ab, und wir schritten in geschlossener Gruppe der Thür zu.

„Aber das wäre ja noch schöner!“ rief er uns nach. „So bleiben Sie doch! Wie kann man sich so zieren! Was fange ich denn mit all' dem Champagner an?“

Einige von meinen Leuten lachten laut auf, während der Oberkellner uns mit dem Lichte voraus dienerte. Oben hatten wir ein Zimmer mit einem Balcon nach dem Marktplatze hinaus. Dort nahmen wir Platz, um die Abendkühle noch kurze Zeit zu genießen. Nach einer Weile kam Jettchen, der (ich kann doch nicht sagen „die“ oder „das“?) zurückgeblieben war, jubelnd zu uns mit den Worten: „Ich habe mich beim Oberkellner erkundigt — wißt Ihr, worin er macht? In Lampendochten!“ — Die Nachricht wurde mit schallendem Gelächter aufgenommen. Der gastfreie junge Mann hieß nun bei uns „der Lampendocht“, und es fehlte nicht an Glossen über ihn.

Am anderen Morgen war ich zeitig bei Wege, und da sich noch Keiner von meinen Gefährten blicken ließ, beschloß ich allein nach der Post zu gehen. Sie war gegenüber am Markte. Ich hatte mein Köfferchen dort zu empfangen, erwartete auch einen Geldbrief vom Onkel. Während ich am Schalter stehe und mit dem Beamten spreche, ertönt eine Stimme über meine Schulter: „Besten Morgen, schöne Dame!“ Erschreckt seh' ich mich um und erblicke den „Lampendocht“ neben

mir. Es war unangenehm, daß ich eine Weile zu warten hatte. Der junge Herr beachtete die vornehme Ablehnung meines Gegengrußes nicht, sondern fuhr fort: „Gestern Abend waren Sie recht spröde! Sind Sie heut' geselliger? Was?"

Ich beantwortete eine Frage des Postbeamten, ohne dem Lampendocht zu entgegnen. Ich hoffte ihn ohne Worte loszuwerden. Doch täuschte ich mich.

„Kann ich Ihnen mit Etwas dienen?" sagte er flüsternd. „Warum wollen Sie zu Fuße gehen? Lassen Sie Ihre Studenten laufen und kommen Sie in meinen Wagen! Was?"

Vor dieser Frechheit schrak ich denn doch zusammen. Doch brachte ich nichts über die Lippen, als die Worte: „Verlassen Sie mich — ich danke!"

„Ich könnte Ihnen die Reise viel angenehmer machen!" fuhr er fort. „So zu Zweien —! Ei was, seien Sie nicht so spröde!"

„Mein Herr" — rief ich bebend — „soll ich mir Hülfe gegen Sie herbeirufen?"

In diesem Augenblick stand Martin in der Thür, die drei Anderen hinter ihm. Sie hatten meine letzten Worte gehört. Ich nahm meines Bruders Arm und wollte ihn, ohne Aufsehen zu erregen, mit mir fortführen. Martin aber war nicht gestimmt so ruhig abzuziehen. „Unverschämter Bursche!" rief er. „Scheeren Sie sich zum Teufel! Oder sind Sie nach einer Ohr-

feige lüstern?" — Die drei Anderen standen mit wilden Blicken da, und, wie mir schien, zu Thätlichkeiten sehr gerüstet, so daß ich, in großer Angst, aus dem Postgebäude hinausdrangte.

Dieser Mensch aber, dieser „Lampendocht", stand mit unerschütterlich frechem Gleichmuth, drehte an seinem Cotelettebart und sah uns lächelnd nach. —

Der ganze Tag war mir durch den Eindruck dieser abscheulichen Situation verdorben. Meine jungen Leute — denen ich jedoch den ganzen Hergang zu erzählen mich nicht entschließen konnte — fühlten es durch, und suchten mich mit um so feurigerer Dienstbeflissenheit zu zerstreuen. Gelang es ihnen auch nicht ganz, so bin ich ihnen doch dankbar. Merkwürdig! Sie, vor denen ich anfangs etwas von Furcht gefühlt, sind jetzt der Schutz, unter dem ich mich sicher fühle. Wir sind wie eine Familie zusammen. —

* * *

Den 13. August.

Heut' Nachmittag lagerten wir auf einem Berge und genossen die köstliche Aussicht in die warme, sonnige Landschaft. Da begann Jettchen: „Jetzt müssen wir uns entscheiden! Dort unten liegt Heinrichsbad, unser heutiges Nachtquartier. Wie wird es mit unserem Concert?"

Dieser mir gar nicht zusagende Plan, ein Concert zu geben, war nämlich die ganze Reise über lebendig geblieben und fast täglich besprochen worden. Ich hatte anfangs darüber gelacht und nicht mit Ernst in den Scherz hineinreden wollen, da ich weder an den Ernst meiner Gefährten, noch an die Ausführbarkeit glaubte. Inzwischen hatten sie sich mehr und mehr in diese Idee hineingesprochen und geplant, daß mir bange wurde, sie könnten die Tollheit wirklich ausführen. Ich suchte den Plan ins Komische zu ziehen, wohin er denn auch gehörte. „Wollen Sie durchaus Geschäfte machen?" entgegnete ich dem Sprecher. „Was wird aber aus uns, wenn wir schlechte Geschäfte machen? Wenn Sie mit den „heiligen Hallen" und mit dem tiefen C in Schubert's „Wanderer" die Kosten nicht decken?"

„Wenn Frau Hedwig an der Kasse sitzt," lachte Jettchen, „kann es uns gar nicht fehlen!"

„Ach, die sitzt ja schon die ganze Reise über bei uns an der Kasse, zwar nicht einkassirend, aber dennoch als Kassenführerin —"

Stips wurde von dem halb verlegenen Gelächter der Anderen unterbrochen, Ramberg aber nahm schnell das Wort: „Eben darum müssen wir darauf denken, unsere Verhältnisse zu verbessern und nicht länger ihre Schuldner zu bleiben!"

„Drückt Sie diese traurige Lage so sehr?" fragte ich.

„O nein, wir leben wie im Paradiese oder im

Schlaraffenlande!" rief Jettchen. „Ich bliebe gern mein Leben lang in dieser Abhängigkeit —"

„In welcher man immer an diejenigen Aussichtspunkte geführt wird, wo es keine Wirthshäuser giebt —" unterbrach Martin. „Glaube dem Schmeichler nicht, Hedwig! Er hat sich erst gestern sehr scharf darüber ausgelassen, daß du gar kein Verständniß für Durst habest —"

„Das ist nicht wahr!" schrie Jettchen. „Ich habe nur den Wunsch ausgesprochen, Frau Hedwig bekäme einmal so ungeheuren Durst, daß auch wir —"

„Pfui, schämt Euch!" rief ich dazwischen — und verschwieg, daß ich wirklich selbst schon seit einer Weile einen solchen Durst empfand, und zwar gerade nach jenem verwerflichen, von ihnen begehrten Getränk, daß ich, wer weiß was, für ein Glas davon gegeben hätte. „Schämt Euch! Wie mögt Ihr, die Ihr mit Euren Gedanken nach etwas Höherem strebt, an so niedrigem Stoffe kleben!"

„Drum rasch wieder zu etwas Höherem!" rief Orpheus. „Beschließen wir gleich, morgen unser Concert in Heinrichsbad zu geben!"

Man nahm den Vorschlag beifällig auf, und in dem Durcheinander, welches sich völlig unparlamentarisch erhob, konnte meine abredende Stimme nicht zu ihrem Rechte kommen. Merkwürdigerweise schwieg Stips schon seit geraumer Zeit und sah, wie verträumt,

in die Landschaft hinunter. — „Helfen Sie mir, lieber Buchner," sagte ich — denn der Name Stips machte ihn von meinen Lippen unglücklich — „helfen Sie mir, diesen eitlen Virtuosen den Unsinn ausreden!"

„Unsinn ist's freilich," begann mein Freund mit Ruhe, „aber wir Zwei sind in der Minderheit, und der Unsinn wird doch wohl in Scene gehen. Das — mit dem Wiedererstatten aus der Concertkasse, ist freilich noch größerer Unsinn. Die Sache machen wir später mit Dionys ab — für Ihre Güte und Liebenswürdigkeit (er sagte so) gebührt ein anderer Dank. Ich bin jedoch unter Umständen auch für das Concert. Wir hörten heut' früh, daß vor einigen Tagen das Schulhaus in Heinrichsbad abgebrannt sei und der arme Schullehrer dabei Alles verloren habe. Da schoß mir gleich durch die Gedanken, zu welchem Zweck wir unser Concert zu geben hätten. Daß Sie als Dame sich nicht daran betheiligen wollen, versteht sich von selbst. Aber auch ich werde nur mitwirken unter der Bedingung, daß die Einnahme den Abgebrannten zufalle."

„Bravo!" schrie Martin mit einem gewaltigen Liebeshiebe auf Stipsen's Schulter. „Bravo!" jubelten die beiden Anderen.

„Sieh da!" meinte ich. „Sie sind ja recht schnell von dem Gedanken abgekommen, für Ihre Gläubiger zu wirken!"

„Ach!“ entgegnete Jettchen, „wir spaßen immer nur, wenn wir vom Bezahlen unserer Schulden reden!“

„Saubere Sippschaft!“ rief ich, indem ich mich lachend mit den Uebrigen erhob. Sie hatten nun keine Ruhe mehr, es mußte im Sturmschritt nach Heinrichsbad hinuntergeeilt werden. — Was sollte ich machen? Meine Einwilligung zu dem Concerte konnte ich nicht geben; aber, wie es scheint, kann ich die Thorheit schon nicht mehr abwenden und all' meine Gegenrede ist umsonst.

In Heinrichsbad — übrigens einem ganz entzückenden kleinen Curort — angelangt, nahmen wir Wohnung im Curhause, und erhielten einige recht hübsche Zimmer, ich sogar wieder eins mit einem Balcon nach der Brunnenpromenade heraus. Ich weiß nicht — es war, als hätte man uns erwartet, uns die Zimmer reservirt. Der Wirth, die Dienerschaft über die Maßen zuvorkommend! — Bei der Abendmahlzeit nahmen die jungen Leute den Wirth vor, und theilten ihm ihren Concertplan mit. Er schien überrascht, aber sehr bereit, ihnen den Saal umsonst zu überlassen. „Könnte nicht“ — sagte er — „hinterher ein Ball arrangirt werden? Junge Damen sind genug hier, aber es hat immer an Tänzern gefehlt. Jetzt, da gleich vier junge Herren —“

Mein Quartett schrie fast vor Entzücken bei diesem Vorschlag, und ich fühlte mit Kummer und Befangen-

heit, daß meine Autorität im Wirbelsturm der Ereignisse sich verflüchtigte. Martin wurde gastfrei und bestellte Wein, die ganze Gesellschaft benahm sich in der Vorfreude so komisch, daß ich, trotz meiner Gegensätzlichkeit, nicht aus dem Lachen kam. „Aber, Kinder!" rief ich. „So nehmt doch Vernunft an! Kann es Euch denn leicht um's Herz sein bei dem Gedanken, die ganze Badegesellschaft aufzurufen, Euch vor einem Publicum zu produciren, das doch wohl schon Besseres gehört hat?"

„Ach was! Der Zweck heiligt die Mittel!" rief Martin.

„Aber Eure Garderobe! Ihr könnt doch so unmöglich auftreten! Noch dazu auf einem Balle!" Ich hatte dabei vorwiegend den Anzug meines Freundes Stips im Auge.

Der Wirth hatte die letzten Worte gehört. „Darum machen Sie sich keine Sorgen!" tröstete er heiter. „Wenn es heißt, vier Herren Studenten geben ein Concert mit Ball auf der Durchreise, und noch dazu für die Abgebrannten, so hält man ihre Toilette für ausgezeichnet, sie mag sein, wie sie will. Wir sind hier nicht so ängstlich — eine neue Flasche? Sogleich!"

Meine Leute nannten den Wirth einen „famosen Kerl" und meine Befürchtungen wuchsen. Ich zog mich früher zurück. Wenn man nur wenigstens meinen Freund Stips etwas präsentabler herstellen könnte!

Das Costüm der Anderen möchte hingehen. Diese verkehrten Burschen! Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht! —

* * *

Den 18. August.

Wo mir der Kopf steht —? Wenn ich das vor fünf Tagen nicht wußte — denn so lange bin ich nicht an diese Notizen gelangt — so weiß ich es heute erst recht nicht. Mir ist ganz wirr, als läge ich im Traume und müßte aus all' diesen bunten Ereignissen plötzlich zur gewöhnlichen Wirklichkeit erwachen. Da sitze ich in einem fremden Hause, bin getrennt von meinen Reisegefährten, die beinah im Groll von mir geschieden sind — die schöne Wanderschaft hat eine unerwartete Wendung, möglicherweise für mich ein Ende genommen. Da sitze ich und soll mich ausruhen — gerade so wie im Hause Neuenburg, ich mochte das Bedürfniß dazu haben oder nicht. Aber Zeit habe ich nun wieder zum Schreiben, und will versuchen, die Erlebnisse in geordneter Reihe aufzuzeichnen.

Als ich am Morgen nach unserer Ankunft in Heinrichsbad auf den Balcon hinaustrat — ich hatte etwas bessere Toilette gemacht, da mein hier angelangter Koffer mir das erlaubte — erblickte ich eine Gruppe von zwei älteren Damen und einem Herrn, welche lachend

ein an einen Baum geheftetes Placat lasen „Es ist ein Studentenwitz," sagte der Herr, „aber ich bin überzeugt, Alles am Orte, was Beine hat, wird kommen. Sie sollten auch bis morgen noch bleiben, meine Damen!" — „Es ist bereits beschlossen!" entgegnete eine der Damen. „Ein solches Ereigniß in Heinrichsbad darf man sich nicht entgehen lassen." Die Gesellschaft wendete sich um, wurde meiner ansichtig, flüsterte unter einander, und schien mich aufs Korn zu nehmen. Ich zog mich in mein Zimmer zurück.

Da öffnete sich die Thür, und Stips trat herein, aber in einer Umwandlung, daß ich vor Erstaunen die Hände zusammenschlug. Er trug einen schwarzen Gesellschaftsanzug, weiße Cravatte und weiße Handschuhe, sein Gesicht strahlte vor Genugthuung. „Was sagen Sie dazu?" rief er, indem er vor den Spiegel trat, an seinem Frack rückte und zog, und sich ein Ansehen gab — unternehmend bis zur Gefährlichkeit! Ich kämpfte mit dem Lachen, indem ich ihm zusah. Dann wendete er sich zu mir, und als er mein lila Sommerkleid erblickte, rief er: „Ach, Sie haben sich ja auch sehr schön gemacht! Jetzt werden wir auch durch unsere Erscheinung Ehre einlegen!"

„Aber lieber Buchner" — lachte ich ihm ins Gesicht — „wie kommen Sie in diese Kleider?"

„Ich konnte doch in meinem Reiseaufzuge nicht im Concert oder auf dem Ball erscheinen!" rief er. „Da

fand sich, daß der Kellner von meiner Statur ist, er hat mir seinen Staatsanzug gegeben — sitzt er nicht wie angegossen?"

Das fand ich nun freilich nicht. Der Kellner mußte wohl breiter in den Schultern sein, denn der Frack warf im Rücken starke Falten, auch schienen mir die Aermel zu lang. Der Träger des geborgten Kleidungsstückes aber schien in kindlicher Zufriedenheit davon keine Notiz nehmen zu wollen, und ich stand, halb lachend, halb gerührt in die Betrachtung meines merkwürdigen Freundes versunken.

Da stürmte Martin herein. „Alles in Ordnung!" rief er. „Man will sich bereits um die Billets reißen! Da wir aber keine haben, müssen wir die Völkerschaften auf die Abendkasse vertrösten. Hedwig — drei reizende junge Mädchen waren nach Billets da! Ich habe mich gleich mit allen Dreien zum Tanz engagirt."

„Und sie gingen darauf ein?"

„Na natürlich! Warum denn nicht! Ganz vergnügt gingen sie darauf ein. Jetzt aber, Stips, ist die höchste Zeit zur Probe. Die Brunnenpromenade ist vorüber, und da es, wie der Wirth sagt, um diese Stunde hier zu sonnig ist, kommen jetzt die Leute nicht her, es ist die einzige Stunde zum Probiren. Die Anderen sind schon [illegible] am Flügel. Wir schließen den Saal zu. Hedwig, hier hast du ein Programm!" Aufgeregt stürzten sich die beiden Jünglinge aus dem

Zimmer und ließen einen beschriebenen halben Bogen Papier in meinen Händen — das Programm, in dessen Studium ich mich nun ungestört versenken konnte. Schauderhaft — und lächerlich zugleich! Ich las:

„Großes Extra-Reise-Concert der Gebrüder Fliedermüller, zum Besten der Abgebrannten." Fünf Quartetts waren angesetzt, dazwischen vier Sologesänge. Beethoven's Adelaide und Schumann's „Du meine Wonne, Du mein Schmerz", vorgetragen von „Orpheus Fliedermüller". Schubert's „Wanderer", und die „heiligen Hallen" aus der Zauberflöte, vorgetragen von „Jettchen Fliedermüller". — Ich entsetzte mich! Dies öffentlich anzuschlagen! Denn ein gleiches Programm prangte an dem Baum drüben. — „Die Quartetts", hieß es weiter, „werden von den vier Brüdern Fliedermüller gesungen werden. Die Begleitung der Gesänge hat der jüngste der Familie, der kleine „Stips Fliedermüller" übernommen." — Himmel! Sicherlich wußte mein Freund Stips nicht, hatte sich in seiner Toilettenaufregung nicht um die Abfassung des Programms gekümmert! Zum Schluß hieß es: „Nach dem Concert Bal paré. Die Damen erscheinen in Güte, Liebenswürdigkeit und Nachsicht, die Herren in guter Laune und freundlichem Entgegenkommen."

Das Blatt sank mir aus den Händen und ich auf einen Stuhl. Welcher Beurtheilung setzten mich diese

übermüthigen Burschen aus! Ich konnte mich vor den Leuten gar nicht sehen lassen. Und unten hielten sie bereits Probe, während ich aufgeregt in meinem Zimmer auf- und niederschritt. Was sollte ich nun anfangen? Mir fing die Zeit an lang zu werden. Draußen war es um diese Stunde still und leer, ich glaubte wenigstens in der unmittelbaren Nähe des Hauses einen kleinen Spaziergang unbeobachtet wagen zu können. So ging ich hinunter, von Wirth und Kellnern, die nach meinen Befehlen fragten, auf das Höflichste begrüßt. Ich streifte am Musiksaale vorüber. Da hörte ich, wie der Sänger der „Adelaide" in einen von mir schon öfter gerügten Fehler verfiel, und pochte mit meinem Sonnenschirm an das Fenster. Martin öffnete: „Sage doch Ramberg," so bat ich, „daß er die Stelle: „Und Nachtigallen flöten —" nicht so durch die Nase singe! Es klingt eher nach Clarinetten, als nach Flöten." Auch Wiesner-Jettchen erschien am Fenster. „Ach, wie reizend angezogen!" rief er, den ich heut' noch nicht begrüßt hatte. „Lila ist meine Lieblingsfarbe! Kann ich das Vergnügen haben, heut' Abend den ersten Walzer mit Ihnen zu tanzen?"

„Sehr fein und artig!" rief ich. „Eine Dame durch das Fenster zu engagiren!"

„Ich komme hinaus!" Der Unband machte Anstalten aus dem Fenster zu steigen. Ich bat himmelhoch und sah, wie er von Martin am Rockschoß fest-

gehalten wurde. „Geht, geht!“ rief ich. „Ich bin böse auf Euch Alle!“ — Ich schritt hastig davon und in einen schattigen Gang des Parks hinein, vergessend, daß ich mich nicht aus der Nähe des Hauses hatte wagen wollen. Es war sehr still und angenehm, Ramberg's Stimme verklang in der Entfernung, ich konnte mich bald ganz allein und unbeobachtet glauben. Da biege ich um eine buschige Ecke, und erblicke zwei alte Damen auf einer Bank sitzen, beide in Lesen vertieft. Es mußten dieselben sein, die ich heut' schon von meinem Balcon aus gesehen hatte. Rasch will ich Kehrt machen, zugleich aber blicken die beiden Lesenden auf, sehen mich überrascht, aber freundlich an, und erheben sich grüßend. Schon thun sie einen Schritt mir entgegen, und ich muß, den Gruß erwiedernd, stehen bleiben.

„Wie freuen wir uns—“

„Es ist uns sehr angenehm —“

„Sie verzeihen unsere Dreistigkeit —“

„Sie werden es nicht übel deuten —“

So begannen sie eine Wechselanrede in freundlichstem Tone, begleitet von altmodischen, aber graziösen Knixen.

„Sie sind uns bereits angekündigt —“

„Wir waren schon neugierig —“

„Der Zufall ist wirklich recht glücklich —“

„Wir haben die Nichte des Herrn Hofmarschall von P. zu begrüßen —“

„Es muß Ihnen sonderbar erscheinen, daß wir —"

„Aber die Reisefreiheit wird auch unsere Annäherung entschuldigen —"

So ging es fort unter Knixen und Verbeugungen, immer einen Schritt weiter, bis wir dicht vor einander standen. Ich fühlte, daß ich dunkelroth wurde und konnte in meiner Verlegenheit kaum die üblichsten Begrüßungsworte stammeln. Die zuvorkommende Freundlichkeit der alten Damen war gleichwohl unwiderstehlich. Ich mußte zwischen ihnen auf der Bank Platz nehmen. „Nun, wir werden heut' Abend ein musikalisches Fest haben?" begann die Eine wiederum. „Einen hoffentlich recht heiteren Abend!" fuhr die Andere fort.

Ich glaubte nichts Eiligeres zu thun zu haben, als zu erklären, daß diese Thorheit ganz gegen meinen Willen ins Werk gesetzt werde, und daß ich vor dem Ausgang in großer Angst, ja, daß ich sogar auf meine unartigen Reisegefährten recht ungehalten sei. „O, darüber sollten Sie ganz ruhig sein!" meinte meine rechte Nachbarin. „Jedermann sieht ja," nahm die linke das Wort, „daß es sich hier um einen Studentenspaß handelt. Uebrigens haben wir schon von Ihren musikalischen Leistungen gehört, die uns als höchst anmuthig geschildert worden." — Durch wen denn nur in aller Welt? dachte ich. — „Und Sie werden uns auch Etwas zum Besten geben?" fragte wiederum die rechte, während die linke Nachbarin näher rückte. Ich ver-

meinte es mit Verwahrung. — „Nicht?“ rief die rechte. „Aber Sie stehen doch auf dem Programm als Jettchen Fliedermüller —“ sie lächelte dabei und die linke lächelte schalkhaft zurück. Jetzt mußte ich auch lachen. Ich erzählte ihnen, wer Jettchen sei. Beide klatschten vergnügt in die Hände und lachten mit mir. „Aber siehst du, Schwester Ludowike —“ begann die rechte.

„Ja wohl, Schwester Rosalinde, du hattest ganz Recht. Denn wissen Sie, meine Liebe — wir wunderten uns, daß Sie die „Heiligen Hallen“, also eine Bajazie, singen würden — wir sind nämlich auch etwas musikalisch — und Schwester Rosalinde meinte, dahinter müsse noch ein Scherz stecken. Schwester Rosalinde hat immer Recht.“

„Nun, liebe Ludowike, du bist zu gütig — ich dachte nur so! Also auch den Wanderer werden Sie nicht singen? Nun, verdenken mag ich es Ihnen nicht. Sie überlassen es den jungen Männern. Aber es ist recht schön, daß Sie dem Völkchen den Spaß erlauben.“

„Der Zweck ist ja auch ein sehr guter,“ fuhr Ludowike fort, „und nimmt sogleich für die jungen Leute ein. Die Betheiligung wird gewiß allgemein sein.“

Die ausnehmende Freundlichkeit und Toleranz der alten Damen, die sich mir als zwei Fräulein Schönberg vorstellten, gewann mich und machte mich zutraulicher. Ich sprach ihnen meine Befürchtung aus, daß sie übel von mir denken müßten, da ich mit vier Stu-

denten durch die Welt vagabundirte, und gestand ihnen, daß ich meinen Ruf gefährdet glaubte bei dem Treiben der jungen Männer in Heinrichsbad. Allein auch darüber dachten sie duldsamer. Es sehe ja doch Jedermann ein, daß die Sache nicht von mir ausgehe, meinten sie. Ueberdies stehe die Nichte des Hofmarschalls von P. in zu hoher Achtung, als daß man ihr darum Uebles nachsagen werde. „Aber woher kennt man mich denn hier?" fragte ich. „Durch wen bin ich mit meinen Gefährten angekündigt?"

Schwester Rosalinde sah Schwester Ludowike an und Schwester Ludowike gab Schwester Rosalinde den Blick zurück. „Nun, Ihre Namen stehen ja wohl seit gestern Abend im Fremdenbuche?" sagte plötzlich die Letztere. „Ja, ich denke im Fremdenbuche!" meinte die Erstere. Es konnte sein, ich wußte es nicht. Aber das war doch noch keine Ankündigung. Hier mußte ein Geheimniß stecken. Ich ließ es auf sich beruhen, da die Damen etwas verlegen schienen. Auch kamen sie schnell auf etwas Anderes. Ich mußte vom Haus Neuenburg erzählen, denn Beide hatten den Onkel einst „sehr gut" gekannt, in ganz unvordenklicher Urzeit. An mich sollte damals noch nicht zu denken gewesen, meine Mutter selbst noch in Kinderschuhen gegangen sein. Damals also kannten sie den Onkel, und Schwester Rosalinde schlug die Augen nieder, als Schwester Ludowike das „sehr gut" betonte. Und wie

ich nun erzählte, begleitete mich ihre Theilnahme durch fortgesetztes freundliches „Hm" und „Mh" — „Mh!" machte Schwester Ludowike beklagend, da die mancherlei Leiden des Onkels zur Sprache kamen, aber ein zustimmendes „Hm!" folgte bei der Erklärung, daß er sie doch mit Güte und Gelassenheit ertrage. „Mh!" klagte Ludowike über die Kränklichkeit der Tante, und „Hm!" stimmte Rosalinde bei, als ich sie doch eine treffliche Frau nannte. So ging es fort „Mh! Hm!" wie ein wohlwollendes Uhrwerk — Tick, Tack — „Hm! Mh!" zustimmend und beklagend.

Inzwischen kam die Mittagsstunde heran und wir erhoben uns, um nach dem Cursaale zurückzugehen. Die Damen empfahlen sich mit einem sehr freundlichen: „Auf Wiedersehen!" Wir waren bereits ganz gute Freunde geworden.

„Was hast du dir denn da für ein Paar alte Schachteln zugelegt?" fragte Martin, der mich bereits gesucht hatte.

„Schäme dich!" rief ich. „Wenn Ihr mich allein laßt, muß ich wohl Bekanntschaften auf meine eigene Hand machen."

Da ich mit meinem Vierblatt nicht an der gemeinsamen Tafel zu erscheinen wünschte, hatte ich unser Mittagsmahl in meinem Salon serviren lassen. Ich weiß nicht, wie es kam, aber es ging heut' bei uns ziemlich hoch her. Die Aufregung und gute Laune

machten sich geltend, und ich ließ mich so weit fortreißen, daß ich, der unabänderlichen Thatsache gegenüber, meinen Widerwillen gegen das Concert überwand. Der Zuspruch der beiden alten Damen mochte mich ermuthigt haben. Wir stießen auf gutes Gelingen an und ich hatte für wiederholte Toaste auf meine vorzüglichen Eigenschaften zu danken.

Schon Nachmittags wurde es belebter vor dem Curhause. Alle Tische füllten sich mit Kaffeegästen, die jungen Damen bereits in luftiger Tanztoilette. Ich wagte mich nicht hinunter, sah aber meine vier Gefährten mitten unter den Gruppen der Gesellschaft. Man stellte vor, versprach sich zum Tanz, es war eine sehr angeregte Munterkeit. Ich saß inzwischen in meiner freiwilligen Vereinsamung oben, mir graute vor dem Augenblick, da man sagen würde: „Da ist auch Mutter Fliedermüller!“ Er sollte denn auch kommen und mußte überwunden werden.

Schon dunkelte es, die Gesellschaft strömte in den Concertsaal. Da stürmte Stips, geröthet vor Aufregung, in mein Zimmer, um mich abzuholen. Es sei schon ganz voll, sagte er, doch habe er in der ersten Reihe einen Platz für mich aufgehoben.

„Denken Sie nur,“ rief er, „Er“ ist auch da!“

„Wer?“ fragte ich.

„Nun, der „Herr zu Pferde“! Ich habe ihn gesprochen. Er fragte, ob Sie nicht bald herunterkommen würden?“

„Der fehlte mir hier gerade noch!“ dachte ich, indem ich Handschuhe und Spitzenshawl anlegte. „Noch Eins, lieber Buchner!“ sagte ich. „Streben Sie nicht so sehr über Ihre Verhältnisse hinaus — recken Sie sich nicht so entsetzlich! Die natürliche Höhe kleidet Sie viel besser.“

Er versprach und dankte halb verlegen, und reichte mir den Arm, den ich jedoch in aller Freundschaft ablehnte. — Der Saal war wirklich voll. Doch zog ich es vor, anstatt des mir bewahrten Platzes in der ersten Reihe, einen leeren Stuhl in der dunkelsten Ecke, nahe an der Thür, zu wählen.

So begann denn nun das Concert, anfangs von meinem ziemlich beängstigten Herzklopfen begleitet. Die „Gebrüder“ trugen sämmtlich weiße Handschuhe, welche ein Laden in Heinrichsbad geliefert hatte. Gleich das erste Quartett errang sich lebhaften Beifall. Und als darauf Sarastro's Arie in Scene gehen sollte, gesungen von „Jettchen Fliedermüller“, und anstatt einer Dame sich ein schlanker und wirklich recht hübscher Jüngling verbeugte, erhob sich ein kicherndes Flüstern und der Name „Jettchen“ kam und ging über alle Lippen. Man war, wie es schien, nicht mehr verwirrt über den Zusammenhang, der Nachmittag hatte ihn, zur Belustigung der jungen Damen, bereits aufgeklärt.

Wiesner, mit Recht der Stolz des Quartetts, sang

sehr gut. Man war erstaunt, aus dieser fein gebauten Gestalt eine so mächtige Stimme zu vernehmen, und spendete endlosen Beifall. — Einem so wohlwollend angeregten Publicum gegenüber konnte ich denn ruhiger sein und dem Concert freien Lauf lassen.

Da, während einer Pause, bemerke ich, wie in der ersten Reihe meine beiden alten Damen sich erheben und ihre Blicke suchend durch den Saal schweifen lassen. Sie waren Beide hochgewachsene Gestalten, aber noch eine höhere männliche erhob sich mit ihnen, in welcher ich mit Bestürzung niemand Anders erkannte, als den „Herrn zu Pferde". Er war zwar zu Fuße, und von meiner Seite war es nicht Furcht, von ihm niedergeritten zu werden, als er plötzlich durch den Saal kam, um sich, wie ich richtig befürchtet hatte, zu mir zu drängen. Er mußte eine hier sehr bekannte und angesehene Persönlichkeit sein, denn Viele grüßten ihn achtungsvoll und Vieler Augen folgten ihm. Himmel, jetzt mußte „Mutter Fliedermüller" entdeckt und erkannt werden — man wendete sich von allen Seiten nach mir um! Der „Herr zu Pferde" stand neben mir, grüßte und sprach mich an, indem er sich unter dem Namen Dornstein vorstellte. Er sprach seine Freude über das wiederholte Zusammentreffen aus und entschuldigte sich, daß er seine persönliche Vorstellung bisher unterlassen habe. Namen thäten bei flüchtigen Reisebekanntschaften in der freien Natur so wenig,

meinte er; erst wo die Gesellschaft uns einschließe, begönnen Namen und bedingendere Formen. Ich glaube nicht, daß ich viel darauf entgegnete. Er sprach darauf von den Leistungen meiner Gefährten, brachte mir die Bitte seiner beiden Tanten, der Fräulein Schönberg, vorn bei ihnen Platz zu nehmen — die beiden Damen nickten und winkten herüber — und fragte, ob ich seinen Arm nehmen wollte? Allein dazu konnte ich mich nicht entschließen, und zum Glück wurden die Verhandlungen unterbrochen, da die „Gebrüder", sich zum Quartett, welches den zweiten Theil einleitete, rüsteten. Freilich blieb der „Herr zu Pferde", oder vielmehr der Freiherr von Dornstein, wie ich ihn in meiner Umgebung nennen hörte, hinter meinem Stuhle stehen und machte dadurch, wie ich merkte, meinen Platz zu einem Gegenstande der Beobachtung. Inzwischen sang Orpheus die Adelaide, und wußte sich, trotzdem er nach Tische über Magenschmerzen geklagt hatte, recht leidlich aus der Sache zu ziehen. Auch wurde das Publicum durch einige Clarinettentöne, die denn doch wieder zum Vorschein kamen, nicht wesentlich gestört. Ich vernahm einige Stimmen, die das Aussehen des jungen Mannes als sehr interessant erklärten. Und endlich wurde das letzte Quartett, eine „Huldigung an die Schönen", gesungen und da capo begehrt, und unter heiterster Befriedigung und reichlichen Beifallspenden war man am Schlusse des Concertes angelangt.

Ich flog, mit leichtem Gruß gegen meinen Nachbar, auf die Thür zu, und war die Erste aus dem Saale, um rasch mein Zimmer wieder zu gewinnen. Unten hörte ich langedauerndes Geräusch, die Stühle wurden gerückt, um den Saal zum Tanze frei zu machen. Draußen aber stand das Publicum in Gruppen, unter Lachen und Vergnüglichkeit. Ich hoffte, meine Absicht durchzusetzen und an dem weiteren Verlauf des Gesellschaftsabends nicht Theil zu nehmen. Aber es sollte anders kommen.

Denn es wurde an meine Thür gepocht und herein traten Schwester Ludewike und Schwester Rosalinde, um mir einen Besuch zu machen und mich einzuladen, heut' Abend ihr Gast zu sein. Meine freundliche Ablehnung sollte nicht gelten. Daß meine Lage bisher schon bedenklich genug sei, daß ich sie durch Eintritt in einen Tanzsaal nicht noch auffallender machen wollte — die Damen wußten für Alles Beschönigungen. „Und dann, englisches Kind," schloß Schwester Ludewike, „in unserer Gesellschaft haben Sie nichts zu befahren, denn, wie anmaßend es klingen möge, wir gelten hier etwas, unter unseren Flügeln werden Sie keiner üblen Meinung ausgesetzt sein." — Was sollte ich machen? Ich ließ mich überreden.

Ein Tanz war eben zu Ende, als wir hinunterkamen, und meine vier treulosen Cavaliere flogen auf mich zu, um mich aufzufordern, obgleich ich ihnen schon

bei Tische jeden Tanz abgeschlagen hatte. Während sie noch bettelten — wenigstens Drei von ihnen — trat Herr von Dornstein zu uns. Er sagte seinen Tanten eine Artigkeit, daß sie es verstanden hatten, mich zur Gesellschaft zu bringen, und fuhr dann, zu meinen Gefährten gewendet, fort: „Sie haben uns künstlerisch so schön bewirthet, daß Sie mir schon erlauben müssen, von jetzt ab den Wirth zu machen. Die Herren lassen es sich hoffentlich gefallen, meine Gäste zu einem kleinen Souper zu sein."

„Darf ich um Ihren Arm bitten?" so wendete sich Schwester Ludowike lächelnd an Martin, während Orpheus und Jettchen sich in der Hast förmlich stießen, um Schwester Rosalindens Arm zu gewinnen. Glück und Gewandtheit entschieden für den jugendlichen Bassisten. Ich ergab mich in mein Schicksal, nahm Dornstein's Arm und führte den Zug mit ihm zur Veranda, wo eine lange, geschmückte Tafel, zwischen italienischen Lampen und Ballons, die im Weinlaub aufgehängt waren, der Gesellschaft harrte. Es waren noch einige Familien daran betheiligt. Obenan saß Schwester Ludowike, als die Aelteste, dann folgte ich, neben mir Dornstein, uns gegenüber Schwester Rosalinde. Meine Reisebegleiter machten bunte Reihe mit der schönen Jugend. Da wurde viel gelacht und gejubelt, und ich bemerkte, daß Dornstein, der öfter aufstand, um nach den Flaschen zu sehen, von meinen Leuten, besonders

von Stips, schon recht cordial behandelt wurde. Die Sitzung währte nicht lange, da die Tanzlust der Jugend keine Ruhe ließ. Doch gab es einige Toaste während der Tafel. Einen brachte der pensionirte Hauptmann Kurzhals aus auf die „Gebrüder Fliedermüller" — (allgemeines Lachen erhob sich bei diesem Namen), indem er ihnen dankte für den schönen Zweck ihres Concertes. Die reichliche Einnahme werde den Abgebrannten überliefert werden und den jungen Künstlern eine eben so große Dankbarkeit bei diesen sichern, als sie auf eine freundliche und angenehme Erinnerung bei den Gästen von Heinrichsbad rechnen könnten. Nach dem Hauptmann nahm Martin das Wort — ich sah befangen auf meinen Teller, denn ich hatte ihn nie in größeren Kreisen reden hören und glaubte auf Alles gefaßt sein zu müssen. Zu meiner Ueberraschung aber sprach er recht fließend und wohlgesetzt, dankte den Gästen für ihre gütige Unterstützung und für die Nachsicht, mit der sie den übermüthigen Scherz, sowie die Leistungen der Familie Fliedermüller aufgenommen hätten. — Kaum waren noch die Gläser verklungen, als Stips wie ein Pfeil emporschnellte, auf einen Stuhl sprang und mit durchdringendem Tone seine Stimme erhob: „Man hat das Wohl der Familie Fliedermüller ausgebracht (so sagte er ungefähr), aber vergessen wir auch nicht derjenigen Familie zu gedenken, welche schon vor unserer Ankunft, wie ich höre, so aus-

giebig für jene Abgebrannten gesorgt hat, und unter deren Schutze allein der Name Fliedermüller sich einer nachsichtigen Beurtheilung erfreuen durfte. Es lebe der Besitzer von Heinrichsbad, Freiherr von Dornstein! Es leben die Beschützerinnen von Heinrichsbad, die Fräulein Ludowike und Rosalinde Schönberg!" — Dieser Toast, welcher mir einige ganz neue Eröffnungen brachte, schlug merkwürdig durch. Alles erhob sich unter Hoch! und Bravo! und drängte nach unserer Seite der Tafel hin, um mit den Gefeierten anzuklingen. Man ließ sich nach dieser tumultuarischen Erhebung nicht wieder nieder, sondern eilte in den Saal, um den Tanz von Neuem zu beginnen. Nur ein kleiner Kreis blieb um uns versammelt, darunter der Hauptmann. Er war, wie ich erfuhr, seit zwanzig Jahren auch im Winter ansässig in Heinrichsbad und spielte hier eine bevorzugte Rolle. Die beiden alten Damen hatten ihren Landsitz nur eine Stunde von hier, und nahmen nach alter Gewohnheit in jedem Sommer einige Wochen Aufenthalt in dem Curorte. Diese drei Personen bildeten die lebendige Chronik von Heinrichsbad, aber eine wohlwollende, menschenfreundliche, sehr nachsichtige Chronik. Der Hauptmann kannte meinen Onkel auch aus alter Zeit und erzählte dies und jenes aus der Vergangenheit.

Dornstein ging ab und zu. Es war mir recht, daß er mich nicht in eine besondere Unterhaltung ver-

wickelte, ich dankte es ihm, daß er meinen Entschluß, nicht zu tanzen, achtete, und mich gar nicht aufforderte. Als er einmal aus dem Saal zurückkehrte und neben mir Platz genommen, begann er: „Sie haben da unter Ihren Reisegefährten einen recht merkwürdigen kleinen Mann! Ich bin schon Freund mit ihm geworden, er hat mir sogar erzählt, woher seine besonders elegante Toilette stammt.“ Ich mußte lachen und den alten Damen, welche uns neugierig ansahen, berichten. Einmal im Erzählen, plauderte ich aus, was mir mein Bruder über Stipsen's Verhältnisse und seinen Charakter mitgetheilt, sowie, was ich selbst während der Reise in ihm erkannt hatte. Die Damen hörten aufmerksam zu und jenes wohlwollende Uhrwerk war mit „Mh! Hm!“ und „Hm! Mh!“ wieder aufgezogen.

Nach einer Weile begann Schwester Ludowike: „Ich hätte einen recht großen Wunsch, liebes Engelchen —“

„Ach, es wäre gar zu lieb, wenn Sie ihn erfüllten!“ rief bereits Schwester Rosalinde, während ich von Einer zur Anderen sah.

„Wir wohnen nicht weit von hier,“ fuhr die Erste fort. „Sie würden uns sehr erfreuen, wenn Sie uns Ihren Besuch gönnten!“

„Es ist auch gar nicht so übel bei uns!“ meinte Rosalinde. „Die Gegend recht hübsch. Musik kann auch gemacht werden. Wie schön wäre es, wenn Sie

Wohnung bei uns nähmen! Ihre Gefährten holten Sie dann auf der Rückreise von uns ab."

„Und wir stellten Ihnen endlich den Wagen, der die ganze Gesellschaft wohlbehalten wieder nach Haus Neuenburg zurückführte."

Ich glaubte aus diesen, wenn immer sehr gütigen Vorschlägen herauszulesen, daß die Damen meine fernere Fußwanderung mit den jungen Leuten nicht recht billigten, dennoch aber suchte ich dankend abzulehnen, der Sache sogar eine heitere Wendung zu geben. Meine Söhne würden der mütterlichen Leitung entbehren, meinte ich, würden sich auch wohl gar gegen meine Abtrünnigkeit auflehnen.

„O!" sagte Ludowike, „das wäre doch wohl einzurichten." Und zu ihrem Neffen gewendet: „Lieber Gebhard, wenn du das in deine Hände nähmst? Was meinst du?"

Darauf Rosalinde: „Vielleicht ließen sich die jungen Herzen auch bereit finden, inzwischen einen Besuch bei dir zu machen, lieber Gebhard?" Und zu mir gewendet: „Unseres Neffen Wohnsitz liegt kaum zwei Meilen von dem unserigen. Er hat sehr viel Platz, denn leider wohnt er allein in dem großen Hause. Wie denkst du darüber, lieber Gebhard?"

Dornstein schien ausweichen zu wollen. Er zweifelte, ob er den jungen Leuten die Einsamkeit des Hauses anbieten dürfe. Auch sei es nicht wohlgethan, fremde

Reisepläne zu kreuzen. Mit rascher Wendung kam er dann auf seine Universitätsjahre, und wie er sich ihrer und mancher Fußwanderung mit akademischen Freunden mit Vergnügen erinnere. Allein von dieser Abschweifung brächten ihn die Damen wieder zurück. Sie drängten mich mit freundschaftlichen Bitten, trieben mich so in die Enge, daß ich mir keinen Rath wußte, als den Ausweg, die Sache morgen früh im Kreise meiner Reisegefährten zur Berathung zu bringen. Die Damen waren nicht einverstanden, gaben sich aber zufrieden, da Dornstein meine Partie nahm.

Inzwischen war es spät geworden, Mitternacht vorüber, es sollte nicht länger getanzt werden, trotz der Gegenvorstellungen und Bitten der Jugend. Man verabschiedete sich, gewiß auf manchen Seiten bedauernd, daß die schöne Gegenseitigkeit, welche sich angesponnen, eine so vorübergehende sein sollte. Ich mußte meinen Gönnerinnen ein Wiedersehen und eine hoffentlich günstige Entscheidung auf morgen früh versprechen, während Dornstein und meine Gefährten mit vielem Händeschütteln von einander Abschied nahmen. — Die Meinen behaupteten, einen himmlischen Abend verlebt zu haben und ich müßte doch nun einsehen, daß alle meine Befürchtungen unnütz gewesen. Das einzige Traurige dabei wäre, daß ich nicht hätte tanzen wollen — fügte der galante junge Bassist hinzu. An Schlafengehen war bei ihnen noch nicht zu denken, ich hörte sie

noch lange unter meinen Fenstern plaudern und lachen. —

Der Tag begann uns am anderen Morgen etwas spät. Die Brunnenpromenade war fast vorüber, als meine Langschläfer sich bemerklich machten. Da mir im Freien jedoch noch zu viel Gesellschaft war, bestellte ich das Frühstück in unseren Salon. Nach dem Kaffee faßte ich mir ein Herz und rückte mit dem Vorschlag der alten Damen heraus.

Meine Leute sahen mich schweigend und ganz bestürzt an. Keiner schien zuerst das Wort nehmen zu wollen. Endlich begann Martin, halb vorwurfsvoll, halb traurig: „Ach, Hedwig! Thu doch das nicht! Du willst zu den beiden alten Schachteln gehen und wir sollen ohne dich weiterwandern?"

„Ich schätze diese Familie sehr," so äußerte sich Stips, „aber — die ganze Reise wäre zerstört!"

Und darauf Wiesner-Jettchen: „Ich könnte es Ihnen nicht verdenken — wir haben Sie doch gestern sehr vernachlässigt und eigentlich unrecht gehandelt — Sie sind im Recht, wenn Sie sich bessere Gesellschaft suchen, als wir sind — aber es wäre doch gar zu schade!"

Endlich der Tenor, der heut' entsetzlich blaß aussah: „Nein, zu verargen ist es Ihnen nicht. Aber wir Andern können nur einpacken mit unserem Reisevergnügen!"

„Hedwig!“ nahm Martin wieder das Wort, „verzeih', eigentlich waren wir undankbar gegen dich! Wir wollen nichts wieder gegen deinen Willen durchsetzen. Wenn du willst, so bleiben wir von nun an ganz unter uns! Geh nicht zu den fremden Leuten!“

„Also wäre es meinen Reisegefährten lieb und von Werth, wenn ich bei ihnen bliebe?“ fragte ich, im Kreise blickend. — Ein lautes vierstimmiges Ja! antwortete mir, und Alles stürmte nun mit Bitten auf mich ein. — Ich weiß nicht, mir wurde zu Muth wie Karl Moor, als er sich auf Leben und Tod zu seinen Räubern schwur. „So bleiben wir zusammen!“ rief ich, die Hände rechts und links hinreichend und in den Jubel meiner Bande mit hinein lachend.

Nun galt es aber mich von meinen Gönnerinnen zu verabschieden und zu entschuldigen, und ich ging in Martin's Gesellschaft, ihnen einen Gegenbesuch zu machen. Ich fand sie bereits beim Einpacken. Sie hörten meinen Bescheid mit Bedauern, doch mußte ich ihnen versprechen, auf der Rückreise ein paar Tage bei ihnen zuzubringen.

Als wir nach dem Curhause zurückkehrten, fanden wir die Unseren in einer sonderbaren Stellung. Jettchen faßte sich an den Kopf vor Entsetzen, Stips schlug vor Erstaunen die Hände zusammen, Orpheus konnte die seinen nur noch gefaltet über den Magen halten. So standen sie in einer Gruppe, als wir eintraten.

Die drei Jünglinge waren wider meinen Willen über unsere Wirthshausrechnung gerathen, die ich auf dem Tische hatte liegen lassen, und wollten nun erstarren über unseren Verbrauch von Speisen und Getränk und die angediehene Summe. Ich muß bekennen, sie hatte eine überraschende Höhe erreicht, doch nahm ich ihnen das Blatt weg und hieß sie sich trösten.

„Nein," sagte Stips gedemüthigt, „wer unter solchen Umständen seinen Pfad von dem unserigen trennen will, der hat Grund dazu! Aber das darf nicht so fortgehen. Und dieser verwünschte Kellner! Den Mißbrauch seines Anzuges mit auf die Rechnung setzen zu lassen — und so hoch! Der bekommt kein Trinkgeld mehr! Weg von hier! Natur, Natur, nimm uns wieder in deine Arme auf!"

Lachend rüsteten wir uns zum Aufbruch, und zu Fuß, wie wir gekommen, verließen wir Heinrichsbad. Uebrigens etwas hinten herum, ich wünschte nun keine Erregungen auf der Promenade weiter. — Meine Leute schienen ein wenig geduckt, die Berührung mit der Culturwelt mochte sie nachdenklicher stimmen. Es war der Rückschlag auf die großen Ereignisse des gestrigen Tages. So mußte ich es denn sein, die den unbefangenen Reiseton wieder anstimmte, und ich that es durch ein unter uns sehr beliebtes Wanderlied, in das sie dann Einer nach dem Anderen einfielen.

Eine gute halbe Stunde waren wir tüchtig ausge-

schritten, da stolperte ich über eine Baumwurzel und wäre gefallen, wenn zwei meiner Retter mich nicht unterstützt hätten. Allein ich fühlte einen Schmerz am Fuße, den ich nur mit Mühe eine Weile unterdrücken konnte. Bald machte mein Hinken die Freunde aufmerksamer und endlich mußte ich um ein kurzes Ausruhen bitten. Es machte mein Uebel nur noch schlimmer. Denn als ich darauf weiter zu gehen versuchte, mißglückten schon die ersten Schritte, und von heftigerem Schmerz gehindert, mußte ich mich für invalid erklären. Die Lage war sehr unangenehm für mich. Erst am Morgen hatte ich mich meinen Leuten gleichsam zugeschworen und nun sollte ich ein Hinderniß für sie werden. Inzwischen mußte etwas für unsere Weiterkunft geschehen. Nach einigen Debatten wurde Jettchen nach Heinrichsbad zurückgesendet, um uns einen Wagen für die nächste Fortsetzung der Reise zu besorgen.

Während wir, seiner Rückkehr harrend, am Waldesrande lagerten, waren die drei Anderen sehr aufmerksam gegen mich und suchten meine Mißstimmung über den Aufenthalt, den ich verschuldete, zu zerstreuen. Orpheus führte sich selbst als abschreckendes Beispiel an, da er uns einst in noch gravirenderer Art mitgespielt und zurückgehalten habe. Und da wir nun auf unserem Lagerplatze Zeit hatten, wurde der gestrige Abend nochmals gründlich durchgesprochen. Stips erklärte, er habe eine bestimmte Einladung von Herrn von

Dornstein für den Rest der Ferien, und werde ihr jedenfalls nachkommen. Auch die beiden alten Fräulein Schönberg wären sehr gütig gegen ihn gewesen und hätten geäußert, die Bekanntschaft sei hoffentlich angeknüpft, um eine dauernde zu bleiben. Orpheus wußte ebenfalls Gutes von den neuen Bekanntschaften zu sagen, nur Martin schwieg. Erst als Stips sich von Neuem rühmend über Herrn von Dornstein aussprach, begann mein Brüderchen: „Und ich mag ihn doch nicht! Es ist mir heut unangenehm, daß wir uns gestern haben von ihm bewirthen lassen. Er wird es gegen uns ausbeuten —"

Während wir Martin noch befremdet ansahen, rief Stips plötzlich aufspringend: „Da ist er!" und eilte ihm entgegen.

Wir sahen Jettchen in Begleitung Dornstein's schnell herankommen. Letzterer führte ein Pferd am Zügel. Unser Bote hatte leider keinen Wagen in Heinrichsbad auftreiben können, da die vorhandenen von einigen abreisenden Gästen bereits vorweg genommen waren. Da begegnete ihm Dornstein, der auf diese Nachricht sofort einen Damensattel auf sein Pferd schnallen ließ, um mir rasch Hülfe zu bringen. Er beklagte meinen Unfall lebhaft und sprach die Hoffnung aus, ich würde seinen Beistand und seine Begleitung nicht verschmähen. So überrascht ich durch diese Wendung der Ereignisse war, ich konnte in diesem Augenblick die Hülfe nicht

abweisen. Ich mußte sogar dulden, daß er mir in den Sattel half, wobei ich sehr heftige Schmerzen in meinem Fuße empfand.

„Aber wohin soll die Reise gehen?“ rief jetzt Martin, und zwar in so schroffem Ton und mit so wilden Augen, daß wir ihn Alle stutzend ansahen.

„Nun, mein lieber Herr Stahl,“ entgegnete Dornstein gelassen, „darüber hat Ihre Frau Schwester durchaus zu entscheiden. Etwa zurück nach Heinrichsbad. Oder, wenn ich mir einen Vorschlag erlauben darf, besser nach dem benachbarten Altweil zu meinen weiblichen Verwandten. Die beiden alten Damen sind bereits zu Hause angelangt und werden sich freuen, den Gast zu empfangen. Ueberdies wird, wenn die Verletzung eine ernstliche sein sollte, weibliche Pflege angemessener sein, und in Altweil ist diese besser zu finden, als in Heinrichsbad. Der Arzt ist bald herübergeholt.“

„Und wenn ich mich dem widersetze?“ rief Martin erregt.

Dornstein sah ihn und dann mich fragend an, er schien begierig, zu hören, wessen Willen hier den Ausschlag geben werde? Mich aber verdroß Martin's Betragen sehr. Es lag auf der Hand, daß Dornstein's Vorschlag jetzt der zweckmäßigste war, wie sehr ich die Sachlage immerhin anders gewünscht hätte.

„Du kannst dich mit Vernunftsgründen kaum wider-

ſetzen, lieber Martin," ſagte ich. „Herr von Dornſtein, ich nehme Ihren Vorſchlag an."

Er verneigte ſich dankend und nahm die Zügel des Pferdes, um es zu führen. Meine vier Gefährten ſtanden dabei und ein fragendes: „Und wir?" ſtand auf allen Geſichtern zu leſen. Da begann Dornſtein:

„Meine Herren — lieber Herr Stahl — nehmen Sie die Sache wie ſie liegt, und folgen Sie meiner Einladung nach Altweil! Sie werden Ihre Dame nicht verlaſſen wollen — verſteht ſich! Es iſt möglich, daß Sie die Reiſe ohne dieſelbe fortſetzen müſſen, allein die Verletzung kann ja auch ſchnell gehoben ſein. Wir wollen das Beſte hoffen."

So übernahm er die Führung, und drei meiner Begleiter folgten bereitwillig. Martin ſchritt uns langſamer nach, als ſchiene er unſchlüſſig, als brütete er über etwas. Plötzlich kam er raſch herbei, um ſchweigend auf der anderen Seite neben mir herzuſchreiten.

Der „Herr zu Pferde" ging alſo jetzt mit uns zu Fuße, und ich ſaß auf ſeinem Pferde — merkwürdige Umkehr der Erlebniſſe! Er wußte mich gut zu unterhalten, ohne das Geſpräch von meinen anderen Begleitern abzuſchließen. Ich lernte einen fein gebildeten Mann in ihm kennen, der doch auch ganz harmlos mit uns ſcherzen konnte. Ohne muſikaliſch zu ſein, wie er ſagte, kannte er doch unſere üblichen Lieder und wußte ſie mitzuſummen, als drei von unſeren Leuten nicht

umhin konnten, etwas anzustimmen. Er sagte unter Anderem:

„Solch' ein Singen lasse ich mir gefallen, es ist unmittelbarer Ausdruck, Stimmung, Leben, Poesie darin. Im Ganzen aber wird mir heutzutage zu viel Musik gemacht. Wer kann sich in den Städten noch retten vor Clavierklapperei? Mein Gefühl ist roh und ungebildet genug — ich bekenne es — daß ich mich in einem Instrumentalconcerte aufs Aeußerste langweile. Ueberdies ist die Musik eine so rücksichtslose Kunst! Alle übrigen Künste gestatten ihren Jüngern, sich still zu üben, die Musik drängt sich sehr zudringlich hervor und macht ihren Jünger zu einer Haus- und Landplage."

Freund Jettchen machte einige entschuldigende Einwürfe und Dornstein fuhr fort:

„Die Menschenstimme will ich ja gern gelten lassen. Besonders wenn sie nicht virtuos anspruchsvoll auftritt, sondern hübsch gesellig sich in unsere Muße fügen will. Zwischen Vocalmusik und dem Singen aus Stimmung und Bedürfniß ist ein Unterschied, und meinem Ohr klingt nun einmal das letztere angenehmer."

Stips erklärte sich ganz zu seiner Ansicht, während Jettchen und Orpheus, als Inhaber von Stimmen, mit welchen man auch große Arien aus Opern und Oratorien singen könnte, nicht ganz einverstanden waren.

Unter solchen Gesprächen gelangten wir auf Waldwegen wieder auf die breite Fahrstraße und näherten

uns einem hübschen Landhause, umgeben von Gartenanlagen, worin die Rosen noch in schönstem Flor standen. Unser Zug konnte, als wir durch das Hofthor gelangten, nicht unbemerkt bleiben. Schon rief uns Schwester Ludowike aus dem Fenster Willkommen zu, und bald stand sie mit Schwester Rosalinde vor der Thür, um uns mit Freudenbezeugungen zu begrüßen. Mein Unfall bekümmerte sie tief, aber dennoch hatte ihr Empfang etwas Triumphirendes, daß ich nun dennoch unter ihre Flügel gelangt sei. Ich mußte auf einem kleinen Sopha mit Rollfüßen Platz nehmen, und es war mir recht, denn mein Fuß schmerzte bei der geringsten Bewegung. Nach dem Arzte wurde sogleich geschickt. Es verstand sich nun also von selbst, daß ich bei meinen alten Freundinnen blieb, und so ward auch mein Koffer nachgeholt, der noch nicht von Heinrichsbad abgegangen sein konnte. Daß ich unter sehr liebevoller, aber auch sehr umständlicher Pflege sein würde, erhellte schon in der ersten Stunde. Der Arzt kam, erklärte die Verstauchung für geringfügig, verbot aber für die nächsten Tage jeden Versuch, zu gehen.

Was wurde nun aus meinen Männern? Während Schwester Ludowike eine Krankenstube um mich her einrichtete, erzählte sie, daß Schwester Rosalinde die Herren unter der Veranda mit dem Kaffee bewirthe. „Sie werden guten Appetit zeigen," dachte ich, „denn wir haben keine Mittagsmahlzeit gehabt." Rosalinde kam zu

uns. Die jungen Herren wollten bald wieder aufbrechen, erzählte sie. Es sei leider schlimm, daß sie nicht zureden könnte — vier junge Männer zu beherbergen, darauf wäre ihr Jungfernzwinger nicht gut eingerichtet, allein wenn ich wünschte, so müsse sich Rath schaffen lassen —

„Gott bewahre!“ rief ich, und bat, mir meinen Bruder hereinzuschicken und mich einen Augenblick unter vier Augen mit ihm zu lassen. — Martin kam, und nicht mit dem heitersten Gesicht. „Du siehst, lieber Junge, daß ich nicht weiter kann, Ihr müßt die Reise nun doch ohne mich fortsetzen. Um die Mittel sollt Ihr nicht verlegen sein.“ Ich händigte ihm ein, was ich für nöthig hielt, und er erklärte es für über und über hinreichend.

„Hedwig!“ sagte er darauf, „ich weiß doch nicht, ob ich dich hier allein lassen darf! Ich kann nicht ruhigen Herzens abziehen, wenn du —“

„Ei was!“ unterbrach ich ihn — „Ihr werdet Euch ohne mich recht gut unterhalten und mich darüber bald vergessen.“

„Jetzt doch nicht mehr, Hedwig! Es ist anders geworden. Daß du hier bei den Frauen ganz gut aufgehoben bist, glaube ich schon, aber dieser Dornstein —“

„Still, Martin! Sprich leise! Was hast du gegen ihn?“

„Nun, kurz und gut, ich kann mich nicht verstellen, ich wittere, er hat es auf dich abgesehen!"

„Um Gotteswillen, Martin! Bedenke deine Rede! Was willst du damit sagen?"

„Du wirst genug Erfahrung haben, um zu wissen, was ich damit sagen will. Er will dich heirathen."

Ich fühlte, daß ich vor Ueberraschung und Aerger dunkelroth wurde. Mußte ich mir das von diesem Knaben sagen lassen? Kaum fand ich ein Wort, ihm geschickt zu entgegnen.

„Du beobachtest und combinirst über deine Jahre hinaus!" sagte ich endlich gelassener. „Frage bei deinem gesunden Tact an, ob sich solche Reden von dir zu mir schicken?"

„Es sollte mich freilich nichts angehen," rief er, „und du darfst thun und lassen was du willst! Auch habe ich mich in nichts eindrängen wollen. Aber mein Gefühl ist dagegen, daß ich mit einem solchen Vorurtheil — vielleicht ist es eins — dich hier unter den fremden Leuten lassen soll. Wer kann wissen, was zu befahren steht? Du bist ein Frauenzimmer, ich, als dein Bruder, wäre hier dein natürlicher Beschützer. Mich peinigt es, daß ich mich leichtfertig soll wegtreiben lassen. Ich bin zu ehrlich, um dir diese Gedanken zu verbergen!"

Ich reichte ihm die Hand und dankte ihm, suchte ihn auch in Betreff seiner Befürchtungen zu beruhigen. Ich that sehr ruhig, obgleich mich seine Worte in hohem

Grade unruhig gemacht hatten. Nun war es vom Herzen und damit der leichtsinnige Junge wieder da, der recht gern auch ohne mich und mit gefülltem Beutel wieder auf die Wanderschaft ging. Er bat artig um Verzeihung, und verabschiedete sich sehr zärtlich. In vierzehn Tagen wollte er hier wieder vorsprechen. Allein nun wünschten die drei Anderen auch mir Lebewohl zu sagen. Schwester Ludowike war jedoch nicht gewillt, die jungen Männer in das „Krankenzimmer" einzulassen. Draußen hinter dem verschlossenen Fenster sah ich ihre Köpfe und Hüteschwenken, hörte ich ihr „Ade! Ade! — auf Wiedersehen! — gute Besserung!" — und winkte ihnen von meinem Sopha aus mit dem Taschentuche. So trennten wir uns. —

Und jetzt bin ich nun allein bei meinen liebenswürdigen Pflegerinnen. Ich habe an den Onkel nach Neuenburg geschrieben und ihm die sonderbare Wendung meiner Reise berichtet. Das Uebel an meinem Fuße ist fast ganz gehoben, ich kann ohne Schmerzen wieder auftreten, muß mich aber immer noch als Kranke hätscheln und pflegen lassen. Häufig wird Musik gemacht. Schwester Ludowike spielt die Geige, Schwester Rosalinde das Clavier, sie ergehen sich gern in Duos zusammen. Singen hab' ich auch schon müssen, wofür sie mich mit Liebkosungen überhäuften. So gestern Abend, als Dornstein hier zum Besuch kam. Er ist artig, zuvorkommend gegen mich, aber keine Spur — — ach,

hätte der abscheuliche Junge mir beim Abschied doch nicht das häßliche Wort gesagt! Ich bin befangen, unstät, unruhig — ich ärgere mich den Tag wohl zehnmal über mich selbst, über meine Reden, mein Betragen, über Alles! Ich wünschte, der Onkel käme und holte mich ab.

* * *

Den 20. August.

Ich darf nun auch wieder gehen, aber nur kleine Strecken durch den Garten. Ach, gar zu gern liefe ich einmal wieder ins Weite — so gut es mir hier auch wird — und ich denke oft, wo sich meine vier Vagabunden wohl herumtreiben mögen. Dornstein merkt es mir an. Er sagte heute, ich sei wie ein gefangener Vogel, dem man zwar das Singen im Käfig gestatte, der aber doch sehnsüchtig nach seiner alten Freiheit strebe. — Er kommt täglich auf Besuch zu seinen Tanten, gestern war er zweimal da.

„Aber Gebhard, ich muß dich wirklich loben!" rief ihm Schwester Rosalinde zu. „Du zeigst jetzt mehr Anhänglichkeit an deine Tanten als jemals!" Und dabei warf sie mir einen Seitenblick zu, daß ich erschreckt zusammenfuhr.

Abends führten die Schwestern ein verschollenes Duo am Clavier aus, bei welchem Schwester Ludowikens Geige die Hauptrolle spielte.

Dornstein, der wie ein Märtyrer zuhörte, beugte sich plötzlich zu mir:

„Zur Belohnung, daß ich dies anhören muß," flüsterte er, „singen Sie mir nachher ein Lied!"

„Was soll ich singen?" fragte ich, als das Duo zu Ende war.

„Das Lied, welches Sie damals sangen, als Sie mit Ihren Freunden am Waldesrande saßen, während ich vorüberritt. Es war am siebenten August, am Tage nach unserer ersten Begegnung im fürstlichen Wildpark. Es war zugleich das erste Lied, welches ich von Ihnen singen hörte. Ich weiß es sehr genau."

Er wußte es genauer als ich, die ich einigermaßen verwirrt dasaß, und mich vergeblich auf das Lied zu besinnen suchte. Ich fand es nicht.

„So muß ich es Ihnen schon sagen! Es war ein Volkslied: „Ach, wie wär's möglich dann, daß ich dich lassen kann —""

Er hatte Recht. Aber ich erschrak im Innersten, getroffen von seinen Augen, in welchen ich noch nie einen solchen Ausdruck erkannt hatte. Und doch, ich mußte mich zusammennehmen, denn die alten Damen riefen der Wahl Beifall — ich mußte singen. Ich glaube, es klang abscheulich. Meine Stimme zitterte. Und ich bebe noch jetzt, wenn mir die Worte in den Ohren nachklingen, mit denen er mir dankte.

* * *

Den 21. August.

Heut' Morgen nahm Schwester Ludowike meinen Arm, um mich durch den Garten zu führen. „Kindchen!" begann sie, „ich muß Ihnen etwas erzählen. Rosalinde ist damit einverstanden, allein sie wünscht aus guten Gründen bei dieser Mittheilung nicht gegenwärtig zu sein. Hören Sie denn! Rosalinde und Ihr Herr Onkel, der Hofmarschall, waren in jungen Jahren — mit einander verlobt! — Ja, ja, Kindchen, sie waren Brautleute, allein es wurde eben eine traurige Geschichte. Der Hofmarschall, damals ein junger Officier, wollte nur seinem Herzen folgen und knüpfte das Band, ohne den Willen seines Vaters zu berücksichtigen. Dieser sah die Sache strenger an und wollte die Verbindung mit einem bürgerlichen Mädchen nicht gelten lassen. Es folgten, da der junge Mann auf seinem gegebenen Worte bestand, sehr ernste Familienconflicte, welche seine ganze Zukunft gefährdeten. Da entschloß sich Rosalinde, freiwillig zu entsagen und setzte ihren Entschluß, trotz der heftigsten Gegenwehr ihres Verlobten, durch. Viele Jahre später ging dieser dann eine andere, standesgemäße Verbindung ein. Rosalinde hat es ihm niemals verargt. Nun, und wir sind dann doch später noch zu einer adeligen Verwandtschaft gelangt, da unsere jüngste Schwester einen Freiherrn von Dornstein heirathete, in dessen Hause weniger zu überwinden war. Dies ist die Sache."

Ich theilte der alten Dame mit, was auch meine Eltern einst zu überwinden gehabt. Sie wußte es bereits. „Das sind so der Welt Vorurtheile," seufzte sie; „schwer zu bannen, unberechenbar, ob sie sich ein Glück abkämpfen lassen, oder es vernichten. Nun, unseres Gebhard Eltern waren sehr glücklich. Doch starben uns Beide nur zu früh. Der arme junge Mann ist recht einsam. Wie oft drangen wir schon in ihn, dieser Einsamkeit ein Ende zu machen! Er ist nicht leicht zu behandeln, aber wirklich ein vortrefflicher junger Mann! Ach — da fällt mir ein — wissen Sie, Kindchen, wir sollten ihm heut' Nachmittag einen Besuch auf seinem Gute machen! O, es ist sehr schön da — nur zwei Meilen —"

Ich fuhr mit meiner Ablehnung etwas hastig dazwischen und wurde roth, ja sogar verwirrt, als Ludowike mich mit überlegenem Lächeln ansah. Die Worte meines menschenkundigen Brüderchens klangen mir mahnend vor den Ohren. Sie fanden jetzt auch, wie ich fühlte, auf Schwester Ludowike eine Anwendung. Diese intrigante alte Person! Es brauchte mir nicht mehr wie Schuppen von den Augen zu fallen, ich sah nun klar, was ich bereits geahnt hatte! Die Tanten sind im Geheimniß, sie haben mich hierher gelockt!

Ich war so erregt, daß ich vorhatte, wenn Dornstein heut' käme, ein Unwohlsein vorzuschützen und mich auf meinem Zimmer zu halten. Unglücklicherweise aber

trat er uns entgegen, als wir uns eben dem Hause näherten. Er überreichte mir einen Brief, der für mich abgegeben war. Vom Onkel! dachte ich — aber nein, es war der tollste Brief, den ich in meinem Leben gelesen hatte. Ein Collectivschreiben meiner Vagabunden von unterwegs, in lauter Studentenausdrücken — ich mußte schon bei den ersten Sätzen laut lachen. Dornstein und Ludowike sahen mich neugierig an. „Ich will dies merkwürdige Schriftstück zum Besten geben," sagte ich, und las vor, zum großen Ergötzen meiner Zuhörer. Jeder bezichtigte den Andern der schwersten Thaten, die von Diesem im nächsten Satze zurückgewiesen wurden, um dem Ersten mit einem Zuwachs aufgebürdet zu werden. Jettchen schrieb, ich fehlte ihnen überall und sie stürben vor Sehnsucht; darauf Martin: Das sei nicht wahr, denn Jettchen habe sich in N. bis über die Ohren „verkeilt" und sei nur mit Gewalt aus der Schlinge gezogen worden. Orpheus schrieb, es sei sehr schade, daß ich „gestern" nicht auf der Fahrt gewesen, die sie auf einer „Leiterspritze" gemacht, was Stips gleich darauf dahin umwendete, es sei ein wahres Glück für mich, daß ich diese Partie nicht mitgemacht, da er sich seiner Reisegesellschaft zu schämen anfange. Worauf Martin: daß sie auf Stips, insonderheit auf seine Toilette, eben nicht stolz zu sein brauchten. — So ging es fort, ein redendes Zeugniß, daß sie sich auch ohne mich, und vielleicht noch besser, auf ihrer Wanderung

zu unterhalten wußten. Es war mir während des Leſens doch peinlich, alle die derben Studentenausdrücke vor Dornſtein's Ohren auszuſprechen, zumal Ludowike die Hände zuſammenſchlug und einmal über das andere fragte: „Alter was heißt denn das?“ Allein ich durfte nicht abbrechen, und Dornſtein rief mir am Schluſſe mit großem Vergnügen das beſchämende Wort zu, es verſtände nicht leicht Jemand ſo gut wie ich, durch die bloße Betonung den Geiſt dieſer Sprache wiederzugeben. — Um meinen Rückzug aus der Geſellſchaft war es geſchehen. Der Hauptmann Kurzhals aus Heinrichsbad kam auf Beſuch, ein Mann von trockenem Humor und unwiderſtehlicher Komik. Man wurde ausnehmend heiter. Dornſtein reichte mir zum Abſchied die Hand — zum Erſtenmal — was ſollte ich thun? Ich fühlte ſeinen heftigen Druck — es überrieſelte mich. — Will denn der Onkel gar nicht kommen? Ich fürchte, er läßt ſich erſt einen neuen Frack aus der Reſidenz kommen, um mit deſto mehr Würde auftreten zu können.

* * *

Den 28. Auguſt.

Eine Woche iſt vorüber, ohne daß ich es über mich vermochte, etwas aufzuſchreiben. Was beängſtigend in mir ſtürmt und arbeitet, mich ruhelos umhertreibt, mich zuweilen wie ein Moment der Beſeligung ergreift und

mich wieder in Furcht und Grauen jagt, wie soll ich es in Worte fassen? Wem soll ich mich anvertrauen? Von Freundlichkeit umgeben, fühle ich mich doch nicht daheim. Ich bin einsam, bin nicht zu Hause – und da, wo man mir ein Haus, eine Heimath gewährt, auch von Neuenburg keine Nachricht! Keine Zeile von dem Onkel oder der Tante auf meine wiederholten Briefe. Ach, sie müssen erst „überlegen!“ — Ueberlegen! Bei mir ist es wohl aus mit dem Ueberlegen, ich sehe mein Schicksal — ist es Angst, ist es Glück, was mich verwirrt? Ich weiß es nicht.

Aber ich weiß, in dieser Nacht kommt doch kein Schlaf über meine Augen, also will ich niederschreiben, was dieser Tag mir Verletzendes und Beängstigendes gebracht hat. Vielleicht werde ich ruhiger, wenn ich es diesen Blättern, meinen einzigen Vertrauten mitgetheilt habe.

Dornstein kommt jeden Tag und ich weiß jetzt, warum er kommt. Es war heut' die Stunde, da er einzutreffen pflegt, als mir so bange, so unendlich bange wurde, daß ich heimlich und rasch das Haus verließ und mich in die Einsamkeit des Parkes versenkte. Zugleich war mir, als müsse heut' endlich der Onkel kommen. Ich trat aus den Bäumen, setzte mich am Rande der Landstraße nieder, und sah den Weg entlang. Mein Herz redete mir vor, der nächste Wagen müsse mir den alten Herrn, und Beschützer bringen. Lange saß ich so er-

wartungsvoll, bis meine Gedanken andere Wege gingen und mir die Erlebnisse der letzten Tage wieder vorüberführten. Da vernahm ich aus der Entfernung das Rollen von Rädern, und fahre auf. Eine Staubwolke verkündigte das Herannahen eines Wagens — ja, er ist's, er muß es sein, der Onkel! Ich glaube den Wagen, ich glaube Friedrich auf dem Bocke zu erkennen, springe vor Freuden auf und laufe dem Ankommenden entgegen. Mit ausgebreiteten Armen rufe ich: „Willkommen! Willkommen —" Da — Entsetzen! Schauderhaft! Ein Herr springt aus dem Schlage — ich sehe zwei abgeschmackte lange Bartzipfel fliegen — es ist der unselige Mensch, der „Lampendocht", wie meine jungen Leute ihn nannten.

„Willkommen im Grünen, schöne Dame!" ruft er. „Das nenne ich einen Empfang! Und sogar erwartet? Ich wußte es ja, man ist nicht immer spröde!" Mit diesen Worten faßt er mich an, während ich zu fliehen suche, und doch fühle, daß mir vor Schreck die Kniee wanken. Ich heiße ihn mich verlassen, er aber schlingt seinen Arm um mich und mit frechem Lächeln ruft er: „Oho, nur nicht geziert, schöne Dame! Das gilt jetzt nicht mehr —"

Ich weiß nicht mehr, was der Mensch redete, ich weiß nur, daß ich mich von ihm loszumachen suchte, daß ich halb todt vor Entsetzen war.

Da hörte ich ein donnerndes Halt! hinter mir, das

mir wie ein Erlösungsruf klang. Dornstein und die beiden alten Damen traten aus den Bäumen hervor. Im nächsten Augenblicke sah ich, wie Dornstein den Fremden fortschleuderte, daß der Mensch sich am Boden förmlich überkugelte. Was sonst zwischen Beiden vorging, ist mir nicht mehr bewußt, denn unter hervorstürzenden Thränen sank ich Ludowike in die Arme. Nur das Davonrollen eines Wagens vernahm ich noch. Ich verfiel in ein wahrhaft krampfhaftes Weinen und Schluchzen, während dessen ich ganz unfähig war, meinen Freunden das Vorgefallene zu erklären. — Sie hatten mich im Hause vermißt und waren gegangen, mich aufzusuchen. Die alten Damen zeigten sich kaum minder erschreckt, als ich selbst, doch suchten sie mich bald zu trösten und zu beruhigen. Dornstein erklärte jedoch geradezu, ich hätte mich etwas leichtsinnig der Gefahr ausgesetzt. Ich war so beschämt, so gedemüthigt, daß ich die Augen nicht aufzuschlagen wagte.

Im Hause angelangt, ließ mich Dornstein mit den Damen allein. Nachdem wir uns ausgesprochen, fanden sie für gut, daß ich mich ausruhte, zwangen mich in mein Zimmer, auf das Sopha, deckten mich zu, ließen die Vorhänge herab — sie behandelten mich wie ein krankes Kind, und ich fühlte mich so hinfällig, daß ich mir Alles gefallen ließ. — Nach einer Stunde jedoch fühlte ich mich gesammelt genug, zum Thee hinunterzugehen. Dornstein und die Damen kamen mir

herzlich entgegen. Von dem Vorfall war nicht mehr die Rede. Die Tanten schlugen Musik zur Unterhaltung vor und schon griff Ludowike nach ihrer Geige, als Dornstein rief: „Bitte — wollen wir nicht lieber etwas lesen? Ich würde mich selbst zum Vorlesen anbieten, wenn wir nicht in Tante Rosalinde ein ausgezeichnetes Talent im Recitiren unter uns hätten." Rosalinde lächelte geschmeichelt und bedankte sich, und holte darauf Goethe's Tasso, dessen ersten Act sie uns mit vielem Ausdruck vortrug. Ich fühlte, wie Dornstein's Augen während des Lesens auf mich gerichtet waren, und als ich einmal aufsah, glaubte ich etwas von Vorwurf darin zu erkennen. Meine innere ruhelose Bewegung kam wieder, ich hörte nichts mehr von Rosalinde's Vortrag, ich hatte mit den Thränen zu kämpfen. Endlich wähnte ich mich erlöst, Rosalinde endete, Dornstein erhob sich zum Aufbruch. Da fügt es sich, daß die beiden Damen das Zimmer eine nach der anderen verlassen. Ich war mit Dornstein allein. Er tritt zu mir, ergreift meine Hand und beginnt: „Hedwig —!" Ich erbebte, er nannte mich zum Erstenmal bei meinem Vornamen. „Hedwig, daß Sie einen Beschützer brauchen, einen Freund, das haben Sie heut' wohl erkannt! Sie kennen mich erst kurze Zeit, ich kenne Sie länger — viel länger! Haben Sie Vertrauen zu mir? Nein, mehr als Vertrauen, glauben Sie, daß ich —"

O mein Gott —! Ich konnte ihn nicht zu Ende reden lassen, eine Todesangst überfiel mich. Die Thränen stürzten mir von Neuem aus den Augen, und mühsam brachte ich die Worte hervor: „Erbarmen Sie sich — schonen Sie mich nur heut'!"

„Gut — ich will heut' nicht weiter reden, Hedwig!" fuhr er fort. „Aber morgen komme ich wieder, und Sie wissen nun, was ich Ihnen sagen werde. Begegnen Sie mir dann freundlich! Gute Nacht!"

Er verließ das Zimmer, und ich flog zur anderen Thür hinaus in meine Clause. Da sitze ich. Es ist Mitternacht vorüber. Und wenn morgen wieder Mitternacht vorüber ist — — —" (Hier endet mein Tagebuch.)

* * *

Vorrede: — Siehst du, liebe Cläre, so weit habe ich dich nun, daß du die Vorrede doch lesen mußt! Denn du weißt zwar, was aus der Geschichte geworden, allein du brennst darauf zu wissen, wie es nun „so gekommen" ist. Vier Wochen sind vergangen, und ich sitze wieder in meinem Zimmer in Neuenburg, und wenn ich zurückblicke auf die jüngste Vergangenheit, ist mir — ja wie denn? — nun vor Allem glückselig zu Muthe, als finge ich erst an zu leben, als wäre mein Tag erst angegangen! Ja, ja, ja und tausend-

mal ja, ich habe „Ja" gesagt, ich habe ihn genommen, diesen lieben, braven, einzigen Mann! Er sagte mir, daß er mich schon vor Jahren geliebt, da ich noch ein Mädchen gewesen, sich aber nicht in meine Nähe gedrängt, da meine damalige Verlobung so gut wie ausgesprochen war. So lange ist der gute Mensch seiner Neigung treu geblieben! Ach, damals — und jetzt! Welch' ein Unterschied! Daß es solch' ein Glück gäbe, wie ich es heut' fühle, wie hätte ich es ahnen können? — Aber nun der Reihe nach alles Geschehene erzählt! Gegen Mittag des Tages, der auf die Nacht folgte, da ich mein Tagebuch abbrach, fuhr unerwartet ein Reisewagen in den Hof von Altweil. Ich saß mit den alten Damen im Gespräch, da ruft Rosalinde aufspringend: „Der Hofmarschall!" — und ich erkenne meinen Onkel, welcher aus dem Wagen steigt. Ich fliege hinaus, liege in seinen Armen, während Ludowike und Rosalinde mir langsamer folgten. Dann betrachtete ich Schwester Rosalinde. Mit Herzlichkeit ging sie auf den würdigen Herrn zu, der sein weißes Haupt entblößte, und bot ihm die Hand zum Willkommen. „Wir haben uns lange nicht gesehen —" begann er. „Um so freudiger begrüßen wir den alten Freund!" rief sie, und das Wiedersehen war aller Befangenheit entrückt. — Ob sie später noch von alten Zeiten gesprochen haben, ist mir nicht bekannt. Der herzliche, zwanglose Ton des ersten Augenblicks blieb aber in

unserer Gegenwart derselbe. Der Onkel erzählte von der Kränklichkeit der Tante, und jenes wohlwollend murmelnde Uhrwerk mit dem Pendelgange „Mh! Hm!" — „Mh! Hm!" wurde wieder lebhaft von den alten Damen aufgezogen. Allein die Tante fühlte sich seit den letzten Wochen bedeutend wohler, erzählte der Onkel zu meiner freudigen Ueberraschung, sie mache Promenaden im Park und sei in sehr heiterer Stimmung.

Gegen Abend erschien Dornstein. Jetzt aber rede ich nichts mehr von meinen Aengsten und Befürchtungen — das ging zu Ende! Kurz, noch an demselben Abend erbat Dornstein von dem Hofmarschall die Hand seiner Nichte in aller Form, und so wurde ich überrumpelt, daß ich gar nicht Nein sagen konnte, selbst wenn ich gewollt hätte. Der alte Herr nahm die Sache ganz feierlich, und so war unser Verlobungsabend sehr würdevoll, ja ich verstand mich gemessener zu betragen, als ich es mir in meiner vagabundenhaften Verwilderung zugetraut hatte. — Der Onkel nahm Wohnung in Altweil. Es verstand sich von selbst, daß er einige Tage zum Besuch blieb.

Das Haus war nun ein festliches, die alten Damen in ihrer Zärtlichkeit gegen mich überschwänglich, und doch war durch die Gegenwart des Gastes unser Glück und unser Verkehr in eine ceremoniell gemessene Form gelenkt.

In dieſe ſchnob aber plötzlich geräuſchvoll die Mahnung an meine abenteuerliche Vergangenheit herein, in Geſtalt meiner zurückkehrenden Reiſegenoſſen. Ich kann nicht leugnen, ich war etwas beſchämt Martin gegenüber, und theilte meinem Verlobten den ſchlimmen Handel mit. Dornſtein lachte. Er ging den Ankommenden entgegen, empfing ſie als willkommene Gäſte — Himmel, wie ſahen ſie aber aus! Stips — es iſt nicht zu beſchreiben, er war förmlich abgeriſſen! — und nachdem man die immer Durſtigen und Hungrigen erquickt hatte, nahm Dornſtein meinen Bruder bei der Hand und begann: „Mein lieber Martin, Sie haben Recht gehabt! Ich hatte es wirklich auf die kleine Perſon da abgeſehen, und jetzt ſtelle ich ſie Ihnen als meine Braut und mich als Ihren künftigen Schwager vor.“ Martin ſah ihn groß an. „Hedwig!“ begann er fragend. „Nun ja doch, Junge!“ rief ich. „Kinder und Narren reden oft Weisheit!“ Damit umarmte ich ihn und hoffte ihn durch Zärtlichkeit unſchädlich zu machen. Aber es bedurfte deſſen kaum. In den nächſten Minuten duzte er ſich bereits mit Dornſtein.

Der Eindruck auf meine drei anderen Reiſegefährten, als ich und Dornſtein uns ihnen als Verlobte vorſtellten, war durchaus charakteriſtiſch. Jettchen ſprang vor Ueberraſchung in die Höhe mit den Silben: „Aber na nu!“ Orpheus rief halb ungläubig: „I wo doch!“ Stips aber ſchrie: „Das haben Sie recht gemacht!“

schüttelte freudestrahlend Dornstein's Hand, reichte sie auch mir und sagte zu meinem Verlobten mit Bedeutung: „Das können Sie mir glauben, ein so famoses Frauenzimmer giebt es nicht zum zweitenmal!" Eine Versicherung, für die ihn Dornstein lachend in die Arme schloß.

Die ganze Gesellschaft wurde darauf eingeladen, noch länger unseren glücklichen Kreis zu vervollständigen. Gebhard machte ihnen Wohnung in seinem Absteigequartier zu Heinrichsbad. Dorthin wollten sie sich von Hause Garderobe schicken lassen, denn der Onkel hatte sie sogar noch Einmal nach Neuenburg eingeladen, da die Tante bedauerte, daß ihr jüngst von dem Quartett so viel entgangen sei.

Einige Tage darauf reiste ich mit dem Onkel ab. Schwester Ludowike und Schwester Rosalinde hatten das Versprechen geben müssen, in spätestens vierzehn Tagen zu einem längeren Besuche nachzukommen.

Und jetzt haben wir das Haus Neuenburg so voll von Gästen, wie es wohl seit zwanzig Jahren nicht gewesen ist. Die Tante ist, obwohl immer noch eine zarte und hinfällige Dame, doch so wohl, wie ich sie noch nicht gekannt habe, und ist glücklich darüber, vor ihren bunt gemischten Gästen die Wirthin machen zu können. Nicht nur Gebhard ist da und die Tanten, sondern auch alle vier „Gebrüder Fliedermüller". Die Tante selbst — die gütige Tante! — weiß über die Concertgeschichte

kopfschüttelnd zu lächeln, und fragt jeden Abend sehr leutselig, ob denn nicht ein wenig „gefliedermüllert" werden werde? Meine Abenteuergenossen sehen übrigens jetzt, nachdem sie die alten Schlangenhäute abgeworfen, recht fein aus. Jettchen trägt gern ein rothes Halstuch. Selbst Stips erscheint in modischem Gewande. „Wollen Sie wissen, wo es herstammt?" fragte er mich unter vier Augen. „Dornstein hat mir ein Stipendium ausgesetzt. Von ihm kann ich Alles annehmen, denn ich liebe ihn schwärmerisch — seit gestern nennen wir uns Du." Auch Ludowike und Rosalinde sind gegen Stips sehr gütig, sie wollen seine Tanten sein, er soll zu ihrem Hause gehören — Ach, da ist ein Tintenfleck! Gebhard will mir die Feder wegnehmen — — —

„Ja, ich habe ihr die Feder weggenommen, verehrte Frau, ich, Gebhard Dornstein, der ich mich Ihnen als Verlobter dieser unermüdlichen Schwätzerin vorstelle. Sie plaudert zu viel aus. Zum Glück noch ertappte ich sie auf ihrem Zimmer, mache ihren Angebereien ein Ende und habe sie hinuntergeschickt, um ihre Zeilen selbst fortzuführen. Denn Sie bekommen ein so unerhört lüderliches Schriftstück in die Hände, daß es nun nichts mehr verschlägt, wenn eine Männerhand sich auch noch dazwischen setzt. Was hat diese kleine Person Alles den Leuten nachgeredet! Von mir steht verhältnißmäßig am wenigsten in ihrem Tagebuche und

Sie werden mich daraus kaum sonderlich kennen lernen. So will ich Ihnen denn wenigstens sagen, daß ich dieses liebe Wesen über Alles liebe und sie so glücklich machen will, als mein eigenes Wesen es zu Wege bringt. Sind wir erst verheirathet, was in kurzer Zeit geschehen soll, dann hoffe ich mich Ihnen mit meiner Frau zu präsentiren und mich Ihrer und Ihres Gatten Prüfung zu unterwerfen. Aber was sehe ich, indem ich von dem Blatte auf- und in den Garten hinunterblicke! Sonst ein sehr angenehm geselliges Lustwandeln — der Hofmarschall führt Tante Rosalinde im Gespräch am Arme; die Frau Hofmarschallin geht an Martin's Arm in reger Unterhaltung, während Tante Ludowike lachend neben einem gewissen Orpheus herschreitet — meine würdige Braut aber läßt sich eben von zwei Individuen, genannt Stips und Jettchen, über den Rasen jagen und ruft zu mir herauf, ich solle sie vor den Unbänden retten. In der That, ich muß wohl eilen, mir selbst den Vogel wieder einzufangen. Und wenn Hedwig die Vermuthung hegt, Ihr Herr Gemahl werde sie für nicht gescheidt halten, so wittere ich, der Herr Professor werde das auch auf mich anwenden und sagen: „Viel gescheidter, als Sie, scheint Er auch nicht zu sein!“

Astorga.

Daß die Gattung der Sonderlinge mehr und mehr aussterbe, ist eine fast allgemeine Annahme, die zuweilen wohl gar mit einem gewissen Bedauern ausgesprochen wird. Mancher weiß aus seiner Erinnerung eine Reihe absonderlicher, meist lächerlicher Gestalten wach zu rufen, und von ihren Eigenheiten in Formen, Gewohnheiten, äußerer Erscheinung und Grillenhaftigkeit zu erzählen. Auf der Straße ist diesen armen Schuhus die Schuljugend höhnend und schreiend nachgelaufen, und sie haben durch unzweckmäßige Abwehr oder sonst auffälliges Betragen wohl selbst beigetragen, den Lärm zu verschlimmern. Oder der Erzähler weiß von einer etwas höheren Gattung wunderlicher Leute zu berichten, die nicht, oder seltener, sich öffentlich blicken ließen. Das sind denn bejahrte Junggesellen oder sonst vereinsamte alte Leute, von nur unscheinbarer Verrücktheit, oft, abgesehen von ihren Grillen, leidlich vernünftige Männer und Frauen, deren Lebensart, Aberglauben, geistige Daseinsform, oft nur Manier,

Kleidung und Ausdrucksweise zu immer neuen Geschichten für die Lachlustigen Stoff geben. Manchmal sind sie durch tiefgreifende Lebensschicksale gleichgültig gegen die äußeren Lebensbedingungen des neuen Menschenalters geworden; schlimmer, wenn der Mangel aller Erlebnisse und der Fähigkeit, innerlich etwas zu erleben, sie zu eigensüchtiger Absonderung geführt hat. In alten Städten wohnten sie denn wohl in den ältesten Häusern, oft ganz allein unter ererbtem wurmstichigen und seit Generationen ungebrauchten Hausrath vom Keller bis zum Giebel. Was um sie her verfiel, mochte verfallen, ein Rest der zerbröckelnden Habe, hielt es wohl mit ihnen aus bis zu ihrem Ende. Nicht selten waren es Privatgelehrte von antiquarischem Verdienst, die unter ihren alten Büchern neue von Bedeutung erschufen, und wenn sie sich aus ihrem Gemäuer in die Sonne wagten, über ihren persönlichen Aufzug ein Lächeln der Verwunderung in die Gesichter der Vorübergehenden lockten. Oder es waren auch alte Erbschaftshüter, Onkel und Vettern, mißtrauische, geizige Greise, die sich selbst wenig, und denen, für die sie sparten, noch weniger gönnten. Hatten sie es aufgegeben, ihren abgerissenen Hut noch an die Luft zu wagen, so scheuten sich die lachenden Erben um so weniger, den Fuß über ihre Schwelle zu setzen, und all ihrer Bosheit und Bissigkeit das herzlichste verwandtschaftliche Gefühl entgegenzubringen. Zuweilen trieben sie die Sonderbarkeit so weit,

die Lachenden hinzuhalten und zu täuschen, und ihren Besitz der Stadt oder einer Stiftung zu vermachen; oder ein so umständliches Testament aufzusetzen, daß die darin Bedachten zögerten, die Erbschaft anzutreten; gar nicht zu reden von der Sonderbarkeit, wenn es sich herausstellte, daß der mit Ueberwindung Umworbene nichts hatte und hinterließ als alten Plunder und die Strafe ärgerlicher Mißstimmung.

Solche und viele andere Abarten eines auffälligen Einsiedlerthums mitten im bewegten Leben sollen nun eingeschränkt oder verschwunden sein durch den erweiterten Weltverkehr, durch den Fall der alten Stadtmauern und was damit zusammenhängt, durch den frischeren Lufthauch, der in die Städte und in das Leben weht, durch die hundertfache Erweiterung der Interessen, die größere Oeffentlichkeit des Einzeldaseins, durch die Rechte und Forderungen des Staates dem Privatleben gegenüber.

Nun, es mag sein, daß durch den größeren Zuschnitt deutschen Lebens die kleinen Sonderbildungen mehr und mehr aufgehoben werden, und es wäre kein Schade, wenn das Märtyrerthum solcher Existenzen für die Lachlust gänzlich verloren ginge. Wer aber dieselben ungern entbehrt, und das wunderlich Eigenartige im Verschwinden glaubt, der hält sich eben nur an äußere Formen, während die immer sich neu gestaltende Menschheit ihre Spielarten mehr und mehr auf geistigem Ge-

biet und von innen her entwickelt. Man braucht nicht zu suchen, der psychologischen Räthsel, der sonderbaren Einzelbildungen, ja der verrückten Bestrebungen bei sonst scheinbar ganz verständigen Ansichten giebt es so viele, daß ein nur einigermaßen kundiges Auge sie überall entdecken kann. Die Sonderlinge machen sich nicht mehr als Vogelscheuchen für das Spott- und Tagesgefieder kenntlich, sie sitzen und gehen unter den ordentlichen Leuten umher und stellen diesen oft nicht leichte Aufgaben, mit der Eigenart ihrer Natur, ihrer Entwickelung und ihren Bestrebungen fertig zu werden.

Wer den alten Musikus Bergmann oberflächlich kannte, mußte ihn für einen besonnenen Mann halten, der einfach und mit Hingabe nur seiner Kunst lebte. Er spielte sein Cello im Orchester des Theaters, er wurde, wenn er es in Concerten im Einzelvortrag hören ließ, durch Beifall belohnt, er gab Unterricht, er wurde überall willkommen geheißen zu Trios und Quartettmusik. Man kannte ihn in den verschiedensten Kreisen der Stadt, obgleich seine Persönlichkeit nirgends besonders hervortrat. Auch war sie nicht geeignet, eine eigentliche Rolle in der Gesellschaft zu spielen. War der Musiker fern von allem virtuosen Auftreten, so war der kleine unscheinbare alte Herr auch als Mensch zurückhaltend, schweigsam, sogar mürrisch und ablehnend, wenn gedankenlose Schmeichelei seinen Leistungen entgegenkam. Er wußte, daß er in bescheidenen Grenzen ein

ganz tüchtiger Musikus sei — aber er seufzte, daß er auf einem anderen Gebiete nicht zu einem Ziele dringen sollte, nach welchem er nun schon seit vielen Jahren strebte, und wobei er nur geringe Theilnahme, meist lächelnde Ablehnung gefunden hatte.

Er lebte unverheirathet und nur stundenweise bedient von der Schustersfrau, die im Hofe wohnte. Ordnung mußte um ihn her gehalten werden. In seinem einfach schmucklosen Zimmer gab es kein sogenanntes künstlerisches Durcheinander, Alles hatte seinen bestimmten Platz, Alles an seinem Tagewerk eine bestimmte Folge, die mit pedantischer Genauigkeit festgehalten wurde. Bedürfnisse hatte er wenige, und besorgte, so weit es möglich, selbst, was er bedurfte. Wer ihn in seinem Heimwesen sah, in seiner Kunst und in seinem Gespräch hörte, würde nichts von genialem Unbefriedigtsein in ihm gespürt, würde nicht geahnt haben, daß seine Seele an eine fremde Welt hingegeben sei, daß seine geistige Arbeit ihn auf einem anderen künstlerischen Gebiet, als dem der Musik, beglückte und peinigte, und leider den wenigen Freunden, denen er einen Einblick eröffnete, nicht sonderlich wohlthat.

Heute saß er mit seinem Cello vor dem Notenpult, auf welchem die Originalpartitur eines alten geistlichen Musikwerkes aufgeschlagen lag, einer kostbaren Habe, nach welcher mancher Musikalienkenner lüstern gewesen wäre. Es war ein werthvolles Geschenk von wohlwol-

lenden Händen. Herr Bergmann saß zurückgelehnt vor den Notenblättern, seine Augen starrten hinein, aber seine Gedanken schienen anderswo zu schweifen, denn auch seine Hand führte den Bogen nicht, sondern lag unbewegt auf seinem Knie. Er war innerlich so beschäftigt, daß er das wiederholte Pochen an der Thür überhörte. Plötzlich sprang er auf, und ging mit einer Hast, die sein Violoncell umwarf, an das Schreibpult, um ein umfangreiches Manuscript hervorzuziehen, und nach kurzem, kundigem Blättern sich ganz in das Lesen zu versenken.

Währenddem war ein junges Mädchen in das Zimmer getreten, und, verwundert über die Versunkenheit des alten Herrn, beobachtend und lächelnd stehen geblieben. Der weibliche Gast war in Schwarz gekleidet, ohne daß der sehr geschmackvolle Anzug auf Trauer deutete. Es war eine schlanke, anmuthige Gestalt, die sich dem Alten jetzt langsam näherte. Aus dem jugendlichen Antlitz leuchteten ein Paar große, kluge Augen, die im Verein mit der vergeistigten Feinheit der Züge den Vorrang vor mancher regelmäßigen Schönheit gewinnen konnten. Leise berührte die junge Dame den Arm des Lesenden.

„Aber, Papa Bergmann!“ begann sie mit klangvoller Stimme; „wo sind Sie? Haben Sie mich heute nicht zur Singstunde erwartet?“

Ohne zu erschrecken, aber fast wie von einem Zau-

der berührt, wendete der Alte sein plötzlich verklärtes Gesicht der Sprecherin zu.

„Immer!“ sagte er, noch halb verloren in seine Träumerei; „immer erwarte ich dich, immer bist du mir gegenwärtig! Sogar hier!“

Er hielt ihr das Heft hin, um sie hineinblicken zu lassen. Ein leises Erröthen flog über die Züge des Mädchens.

„Ah!“ rief sie, das ihr nur zu bekannte Manuscript erkennend; „wir werden nächstens Ihr Werk in neuer Gestalt kennen lernen?“

„Zu guter Stunde, ja, ihr Wenigen, die ihr mir zu folgen versteht! Du aber vor Allen wirst darin finden, du, meine liebe, schöne Doris —“

„O, Papa Bergmann —!“ unterbrach sie ihn lächelnd und seine Schmeichelei anmuthig abwehrend. Aber schnell in den Ton der Herzlichkeit übergehend, fuhr sie fort:

„Gewiß! Ich werde Ihr Werk mit der größten Theilnahme empfangen, und so weit mein Verständniß reicht, zu erkennen suchen. Da bringe ich auch die Arie Ihres großen Lieblings mit, die ich studiren sollte. Aber so ein Stück von Asterga verlangt Ruhe und Sammlung, die wir leider im Hause nicht haben.“ Und mit dem Bestreben, den alten Lehrer von dem ersten Gespräch zur Musik zurückzuführen, trat sie zum Clavier und legte ihr Notenblatt auf. Herr Bergmann

schien sich von ihr willig leiten zu lassen. Er nahm seinen Platz, und begleitete ihren Gesang. Aber, kaum der Ausübung seiner Pflicht wiedergegeben, und unter der Macht eines großen musikalischen Stils, wurde in ihm der Musikus mit ganzer Hingebung rege. Er korrigirte viel, ließ wiederholen, mochte seiner Schülerin nichts durchgehen lassen, und brach mit einem Mal ab, fast unwillig ausrufend:

„Aber, Mädchen, was ist das heute mit dir? Du bist zerstreut, durch deine Stimme klingt eine gewisse innere Aufregung!"

Doris erröthete leise und schien überrascht, der Lehrer aber fuhr fort:

„Deine Stimme kenne ich in allen Tonlagen genau, denn ich habe sie gebildet. Sie giebt überall gleichmäßig, voll und rein an. Heute geht Alles durch einander mit Vibriren und unsinnigem Athmen. Du bist aufgeregt, was geht in dir vor?"

Doris bat um Verzeihung und fuhr fort, ein wenig verlegen, aber mit glücklichen Augen:

„Schelten Sie nicht, Papa Bergmann! Die Freude, die unser ganzes Haus bewegt, mag schuld sein, daß mein Gesang dem ernsthaften Astorga nicht gerecht werden will. Sie wissen, daß unser Matthias heute heimkehrt!"

Der alte Herr konnte seine Mienen wenig beherrschen, und so zeigte sein Gesichtsausdruck, daß die Nach-

richt ihn nicht eben angenehm berührte, als er in gedehntem Tone begann:

„So — der! Ja, ja, ich erinnere mich, heute ist ja der Tag. Nun, da wird es zu erzählen geben, und — anzuhören!“

Seine Geberde deutete an, daß er nicht dabei zu sein wünschte.

„Er hat an seinen Wunden so lange in Frankreich daniederliegen müssen, länger als Andere,“ fuhr Doris fort, „der Onkel, der ihn aufsuchte, mußte selbst zugeben, daß er ohne die größte Gefahr für sein Leben nicht zu transportiren sei. Und nun, nachdem wir ihn fast aufgegeben, kehrt er uns frisch und gesund zurück! Es muß ja ein Fest für das Haus sein! Nur Eins ist schade,“ setzte sie etwas kleinlaut hinzu, „daß Sie ihn nicht so gern haben wie wir, daß Sie ihn verkennen.“

„O nein, gewiß nicht!“ entgegnete der Alte. „Er hat für sein Vaterland gefochten und geblutet, er ist ein tüchtiger junger Mann, den Jeder achten muß.“

Doris verstand, daß Herr Bergmann nur eben zugab, was sich nicht bestreiten ließ, seinen Vorbehalt aber mit Schweigen bedeckte. Auch sie schwieg einen Augenblick, und füllte die Pause aus, indem sie nach der Uhr sah. Aber sie wußte, wie seine Laune wieder zu gewinnen war.

„Nun also,“ begann sie heiter, „morgen Abend lesen Sie uns Ihr Werk vor?“

Die Wendung blieb zwar nicht ohne günstigen Erfolg, gleichwohl war die Stimmung nicht unbeeinträchtigt, als Herr Bergmann entgegnete:

„Ja, Kind! Gewiß, gern —! Aber wer weiß, ob es jetzt so ungestört gehen kann. Da ist nun der Matthias! Er hat keinen Sinn dafür, versteht nicht zuzuhören. So brav er sein mag, er bleibt doch eine prosaische Natur."

Wenn der Alte gewußt hätte, was sein Liebling, das schöne junge Mädche... in diesem Augenblick dachte!

„Dieses ewige Kritteln und Besserwissen!" fuhr er fort, indem er sich selbst in üble Laune redete; „dieses vorlaute und rücksichtslose Wesen bei einem so jungen Menschen, wird, ich seh' es voraus, uns schwer zu einer ruhigen Stunde kommen lassen. Er wird auch jetzt ein Störenfried sein, um so unziemlicher für ihn, bei seiner Stellung zur Familie!"

Das Mädchen öffnete plötzlich die Augen groß gegen den Eifernden.

„Matthias' Stellung zur Familie ist der meinigen ganz gleich," sagte sie ernst und ruhig. „Wir sind Beide nicht Kinder des Hauses, und haben doch von Kindheit auf alle Rechte derselben genossen. Und können Sie Matthias vorwerfen, daß er diese Rechte mißbraucht habe? Hat er nicht früh eingesehen, daß ihm daraus Pflichten erwachsen, Pflichten, die ihn getrieben, sich eine selbständige Stellung zu erringen, früher als

die Güte des Pflegevaters für nothwendig erklären mochte?"

„Ei, ich meine auch dies nicht!" rief der Alte unwirsch. „Das mag Alles recht und gut sein, wiewohl — deine Stellung im Hause ist denn doch eine andere!"

Doris gab es auf, durch Einwendungen das Gespräch weiter zu spinnen, und hörte gelassen und ohne Widerspruch zu, wie Herr Bergmann den Charakter des ihm widerwilligen jungen Mannes darstellte, so falsch und ohne rechte Beobachtung, als ein grillenhafter alter Mann, bei völligem Mangel an Welt- und Menschenkenntniß, nur jemals eine Caricatur ausgesonnen hat, um sich daran zu ärgern. Allein es geschah sogar, daß der Sprecher, nachdem er sich gründlich ausgeredet hatte, sich über sich selbst ärgerte, zumal Doris gar nichts erwiederte, sondern ganz freundlich die Büste Mozart's ihr gegenüber betrachtete, harrend bis der Wirbelwind lange verhaltenen Grolls vorüber wäre. Als Herr Bergmann endlich schwieg, schien es um die Stimmung vollends geschehen, wie schon längst um die Gesangstunde. Allein das Mädchen hatte den alten Mann zu lieb, und verdankte ihm zu viel, als daß sie bei ihrem Abschied einen Mißklang in seiner Seele hätte zurücklassen mögen. Sie brauchte ihn nur mit ihren schönen Augen besänftigend anzusehen, brauchte nur ihre Hand auf seine Schulter zu legen und freundlich zu

sagen: „Papa Bergmann —!“ so milderte sich schon der Groll, und sie wußte ihre häufig erprobte Macht über den Freund und Lehrer auch heute mit weiblicher Feinheit auszuüben. Nach einer Viertelstunde schon waren Beide in heiterem Gespräch, und als Doris ging, küßte der Alte sie mit herzlichem Gefühl auf die Stirn, um dann hastig sein dickes Manuscript wieder zu ergreifen.

Am Abend dieses Tages war die große und glückliche Familie, welcher Doris angehörte, zeitig beisammen. Eine Reihe stattlicher Zimmer strahlte wohl erleuchtet, als sollten sie eine zahlreiche Gesellschaft aufnehmen, doch waren sie heute nur für die Angehörigen des Hauses bestimmt. Die Hausfrau wollte einen festlichen Eindruck, denn hell war es in den Herzen, und hell sollten auch die Räume sein. Schon war der Erwartete, von den jüngeren Brüdern im Bahnhofe empfangen, in der Familie angelangt, und unter den besonderen Verhältnissen, die seine Entfernung verlängert, dazu unter den Eindrücken großer ruhmvoller Tage und Ereignisse, denen er selbst gedient hatte, mit um so größerem Jubel begrüßt worden. Man hatte den fast verloren gegebenen Liebling, gesund und von seinen Wunden genesen, wieder, man freute sich des eigenen Glückes innerhalb der allgemeinen erhöhten Zeitstimmung, und mit um so dankbarerem Herzen, als nicht in jedem Hause mit den deutschen Sieges-

nachrichten zugleich die Freude eingezogen war. Man wollte von dem Heimgekehrten jetzt keine Berichte über Gravelotte und Sedan, man plagte ihn nicht zum Erzählen über seine eigenen Erlebnisse; man wußte das Alles aus der Zeitung und aus Briefen; man gab ihm, der dem Behagen heimischer und häuslicher Verhältnisse mit frohem Antheil nun wieder entgegenkam, lieber Auskunft über Personen und Dinge aus der nächsten Umgebung.

Matthias wurde ganz als der Sohn des Hauses angesehen. Der Hausherr, Doctor Freising, ein vielbeschäftigter Arzt, der jetzt den Titel Medicinalrath führte, hatte sich früh verheirathet. Aber die ersten Kinder starben bald nach der Geburt weg, und der Schmerz sowie die Vereinsamung einiger Jahre wirkten auf seine Gattin niederdrückend und bedenklich. Da begab es sich, daß einer seiner jüngeren Collegen plötzlich starb, noch ehe dessen Frau ihrem ersten Kinde das Leben gegeben hatte. Die Geburt kostete auch der jungen Mutter das Leben. Doctor Freising hatte den Fall vorgesehen, und da sich keine Verwandten des verwaisten Kindes fanden, waren er und seine Gattin bereit, den Knaben an Kindesstatt anzunehmen. Daß ihnen einige Jahre darauf noch eine Tochter, und später sogar noch zwei Söhne geboren wurden, that dem jungen Fremdling keinen Eintrag in der Liebe und Sorgfalt der Pflegeeltern. Allein noch vor der Geburt der

jüngeren Söhne war dem Hause ein nicht vorauszusehender Zuwachs gekommen. Der Musikus Bergmann, der damals schon mit der Gattin des Doctors den Gesang übte, erzählte eines Tages von einem ihn betrübenden Ereigniß. Ein Freund von ihm, ebenfalls ein Mitglied der Theatercapelle, war gestorben, und hatte als junger Wittwer ein kaum jähriges Töchterchen hinterlassen. Herr Bergmann wollte für die kleine Doris, sein Pathchen, gern alles Mögliche thun, aber unpraktisch, wie er war, wußte er nichts Rechtes anzufangen. Da für das Kind gesorgt werden mußte, überlegten Herr Freising und seine Gattin nicht lange. Großherzig und warmfühlend nahmen sie auch dieses Kind auf, erfreut, daß ihr eigenes, nur um wenig älteres Töchterchen an Doris eine Gespielin gefunden habe. Schon damals legten die sehr günstigen Lebensverhältnisse den jungen Gatten keine Einschränkung in den Weg, und Beide dachten selbständig genug, um sich über Vorurtheile oder unbefugte Einwürfe hinwegzusetzen. Auch hatten sie ihre Handlungsweise nie zu bereuen gehabt. So bestand ihre Familie endlich in drei eigenen und zwei angenommenen Kindern, von denen die letzten erst spät, und zum Verdruß der Pflegeeltern erfuhren, daß sie auf die Liebe und Fürsorge des Hauses eigentlich keine Rechte zu beanspruchen hätten. Liebe und Fürsorge aber wurden ihnen in erhöhtem Maße entgegengebracht, je mehr eine solche Kenntniß verwir-

rend auf die jungen Gemüther wirken konnte. Dies war bei Matthias schon früh der Fall, da in dem Knaben Pflichtgefühl und Ehrgeiz stärker arbeiteten, als dem Doctor lieb war. Kaum den Knabenjahren entwachsen, bezog er die Universität, und hatte sich mit einundzwanzig Jahren als Lehrer eine Stellung gegründet, als der Krieg, der das neue Kaiserthum Deutschlands begründen sollte, ihn als Freiwilligen unter die Fahne lockte. Er war Officier, er hatte in jungen Jahren gewaltige Ereignisse, wie sie nur wenigen Menschenaltern beschieden sind, mit erlebt; er hatte Opfer gebracht, Anerkennung und Ruhm gewonnen; sein Ehrgeiz konnte vorerst befriedigt sein. Auch gab sich seine Stimmung als eine sehr glückliche, und die Angehörigen fanden ihn harmloser, frischer und jugendlicher als ehedem, da die Bücher und Studien ihm Alles gewesen.

Von jenem Ehrgeiz Matthias' hatte Doris niemals etwas empfunden. In ihrer glücklich angelegten Natur nahm sie jede Freude mit offenem Herzen hin, wie den Sonnenschein am guten Tage. Ihr Wesen war unbedingte Zuversicht, sie liebte, was ihr liebevoll entgegenkam, und das Gefühl freudigen Lebensglückes, das sie empfand, theilte sich Anderen mit, so daß sie beglückte, wo sie glücklich war. Ihr unbewußt, lebte eine stille Kraft in ihr, die sich wirksam zeigte, ohne daß Doris sie aufzubieten schien. Nicht immer war

ihr junges Gemüth mit Pauline, der jetzt verheiratheten Tochter des Doctors, so ganz unbeeinträchtigt durch die kleinen Irrsale der Kindheits- und Mädchenjahre gegangen. Paulinens Charakter neigte etwas zur Eifersucht, unter ihren kleinen weiblichen Zügen war Unverträglichkeit schwer zu überwinden, und ihre Eitelkeit sah sich durch die Vorzüge der Jüngeren oft beunruhigt. Immer hatte Doris durch ihre glückliche Natur, vor Allem durch Versöhnlichkeit das freundliche Verhältniß herzustellen gewußt. Und als nun Pauline schon in ihrem siebzehnten Jahre Braut, und im achtzehnten sogar Frau, und in den glänzendsten Verhältnissen war, schien sie nichts mehr von Eifersüchteleien zu wissen und zeigte der Pflegeschwester nur schwesterliches Entgegenkommen. Ihre nicht bedeutende Natur fühlte sich bevorzugt und befriedigt, sie empfand es kaum, daß Doris im Hause als guter Geist, als ideales Element, als höchster Schmuck, als Freudebringerin von den Eltern und jüngeren Brüdern geliebt und verehrt wurde.

Mit Doris und durch sie hatte auch Herr Bergmann eine Stellung im Hause des Doctors gewonnen. Anfangs nur Musiklehrer, war er nun Pathe der Adoptivtochter, wurde ein täglicher Gast, endlich ein Familienmitglied, dem man Nachsicht und Duldsamkeit, und in allen Doris betreffenden Angelegenheiten einen gewissen Einfluß, Stimme und Rath gern einräumte.

An seine Eigenheiten hatte man sich gewöhnt und suchte seine Grillen zu schonen. Der Hausherr und seine Gattin duldeten nicht, daß über kleine Auffälligkeiten eines Mannes, den man mit zum Hause rechnete, im Familienkreise, besonders in Gegenwart der jüngeren Kinder, gespöttelt würde. So konnte sich der alte Musikus unter den Freunden ganz heimisch fühlen, und es lag nicht in seiner Natur, seine Stellung zu mißbrauchen. In den größeren Gesellschaften des immer gastlichen Hauses hielt er sich im Hintergrund, und wie wenig behaglich ihm oft dies Treiben war, konnte er doch nicht übers Herz bringen, davon zurückzubleiben. Denn war doch Doris da, sein Augapfel! War doch die Möglichkeit, daß man sie zum Singen aufforderte, ihre Stimme bewunderte, deren Ausbildung sein Stolz war! Er hätte den Platz am Clavier, um ihren Gesang zu begleiten, keinem Anderen abgetreten, und es schien, als ginge es auch gar nicht anders, als müsse es so sein. Man wußte in den Gesellschaften, daß er in irgend einer Ecke vorhanden sei, und mißgestimmt werde, wenn man ihn in den Vordergrund ziehen wollte, ehe Doris ihn mit einem freundlichen Blick zum Clavier lockte; man wußte im engsten Familienkreise jeden Abend, daß er kommen werde, daß er in einem Nebenzimmer auch wohl schon gegenwärtig sei, und in einem Lehnstuhl saß, ohne seine Gegenwart geltend zu machen. Man ließ ihn kommen und gehen,

ohne Abschied verschwinden, und ließ seinen bescheidenen Sonderbarkeiten Freiheit und Nachsicht angedeihen. So verstand es sich, daß er auch heute im Familienkreise, welcher Matthias' Heimkehr feierte, plötzlich auftauchte. Matthias erblickte ihn kaum, als er auf ihn zueilte, ihm herzlich die Hand schüttelte und ihn mit so harmlosem Ausdruck der Freude begrüßte, daß der Alte wohl oder übel eine gute Miene machen mußte.

Und nun war Alles froh beisammen und um Matthias vereinigt: Die Eltern, Pauline mit ihrem Gatten, Doris, die jüngeren noch der Schule angehörigen Söhne, und Papa Bergmann. Ungeladen aber stets willkommen, erschienen auch noch einige Freunde des Hauses, welche sich die festliche Begrüßung des Heimkehrenden nicht wollten entgehen lassen. Darunter der Rechtsanwalt Pauker, ein Junggesell und Original in seiner Art, wesentlich verschieden von der Eigenart des alten Musikus. Heute machte sich unter seinen mancherlei Auffälligkeiten nur die gewöhnlichste geltend, sein Organ, welches durch Lautgewalt und Lungenwucht Alles überdröhnte. Seine Heiterkeit und sein donnerähnliches Lachen waren berüchtigt, sein Gespräch nicht selten der Tyrann der Gesellschaft. Als er an diesem Abend erschien, fuhr er mit einem Kanonensturm der Begrüßung auf Matthias los, daß das Glas an dem Kronleuchter klirrte, schloß ihn in die Arme und brüllte dem Lachenden so viel patriotische Titel um die Ohren, daß Herr

Bergmann verstimmt und mit beleidigtem Gehör in ein Nebenzimmer entwich. Der stille Mann konnte den Geräuschvollen nicht ausstehen, auch die satirische Freimüthigkeit desselben war ihm zuwider. Daß der Rechtsanwalt auch ein gewaltiger Esser und Gutesser war, daß er bei der Flasche zu den Standhaftesten und Unbesiegbarsten gehörte, brauchte den Musikus nichts anzugehen; aber ihn, den Mäßigen und Zurückhaltenden, verletzte auch das. Gleichwohl wurde Herr Pauker nicht mit Unrecht unter den Freunden des Hauses werth gehalten. Denn bei aller Ausgiebigkeit seines Organs, brüllte er doch nicht stets gleichmäßig, und versicherte unter großem Lachen, daß er auch flüstern könne. Er kannte seine mannigfachen Schwächen, die eigentlich nur Stärken seiner Natur waren, selbst gar wohl, und lachte gelegentlich selbst darüber. Er war ein unterhaltender Gesellschafter, hatte Sinn und Verständniß für die feinste und zarteste Empfindung, bewahrte einen regen Antheil für bildende Kunst und Literatur, und blieb auf diesem Gebiet, trotz umfangreicher und juristischer Geschäfte, doch immer unter den neuesten Erscheinungen bewandert. Daß er auch Interesse und unwiderlegliche Kenntnisse in der Musik hatte, ärgerte Herrn Bergmann am meisten. Daß der Rechtsanwalt aber der anmuthigen Doris mit zarter Ritterlichkeit (wenn sie auch oft etwas bärenhaft herauskam) huldigte, empörte den eifersüchtigen Musikus dermaßen,

daß er zuweilen in Gefahr war, die Fassung zu verlieren. — Matthias dagegen schätzte den geistreichen Epikuräer mit dem negerartigen Gesicht und dem buschigen Haar über der groß gebildeten Stirn. Das so sehr verschiedene Naturell des Jüngeren fühlte sich von dem immerhin bedeutenden Gegensatz des Anderen angezogen. Er durfte sich überdies, wie jeder Unbefangene, an den Wunderlichkeiten des sonst tüchtigen Mannes offen belustigen.

Da die Gesellschaft durch den Zuwachs von mehreren Personen nun doch größer geworden war, blieb Matthias nicht mehr allein der Mittelpunkt. Man vertheilte sich durch die Zimmer, plauderte und ging spazieren; der Rechtsanwalt war mit Paulinens Gatten und einigen anderen Herren mitten in großer Politik. Die Hausfrau, eine stattliche Dame, die auf ihre äußere Erscheinung noch etwas halten durfte, stand einen Augenblick allein mit Matthias in einem kleinen Nebenzimmer. Sie legte die Hand auf seine Schulter und begann:

„Nun, mein lieber Sohn, du bist wieder da, sollst alle Freuden mit uns genießen, du wirst auch, hoffe ich, die Leiden des Hauses mit uns theilen.“ Matthias sah die Mutter erwartungsvoll an, sie aber fuhr fort, halb seufzend halb lächelnd: „Morgen Abend will uns Freund Bergmann im Familienkreise die neue Bearbeitung seiner Tragödie „Astorga“ vorlesen.“

„Noch immer Astorga?“ entgegnete Matthias, indem er sich hinter dem Ohr rieb. „Das müßte schon die dritte Bearbeitung sein?“

„Ach, Kind!“ rief die Mutter; „ich erinnere mich nur zu gut, daß es die siebente ist! Seit er vor fünfzehn Jahren zuerst mit dem Manuscripte zu uns kam, hat es mindestens alle zwei Jahre eine neue Umarbeitung gegeben. Und trotz aller Mißgeschicke und Enttäuschungen bleibt der alte Poet bei seinen Hoffnungen, Großes für sich und für die Dichtung von seinem Trauerspiel erfüllt zu sehen. Ach geh —!“ fuhr sie dazwischen, da Matthias Miene machte, seiner Lachlust Raum zu geben, „man soll darüber nicht lachen! Es ist rührend, es ist vielleicht traurig, es ist nicht immer bequem, endlich aber wär' es eine Härte, dem guten Mann, der sonst der Theilnahme entbehrt, auch unser Ohr zu verschließen.“

„Die Vorlesung kann über zwei Stunden dauern —“ sagte Matthias nachdenklich.

„Vier, liebes Kind! Vier Stunden, und darüber! Leichteren Kaufs kommen wir nicht davon! Ich sage dir gleich die schlimmste Möglichkeit, du magst nun überlegen, wie weit du auf deine Ausdauer rechnen kannst, um unter den Zuhörern zu sein.“

Matthias schlug die Hände zusammen. „Vier Stunden! Und wie wird es der Vater halten? Denkt er zuzuhören?“

„Freund Bergmann weiß, daß der Vater durch seine ärztliche Thätigkeit oft bis spät zurückgehalten, oder auch abgerufen wird. Der Poet pflegt es sich daher gefallen zu lassen, daß der Hausherr von dem Rechte des Hausfreundes Gebrauch macht, zu kommen und zu gehen, vielleicht im Nebenzimmer zuhörend eine Cigarre zu rauchen."

Matthias wiegte das Haupt, als dächte er, daß das Letzte auch für ihn kein übler Ausweg wäre. „Wird Freund Pauker auch unseren Genuß theilen?" fragte er rasch.

„Um Alles nicht!" rief die Mutter halb lachend und abwehrend. „Vor einigen Jahren fand Pauker das Manuscript auf meinem Tische, wo ich es nachlässig hatte liegen lassen. Er schlug es auf, las, und lachte so fürchterlich, daß mir noch in der Erinnerung die Ohren gellen. Er nannte die Tragödie eine „heroische Posse" und wollte sie zu besonderem Genuß mit nach Hause nehmen. Kaum war ihm das Manuscript zu entreißen. Ich bin nur zufrieden mit ihm, daß er sein Versprechen hielt, und unseren alten Freund niemals auf seine dramatischen Bestrebungen hin angeredet hat."

Während sie sprachen, näherten sich Andere ihrem heimlichen Winkel. Abbrechend schloß die Hausfrau:

„Nun, mein Tapferer, wenn du morgen Abend da-

bei ſein willſt, ſo ſei auch bei uns tapfer im Ausharren und — recht artig!“

Es war wie die Hausfrau ſagte. Seit länger als zwanzig Jahren lebten Seele und Gemüth des alten Muſikus Bergmann in einem einzigen Werke. Denn lange ehe er die Bekanntſchaft des Freiſing'ſchen Hauſes gemacht hatte, war er mit ſeiner Arbeit beſchäftigt. Ganz im Stillen, nur ſehr Wenigen einen vertraulichen Einblick in ſeine geheimnißvolle Welt gewährend, ſaß er ſeit einem halben Menſchenalter über einem Werk, das nur in geringem Zuſammenhang mit der Kunſtgattung zu ſtehen ſchien, der er praktiſch angehörte. Auguſtin Bergmann hatte in ſeiner Jugend niemals Verſe geſchmiedet, nie war es ihm eingefallen, ein Gedicht zu machen. Seine Bildung war mangelhaft, er hatte gar keinen Einblick in das innere Getriebe des Dramas, wußte nichts von einem tragiſchen Charakter; Schiller kannte er hauptſächlich von der Bühne her, Goethe nur wenig. Was er von Shakeſpeare oder Calderon von ſeinem Sitz im Orcheſter aus geſehen, ſtieß ihn ab, hörte er nur mit halbem Ohr. So ſtand es mit ihm, als er bei der Aufführung einer Concertmuſik von Aſtorga ſich wie vom Blitz erleuchtet fühlte, das Leben dieſes ſtilvollen großen Kirchencouponiſten dramatiſch zu bearbeiten. Von den merkwürdigen Schickſalen und Abenteuerfahrten des vornehmen Mannes und Muſikers hatte er ſchon einmal geleſen. Der Stoff

schien unermeßlich großartig, der Wechsel der Lebenswendungen des Helden sehr günstig. Aber günstig oder nicht, er fühlte, daß er mußte. Es war, als ob die dramatische Muse in einem Excess von Bacchischem Uebermuth einmal einen ganz Ungeweihten mit ihrer Keule berührt, und ihn unter der tragischen Maske hervor herausfordernd angelacht habe. Nun war das arme Opfer gefangen, und obgleich durch kein Talent zur Dichtung berufen, war er blind gegen das, was ihm nützte, und folgte dem unwiderstehlichen Drang zu schöpferischer Thätigkeit. Aber nur in einem einzigen Werke. Ganz fern lag es ihm, diesen Astorga, der schon von Bühnenvorständen und Buchverlegern mit Bedenken zurückgeschickt worden war, bei Seite zu legen, und etwa eine neue dichterische Arbeit zu beginnen. Es schien auch gar nicht die Nothwendigkeit dichterischer Arbeit, die ihn erfüllte, er war mit seiner Seele gleichsam verkauft an diesen einen Stoff, den immer von Neuem durch- und umzugießen, die Aufgabe, das Glück und das stille Elend seines Lebens war. Oft hatte sich Doctor Freising über dieses psychologische Räthsel schon den Kopf zerbrochen, oft mit seiner Gattin verwundert zu ergründen gesucht, wie es dem Manne möglich sei, bei allem Mangel an Bildung, ohne dramatisches Verständniß, immer noch etwas zu Stande zu bringen, was bei einer Anreihung von Scenen denn doch durch die bunte Bilderreihe

einigermaßen fesseln konnte; wie er neben den gröbsten Verstößen gegen die Charakteristik im Einzelnen manches im Ausdruck Gelungene, und zwar in ganz leidlichen Dialogversen, aufzuweisen vermochte! Dilettantisch war freilich Alles, und somit ganz erstaunlich die Personenmenge und die Ausdehnung des Stückes. Diese Ausdehnung wollte bei keiner Umarbeitung schwinden, wie sehr der Verfasser auch den dringenden Rath seiner Freundin, der Frau Doctor Freising, zu beherzigen suchte. Das Stück wurde nur länger, setzte mit jeder neuen Fassung ein neues Hundert von Versen an, von denen ihm doch auch nicht ein einziger entbehrlich schien. Um doch etwas zu sagen, hatte Doctor Freising ihm einmal anheim gegeben, größere Einheit in die Scenenreihe hineinzubringen, etwa dadurch, daß der Held zum Märtyrer seiner Kunst oder seiner künstlichen Richtung würde. Das hatte nur die Folge (die der Doctor schwer bereute), daß sich der Held in ein paar neuen Monologen über Musik aussprach. Denn es lag außerhalb des Verständnisses Augustin Bergmann's, wie sein Held, der als Schüler Scarlatti's und Caldara's musikalisch regelrecht zum Astorga werden mußte, wie der ein Märtyrer seiner Kunst werden sollte? Er, der Musiker, der Cellist Bergmann, hörte beim Dichten immer die Compositionen seines Helden, die er genau kannte, ihn interessirte neben der Musik das vielbewegte Leben seines Helden, und die Verhältnisse und Situa-

tionen, wo er seine Musik machte, oder dazu angeregt wurde. Todesgefahr und Verbannung, Zuflucht im Kloster, Hofleben und Liebschaften mit Prinzessinnen, Alles kam in seinem Trauerspiel der Musik zu Gute. Der Dichter verlangte daher von der Aufführung, daß an zahlreichen Stellen wirkliche Astorga'sche Musik, mit Chorgesang, Solos und Orchester, in den Zwischenacten aber womöglich ganze Compositionen des Helden aufgeführt werden sollten. Es war im Hause des Doctors einmal berechnet worden, daß eine Aufführung nach den Intentionen des Dichters etwa neun Stunden umfassen würde. — Nun war für die neueste Fassung des Stückes noch ein besonderes, persönliches Motiv hinzugetreten, welches der Arbeit einen Zuwachs, und mit ihm einigen Scenen ein mehr innerliches Leben gegeben hatte. Mit glücklichem Gesicht hatte Augustin Bergmann seine Freunde bereits auf diese neuen Scenen vorbereitet. Je mehr nämlich Doris den Kinderjahren entwachsen und zu einer anmuthigen Jungfrau erblüht war, je mehr ihre Liebenswürdigkeit und zugleich ihr Gesang sich entwickelte, war die Neigung des Pathen und Lehrers zu ihr gewachsen, und hatte bereits einen leidenschaftlichen Charakter angenommen. Augustin Bergmann war in Dingen des praktischen Lebens kein Thor, sondern ein ganz ordentlich denkender Mann; es wäre ihm nicht in den Sinn gekommen, Doris heirathen zu wollen, er fühlte sich

halb und halb als ihren Vater. Aber verliebt in sie war er dennoch, verliebt im höchsten Sinne, mit aller Vergötterung, aber auch aller launenhaften Eifersucht eines nervösen Liebhabers. Für Doris war das nicht immer bequem, doch wußte sie mit ihm fertig zu werden; für ihn war es ein Lebensglück, eine Lebensbedingung, und unmerklich war in ihm diese Stimmung mit der für sein dramatisches Werk verschmolzen. So hatte er in den letzten Jahren sein Stück mit einer Mädchengestalt bereichert, welche, wie er meinte, die Züge seiner Doris trug. Freilich bestanden diese Züge seiner neuen Heldin nur darin, daß sie sehr schön singen konnte, daß Astorga ihre Stimme selbst gebildet hatte, und daß er sie sich so reizend dachte wie seinen Liebling. Ein Uneingeweihter würde Doris in „Heliodora" kaum erkannt haben. Nun aber war das Werk Augustin Bergmann's erst recht sein eigen geworden, es waren in der That die ersten individuellen Momente hineingekommen, nun erst fühlte er sich damit beglückt, und freute sich, es den Freunden in der siebenten und unantastbar endgültigen Fassung mittheilen zu können.

Als am Morgen nach der Ankunft Matthias' die Familie Freising um den Frühstückstisch saß, kam man denn bald auf den zu erwartenden Abend mit seiner Vorlesung zu sprechen. Matthias erklärte, es verstehe sich von selbst, daß er unter den Zuhörern sein und

sich ganz geduldig betragen werde. Uebrigens, behauptete er, sei er mit dem Gange des Stückes noch vollständig vertraut. Die Mutter wollte die Möglichkeit bestreiten, denn bei der letzten Vorlesung sei Matthias bereits in seiner Berufsstellung in M., bei der fünften aber auf der Universität gewesen. Bei der vierten habe er als Primaner allerdings einige hartherzige und vorlaute Bemerkungen gemacht; seitdem aber habe die Tragödie vielfache Veränderungen erfahren.

„Nun," rief Matthias, „so will ich doch gleich mein Examen ablegen, ob ich noch unterrichtet bin! Also Don Emanuel d'Astorga ist geboren zu Palermo, im Jahre 1681."

Doris sah plötzlich auf, als käme ihr ein Gedanke. Dann lächelte sie schalkhaft, lehnte sich zurück, und heftete die Augen auf ihre kleine Stickerei.

Unbeirrt fuhr Matthias fort:

„Der Vater Don Emanuel's ist ein sicilianischer Reichsbaron, und verschworen gegen die Spanier, welche Sicilien besetzt haben, um die Insel für sich zu behalupten. Es kommt zum Kampfe, der Alte wird von seinen eigenen Söldnern den Spaniern ausgeliefert, sein Haupt fällt auf dem Schaffot, im Jahre 1701."

Doris lächelte wieder ganz eigen.

„Nun," redete Matthias weiter, „tritt der zwanzigjährige Don Emanuel zuerst auf. Er und seine Mutter werden gezwungen, der Hinrichtung des Vaters

beizuwohnen. Die Mutter stirbt vor Entsetzen, der Jüngling fällt in einen Zustand dumpf brütenden Wahnsinns. Da wird die Prinzessin Ursini auf ihn aufmerksam. Als Oberhofmeisterin der Gemahlin Philipp's V. weiß sie durch Fürsprache eine Zuflucht für ihn auszuwirken in dem Kloster zu Astorga in Leon, nach welchem er sich später nannte. Nach drei Jahren verläßt er das Kloster, wo er bereits zu componiren angefangen hatte. Am Hofe des Herzogs von Parma wird er darauf als Musiker sehr geschätzt, aber ein Verhältniß zur Prinzessin Tochter, dem der Herzog auf die Spur gekommen sein will, bewirkt die Entfernung des Helden. Dann, mit Empfehlungen von Parma aus, geht er nach Wien an den Hof des Kaisers Leopold. Da dieser stirbt, begiebt sich Astorga auf eine bald glückliche, bald unglückliche Abenteuerfahrt durch fast ganz Europa. In Prag läßt er seine Oper „Daphne" aufführen, componirt sein großartiges Stabat Mater und Anderes, um dann in einem böhmischen Kloster —"

„Halt! Halt!" unterbrach ihn die Mutter; „das kommt noch nicht — überhaupt, es ist Vieles zwar richtig, aber —"

Jetzt lachte Doris sehr vergnügt.

„Es ist nur historische Skizze!" rief sie.

„Aber was ist denn zu lachen?" fragte Matthias.

Doris drohte mit dem Finger. „Oben in deinem Zimmer steht das Conversations-Lexikon —"

Jetzt lachte auch Matthias, der sich ertappt sah, und gestand zu, daß er sich an jener Quelle über den ihm aus der Erinnerung ganz entschwundenen Astorga bereits einige Kenntniß geholt habe.

Bald waren Doris und Matthias in fröhlichem Geplauder. Er kannte eigentlich seine Schwester sehr wenig. Als er jung das Haus verließ, um die Universität zu beziehen, war sie, die fünf Jahre jüngere, noch ein Kind. Auch wenn er auf einen Ferienbesuch kam, beachtete er, der in frühreifem wissenschaftlichen Eifer nur in Büchern lebte, das kleine Mädchen wenig, während Doris den braunen Krauskopf mit den stolzen Augen immer mit Freude begrüßte, und ihn im Stillen sehr lieb hatte. Die Annahme, daß die beiden unter so eigenen Verhältnissen als Geschwister Erzogenen, zumal nachdem ihnen ihre Sonderstellung im Hause zum Bewußtsein gekommen, sich um so enger hätten an einander schließen müssen, erwies sich als täuschend. Matthias, in einer Art von Jünglingshochmuth, hatte weibliche Reize noch kaum auf sich wirken lassen. Abgeschlossen hatte er sich überhaupt früh von den ihn umgebenden Lebensverhältnissen, und sogar in seiner Knabenzeit, erwachsen in einem Hause, das zu Zerstreuungen vielfach aufforderte, lebte er für sich, zwar nicht ohne Familiensinn, doch ohne die Geselligkeit der Familie mitzumachen.

So war es in seinen akademischen Jahren, so in

der kurzen Zeit seiner Berufsthätigkeit. Der Krieg hatte ihn plötzlich aus diesen Grenzen, die er sich selbst gesteckt, herausgerissen. Unter großen Erlebnissen, Entbehrungen, unter ganz neuen Daseinsformen, waren ihm die Augen aufgegangen, hatte er eine Wandlung in sich erfahren, welche die Seinen freudig begrüßten. Es schien, er sei jetzt erst jung geworden. In der That fühlte er, und zumal nach einem Krankenlager in der Fremde, sich zum ersten Mal recht heimisch, glücklich und behaglich im väterlichen Hause, und bei dem Gefühl innerer Befreiung, gab er sich äußerlich gefügiger und lebhafter. Wie er Vieles jetzt mit anderen Augen ansah, erschien ihm Doris auch bemerkenswerther, und während des Geplauders sah er sich von der Beobachtung überrascht, daß er eine sehr reizende und liebenswürdige Schwester habe.

Doris ging heute nicht in die Gesangstunde, aber sie meinte, es wäre recht schön, wenn Matthias Papa Bergmann gleich einen Besuch machen wollte. Er würde sich gewiß darüber freuen, sagte sie, und sah dabei Matthias mit einem Ausdruck an, der ihm andeutete, daß auch sie diesen Besuch nicht ungern sehen würde. Er versprach ihn gern, und um ihn gleich zu machen, verabschiedete er sich von seiner Schwester. Schwester —! Das Wort kam ihm in seiner Beziehung zu Doris heute so wunderlich vor! Er dachte der Sache weiter nach, als er auf dem Wege zu dem Alten war.

Am Abend war die Familie sehr zeitig beisammen. Man mußte spätestens um sechs Uhr bereit sein, denn die Dicke des Manuscriptes, welches Augustin Bergmann auf den Tisch gelegt hatte, versprach bis zur zehnten Stunde vorzuhalten. Die Fenster waren heute sorgfältig verhüllt, die Dienerschaft hatte Weisung, „wegen besonderer Familienverhältnisse" keinen Besuch anzunehmen. Schon saßen sie sämmtlich um den runden Tisch, an welchem man dem Vorleser einen bequemen Platz gemacht hatte. Die Hausfrau, Doris, ihr gegenüber Matthias, Pauline und ihr Gatte. Auch die jüngeren Söhne, Karl und Fritz, der eine etwa siebzehn-, der andere vierzehnjährig, saßen ernsthaft erwartungsvoll da. Man hatte ihnen nicht gesagt, daß ein nur zweifelhafter Genuß in Aussicht stehe, dessen Voraussicht wohl schon den Humor herausfordere. Der Hausherr verstand in solchen Dingen keinen Spaß, und verlangte ruhige Haltung. Er selbst aber fehlte noch, er war entschuldigt, und die Vorlesung durfte ohne ihn beginnen.

Einen persönlich wohlwollenderen Zuhörerkreis konnte Augustin Bergmann nicht verlangen. Man hörte mit größter Stille und Aufmerksamkeit zu. Zwar las der Dichter nicht zum besten, seine eintönig näselnde Weise hatte etwas Einschläferndes, und schon in den ersten Scenen kamen ein paar Stellen vor, bei welchen Matthias' Gesichtsmuskeln eine Gefahr ausstanden. Er

sah zufällig die Mutter an. Sie warf ihm einen bittenden Blick zu, und er verfiel in ein kurzes Husten.

Nach dem zweiten Act trat eine kleine Pause ein. Man hörte einige laute Athemzüge. Da trat aus dem Nebenzimmer, wo er in der Ecke des Sophas schon kurze Zeit geweilt hatte, der Hausherr. Er ging auf leisen Sohlen, als sollte Jemand nicht geweckt werden, dann setzte er eine Flasche Wein vor den Vorleser und schenkte ihm ein, damit er sich stärke. Darauf reichte er seinem Schwiegersohn eine Cigarre, mit fragendem Blick auf den Poeten. Herr Bergmann nickte, zum Zeichen, daß es ihn nicht stören werde. Dann zeigte der Hausherr Matthias eine zweite Cigarre und winkte ihn geheimnißvoll in das Nebenzimmer. Matthias folgte, und fand, wie der Vater durch eine gute Flasche auch für sich gesorgt hatte, und den Sohn auch zu entschädigen suchte. Es zog Matthias doch bald wieder auf seinen Platz Doris gegenüber.

Und nun spann sich die Vorlesung weiter und weiter. Monologe und Dialoge, sehr auffallende Ereignisse, sonderbare Gestalten, nur geringe dramatische Handlung. Die Zuhörenden wurden im Laufe der Stunden schon etwas freier in ihren Bewegungen. Hier und da fiel Einem etwas aus den Händen, die Nachbarn beeilten sich, es aufzuheben. Man hörte zu, man hörte manchmal auch nicht zu, und dachte an etwas Anderes; Matthias' und Doris' Augen trafen

sich oft; man war bei den längsten Monologen nicht ganz ohne Privatunterhaltung. Aber lang war das Stück doch; recht lang; recht sehr lang. Da kam im letzten Act eine unerwartete Spannung. Das Verhältniß des nun greisen Künstlers Astorga zu seiner Schülerin Heliodora (deren Name für die Wissenden schon an Persönliches anklang), seine Liebe und Sorge für sie — das gab eine Wendung, die das Interesse, wenn auch nur für diesen kleinen Kreis, noch einmal hob. Als Matthias sah, wie der Mutter Gesicht von inniger Theilnahme bewegt war, wie sogar Pauline ergriffen die Hände im Schooß gefaltet hielt, wie Doris die Augen niederschlug, während Thränen ihre Wangen benetzten, da fühlte auch Matthias sich bewegt — nicht für die Dichtung, aber für den alten Mann, der die Sprache seines Herzens hier, zwar unbeholfen, aber warm und ehrlich redete. Und als nun Astorga endlich von den Mönchen im Kloster begraben war (das dafür bestimmte Stück aus dem Requiem kam hier nicht zu Gehör), sprang man geräuschvoll auf, allerdings nicht ohne das wohlige Gefühl der Erlösung, aber doch mit vermehrtem Antheil an der Person Augustin Bergmann's. Doris war die Erste, die dem Alten um den Hals fiel, mit gerötheten Augen, ohne Worte. Die Hausfrau drückte ihm herzlich die Hand, Pauline erklärte, sie müsse Papa Bergmann einen Kuß geben. Paulinens Gatte, Doctor Ernst, trat, nachdem

die Bewegung der Frauen sich ausgesprochen hatte, als Retter in die stockende Unterhaltung. Da er sich der früheren Bearbeitung aus seiner Bräutigamszeit noch dunkel erinnerte, konnte er einen Vergleich ziehen mit der neuen, und ihre Vorzüge bestens betonen. Da Jeder etwas zu sagen suchte, auch der Medicinalrath, ohne überschwängliche Schmeicheleien, behutsam im Lob, und doch ohne Kritik — denn daß man keinen ernsthaften Maßstab an diese gleichsam vertraulichen Mittheilungen des alten Hausfreundes zu legen habe, darüber schienen Alle einig — in dieser Situation fühlte Matthias sich plötzlich von Bedenken und Unbehagen erfaßt. Der Vorleser sah endlich auch ihn an, und die Uebrigen folgten seinen Blicken, nicht ohne Unruhe gespannt, was er sagen werde. Er selbst war gefaßt auf einen Anstoß, ohne noch zu wissen, durch welche verletzende Rede, und doch sollten gerade seine Worte den Alten sehr glücklich machen. „Wer sich selbst darzustellen versteht," sagte Matthias, „erfüllt nicht nur die schwierigste künstlerische Aufgabe, er ist auch des schönsten Eindrucks auf seine Zuhörer gewiß." Augustin Bergmann ergriff beseligt des Sprechers Hand mit seinen beiden Händen, und flüsterte ihm zu:

„Ja, ich weiß, ich habe etwas geleistet."

Aus der hohen Kunststimmung wurde man bald zur Heiterkeit zurückgeführt durch eine Frage des jüngsten Zuhörers, auf welchen die Hinrichtung im ersten Acte

besonders Eindruck gemacht, der durch das ganze Stück über Hinrichtungen nachgedacht, und im Verfolg vergeblich auf neue Executionen gewartet hatte.

Man ging nun zu Tische, und Matthias, nachdem die gefürchteten Stunden doch noch so glücklich vorübergegangen waren, gab sich in ausgelassener Fröhlichkeit, als hätte es mit Astorga für ihn nun für immer sein Bewenden. Der Unglückliche ahnte nicht, daß ihm aus diesem Astorga noch unsägliche Arbeit, Mühe und Sorge erwachsen sollte!

Zwar für die nächsten Wochen hielt Herr Bergmann mit seinen ferneren Wünschen und Plänen noch zurück, obwohl häufig von seinem Werke gesprochen wurde. Er erschien jeden Abend, auch wenn er im Opernorchester zu thun gehabt hatte, noch auf ein Stündchen, denn die Familie lebte ziemlich in die Nacht hinein, da der Hausherr den Seinen oft erst in später Abendstunde angehören konnte; Herr Bergmann erschien sogar, wenn die Familie in Gesellschaft außer Hause war, in den gewohnten Räumen, um wenigstens mit den jüngeren Söhnen zu plaudern. Er verschmähte nicht, mit diesen sogar seine Dichtung, so viel sie verlangten, durchzusprechen. Und vielleicht war es in diesen Gesprächen, in welchen ihm ein gleich geringes dramatisches Verständniß entgegenkam, daß sich die Möglichkeit einer Darstellung seines Astorga auf der Bühne bei ihm immer mehr festsetzte.

Da die Carnevalszeit ſich ihrem Ende näherte, wurden ſolcher Abende mehr. Doctor Freiſing hatte es Matthias zur dringenden Pflicht gemacht, ſich von ſeiner alten oder einer neuen Berufsſtellung noch zurückzuhalten und ſich eine Erholungszeit zu gönnen. Unter den obwaltenden glücklichen Verhältniſſen war der junge Mann unſchwer dafür zu gewinnen, zumal das angenehme Gefühl, zum erſten Mal in der Geſellſchaft ausgezeichnet, ja gefeiert zu werden, ihm gar nicht unangenehm war. Dazu kam die herzliche Beziehung zu Doris, welche von dem jungen Mädchen mit unbefangenem Entgegenkommen aufgenommen und innerlicher gemacht wurde. Wenn die Hausfrau die unvermuthete Wandlung des geſchwiſterlichen Verhältniſſes der jungen Leute nicht ohne geheime Freude begrüßte, ſo ſchien Herr Bergmann um ſo weniger geſtimmt, ſich in dieſe Wendung der Dinge ſo leicht zu finden. Entgehen konnte ſie ihm nicht, da auch im Freiſing'ſchen Hauſe die Abende geſellig noch belebter geworden, und Matthias gar kein Hehl machte, daß Doris auch hier für ihn den Mittelpunkt bildete. Die Eiferſucht Auguſtin Bergmann's erwachte, und es bedurfte nur geringer Anläſſe, um ſeine Mißſtimmung gegen Matthias zum Widerwillen aufflammen zu laſſen.

Eines Abends war der Kreis um die geſellige Lampe ſehr klein. Der Hausherr ſaß heute früh unter den Seinen. Außer der Mutter, Doris und Matthias, war

nur der Rechtsanwalt Pauker am Tische. Herr Bergmann war in einer sehr langathmigen Oper beschäftigt, und durfte erst spät erwartet werden.

Der Rechtsanwalt hatte seit einiger Zeit eine neue Wohnung bezogen, und eiferte gegen die für ihn darin erwachsene Plage, da über, wie unter ihm von virtuosen Dilettantenhänden den ganzen Tag nichtsnutzige Claviermusik gemacht werde. Das Ueberwuchern der Musik kam zur Sprache, der Eifernde ließ seinem Groll die Zügel schießen, und wurde hier und da von Matthias unterstützt.

„Daß ich von eigentlicher Kunst hier nicht rede," schrie der Rechtsanwalt, „versteht sich von selbst! Ich rede von der Musikseuche des Dilettantenthums, die uns in jedes neue Haus, gleich dem Mauerschwamm, sechs Claviere liefert, und das moderne Leben verpestet, jede Häuslichkeit aber ihres Behagens beraubt. Denn wer ist noch in seinen eigenen vier Pfählen, wenn er nicht nur die Lebensregungen der Nachbarschaft um sich her toben, sondern den tobsüchtigen Wahnsinn, der die moderne Erziehung ergriffen hat, wüthen hören muß? So ein Clavier, das elendeste aller Instrumente, treibt sofort alle Stimmung, alles Behagen, allen Geist aus seiner Ruhe! Lachen Sie nicht! Ist es denn etwa eine Kunst, auf einem solchen Instrument, wo alle Töne gleichsam zu Tage liegen, herumzutrommeln? Eben weil es die leichteste aller Beschäftigungen ist, wo durch Ausdauer und Uebung Jeder, auch der ganz

Unmusikalische, zur Fertigkeit gelangen kann, setzt man jedes Kind schon vor die Tasten, damit es die verfluchte Mode früh mitmachen lerne. Und da werden bei guter Jahreszeit alle Fenster aufgerissen, und wenn die fünf, sechs, sieben Kinder sich durchgestümpert haben, dann setzen sich die erwachsenen Töchter und Söhne vor das Rasselbrett, und nun dröhnt es und heult es aus jedem Hause über die Straße, durch die ganze Straße! Eins sucht das Andere zu überschreien, zu überquieken, zu überbrüllen, zu übertrommeln, daß gegen diesen Lärm mit seinem Wahnsinnsgeräusch der Höllenpfuhl ein idyllisch ruhiger Ort sein muß!"

Während die Anderen, ohne ihn zu bestreiten, lachten, fuhr er, sich ernsthaft steigernd, fort:

„Dabei soll ein Mann nun arbeiten! Dabei soll überhaupt noch eine geistige Arbeit gedeihen! Ist es nicht Unverschämtheit des musikalischen Dilettantengesindels, seine Gegenwart so störend aufzudringen, seine ekelhafte Selbstgenügsamkeit im Genuß so brutal geltend zu machen? Wahrhaftig, ich bin selbst eine geräuschvolle Natur, ich weiß, daß ich Euch hier die Wände anbrülle, aber Respect habe ich vor der Kunst, und nichts rühr' ich an, was ich nicht beherrsche, und ich brülle hier in gerechter Sache! Sehen Sie, wenn mich so die Canaillen in meiner Umgebung bis zum Verrücktwerden plagen, so könnte ich vor Wuth eine solche kreischende Jungfer Gans, einen solchen gröhlenden

Himmel, mit festem Vorsatz morden, oder wenn es ein Anderer thäte, seine Vertheidigung vor Gericht mit gutem Gewissen übernehmen! Ja, ich wünschte nur, ich kriegte bald einmal eine solche Sache! Auf das bischen Musikantentodtschlag und Dilettantenmord käme wahrhaftig nichts an! O Himmel, zum musikalischen Würgengel möchte ich werden, und bei dem Gedanken schon krallen sich alle Finger an meinen Händen, sehen Sie, so — so!" er zeigte ein Paar der gewichtigsten vor, „um die Clavierbrut schockweise zu erdrosseln!"

Nachdem das Gelächter der Freunde sich gelegt hatte, begann Matthias:

„In der That, die Musik unterscheidet sich, selbst als Kunst, von den übrigen Künsten durch den Mangel an Bescheidenheit, Humanität und Rücksicht, sie ist zudringlich und despotisch im übelsten Sinne. Jede andere Kunst gestattet ihrem Jünger, sich in geräuschloser Abgeschlossenheit zu bilden; der musikalische Schüler kann sein Talent nicht in der Stille bilden, denn es hebt die Stille um sich her auf. Und überdies fällt es den Uebenden selbst in ein unangenehmes Licht, sein Tasten und Fehlgreifen beleidigt nicht nur den, der kein Interesse an seiner Entwicklung hat, es läßt ihn auch persönlich ungebildet erscheinen."

Herr Pauker sah befriedigt den Sprecher an, und nahm mit gemäßigtem Eifer die Rede auf:

„Recht so, junger Freund! Aber was reden Sie

von ſcheinbarer Unbildung? Als ob Muſik und wirkliche Bildung etwas gemein hätten! Die Muſik weiß nichts vom Denken, und wendet ſich nicht an den denkenden Geiſt, höchſtens an den „mathematiſch rechnenden Verſtand. Was man muſikaliſche Gedanken nennt, iſt nur bildlich von Tonreihen gemeint. Die neueren Muſikanten machen viel Weſens davon, daß heutzutage auch der Muſiker ſich Bildung zu verſchaffen habe (ein ſehr naives Zugeſtändniß und Beſtreben!), aber ſelbſt die Form ihres Verlangens, ihr Betragen dabei, zeigt, daß es damit gute Wege habe. Nun, liebe Freundin," wendete er ſich zur Hausfrau, „Sie wollen mir eben entgegnen, daß Sie denn doch auch gebildete Männer unter den Muſikanten reſpectirt wiſſen wollen — zugegeben! Die Regel iſt es nicht. Und nun ſehen Sie doch einmal zu, ob in den Familien und Geſellſchaften, wo viel Muſik gemacht wird, auch ſonſt viel Bildung zu finden iſt? Ob ſich da ein vernünftiges Geſpräch anknüpfen läßt? Ich rede gar nicht von den üblichen Schaudergeſellſchaften, wo nach langem Nöthigen und unſäglicher Ziererei Clavier- und Geſangſolos hinter einander vorgeritten werden, Lieder, Arien aus Opern und Oratorien, verrücktes Hackemak durch einander; wo, nachdem die Zuhörer erſchöpft ſind, die muſikaliſchen Kehlen immer unerſchöpflicher werden, und wer ſich am längſten geziert hat, endlich das Terrain erobert, um mit friſchen Kräften der Nacht zu

trotzen. In dem Elend solcher gedankenlosen Unterhaltung ist natürlich keine Bildung zu finden. Eben weil die Leute stupid und stupend ungebildet sind, und nichts zu sagen wissen, darum machen sie Musik — was man so Musik nennt."

Doris sah den Sprecher etwas befremdet und lächelnd an. Er verstand den Blick, und sagte schnell:

„Legen Sie mir keine Schlechtigkeiten unter, anmuthiger Schalk! Das Haus Freising ist gar kein vorwiegend musikalisches Haus, obgleich es eine excellente Sängerin einschließt, und einen Musikanten zum Hausfreunde hat — ja, wo ist er denn heute? Schon daß ich hier gebildet schimpfen darf, zeigt an, welche Bildung das Haus repräsentirt. Die Musiksenche hat hier nichts verheert oder nur angetastet."

Matthias sagte darauf: „Wenn die Musik als Kunst eigentlich nichts Bildendes hat, so muß sie als Erziehungsmittel des Dilettantismus nur um so ungünstiger wirken. Wie ihr Ueberwuchern das Gedankenleben scheucht und das Denken vernichtet, so kann ihre unausgesetzte Wendung an das Gefühl nur verweichlichen, den Charakter erschlaffen."

„Hoho! Es geht noch viel weiter! Alle Nichtsnutzigkeit —" Der Rechtsanwalt schrie es laut gegen die Wände, und schien nun seine Haupttrümpfe ausspielen zu wollen. Aber die Hausfrau und Doris riefen dazwischen, da sie die weiteren Consequenzen

bereits kannten, auch die Clavierſteuer, die Herr Pauker ſich vom Staate dringend wünſchte, und die ſo hoch ſein ſollte, daß nur Einer vom Tauſend bei der Taſtentrommel bleiben könne, zum warnenden Beiſpiel für die Welt.

Der Doctor, der ſich bisher wenig an der Unterhaltung betheiligt, im Ganzen aber ein ſchweigendes Einverſtändniß mit den Männern erkennen zu geben ſchien, begann jetzt:

„Nun, ich, der ich mit meinen wiſſenſchaftlichen Studien meiſt auf die ſpäten Nachtſtunden angewieſen bin, wo dann in den Umgebungen Ruhe eingetreten zu ſein pflegt, und bei Tage auf ein Wanderleben durch die Stadt angewieſen bin, kann als unparteiiſch gelten. Ueberdies bin ich ganz unmuſikaliſch — wenn ich gleich gern mir etwas Hübſches vorſingen laſſe (ſchaltete er, Doris zunickend, ein). Um ſo mehr habe ich als Arzt die Wirkungen des übermäßigen Muſicirens beobachtet. Das Clavierüben bis zur Erſchöpfung macht unzählige junge Mädchen nervös und krank, und dann heißt es, die entſprechenden Bäder dafür erfinden. Die beſte Cur wäre freilich ein Aufgeben der Muſik. Die Nervenſtörung hört aber nicht auf, und ſo trägt die dauernde muſikaliſche Aufregung allerdings dazu bei, die Kräfte zu untergraben. Unzählig ſind die Klagen über Störung der erſten Nachtruhe durch Muſik in der Nachbarſchaft, und zwar werden ſolche Klagen in Häuſern laut, wo auch viel Muſikaliſches verbrochen wird, worüber die

geſcholtene Nachbarſchaft mir dann wiederum ihre Klagen ausſchüttet. So krümmt ſich Jeder unter dem Elend, das er ſich ſelbſt erſchaffen, und zu dem er ſeine Kinder auch wieder erzieht. Ob das durch irgend eine Maßregel zu hemmen, zu ändern iſt, weiß ich nicht. Möglich aber —"

„Wahrſcheinlich ſogar —" fuhr der Rechtsanwalt dazwiſchen, die Gelegenheit wahrnehmend, mit einem Paradoxon einzugreifen — „wahrſcheinlich ſogar iſt es, daß der Muſikſchwindel alle übrigen Künſte vertreiben wird, daß alle Wiſſenſchaften darüber zu Grunde gehen! Denn bei ſo einem Hundelärm in der Nachbarſchaft kann kein Denker mehr denken, kein Dichter mehr dichten, keine geiſtige Arbeit mehr beſtehen. In großen Städten ſind wir nicht mehr weit davon entfernt. Und wenn es dann weiter nichts mehr giebt auf der Welt als ſchlechte Muſikanten, werden ſie einander ſelbſt niederorgeln und nervös zu Schanden klappern und blaſen. Ach könnte ich dabei ſein, wenn am jüngſten Muſiktage — mein Gehör wollt' ich meiner Rachgier opfern — wenn die Kerls einander dann aufreiben, untergraben, zu kraftloſen Schatten machen, bis die letzte Muſikantenſeele ſich verflüchtigt hat!"

Die Hausfrau wünſchte längſt, dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, da die Uhr ſagte, daß die Oper bald zu Ende ſein müſſe. Zu Matthias gewendet begann daher die Mutter:

„Sage mir doch, wie es zugeht, daß du, der du einst mit so eisernem Fleiß dein Clavier geübt hast, und recht gut spielst, auch genügende musikalische Bildung hast, daß deine allgemeine Bildung und dein Charakter dabei so wenig Schaden gelitten haben?“

Matthias zeigte sich in diesem Augenblick ganz verblüfft, daß man ihn auf seine Musik anrede, während Doris mit [illegible] Schadenfreude in die Hände klatschte.

„Ich habe die Ausübung der Musik, und meine Vollkommenheit darin, aufgegeben,“ sagte er, „weil ich fühlte, daß ich über das Dilettantische nicht hinauskam. Zum bloßen Dilettantismus aber fühle ich mich, offen gesagt, zu stolz.“

„Recht so!“ rief Herr Pauker.

„Ich bin sogar in der Musik ein solcher Ketzer geworden,“ fuhr Martin fort, „daß mir die allerniedrigste Volksmusik fast am höchsten steht. Eine Gebirgscither zum Beispiel, und bairischer oder tyroler Jodelgesang ergreift mich im Innersten, der Naturlaut darin wirkt auf mich mächtiger als das Musikalische.“

„Nicht so übel!“ meinte der Rechtsanwalt; „nämlich wenn die Jodelnden wirkliche Natur- und Volkskinder sind, und nicht auch wieder gebildete Dilettanten ohne Mieder oder Kniehosen. Ach die verfluchten Dilettanten! Hört, wie ist denn das, Ihr habt ja wohl neulich eine dilettantische Prachtnummer der Poesie bei

Euch lesen hören? Astorga ist wieder aufgetaucht? Nun, was hat denn Papa Musensohn da noch einmal an Schnurren zu Tage gefördert?"

Die Frauen sahen Matthias halb vorwurfsvoll an, denn nur durch ihn konnte Pauker das Geheimniß erfahren haben. Er gab es zu, indem er zu seiner Vertheidigung dahin deutete, daß [redacted] Bergmann mit seiner Arbeit ja doch an eine [redacted]ntlichung denken werde.

„Versteht sich," rief Pauker, „wir erleben es noch! Und ich meinestheils [redacted] verspreche mir ein Gaudium von diesem Musikdrama, denn die wenigen Blicke, die ich einmal vor Jahren hineingethan habe, geben mir den Vorschmack von unsäglicher Blödsinnswonne."

Die Frauen begannen eine lebhafte Vertheidigung, der Doctor sprach sich für Schonung des alten Mannes aus, und Matthias sagte:

„Daß dieses Dilettantenmachwerk des letzten Grades der Niederträchtigkeit entbehrt, sich sogar durch ein paar Züge empfiehlt, das eben macht es unbequem. Man kann nicht immer lachen, die Langeweile schwebt mit breiten Flügeln über der Mittelmäßigkeit."

Die Frauen traten noch einmal ein, Doris sogar mit einer gewissen Heftigkeit. Da rief der Rechtsanwalt:

„Ei was! Daß das alte Geschöpf, der besondere Günstling meiner verehrten Freundin, so unbedingt zu

schonen sei, kann ich nicht billigen. Sie bestärken ihn nur in dem, womit er Ihnen lästig fällt. Wäre seine Verrücktheit so recht ausbündig und tapfer, so wollte ich Respect vor ihm haben, aber über das Elend der Mittelmäßigkeit nicht einmal lachen zu dürfen —“

In diesem Augenblick fuhr die Hausfrau zusammen, und legte ihre Hand auf den Arm des Sprechers, so daß er befremdet [illegible]. Man hatte im Nebenzimmer eine Thür gehen [illegible], Herr Bergmann konnte eben eingetreten sein. Doris eilte hinaus. Es war Niemand da. Sie fragte draußen. Der Diener sagte, Herr Bergmann sei vor etwa einer halben Stunde gekommen, und eben in großer Eile weggegangen. — So verhielt es sich. Geräuschlos, wie er pflegte, war er in das zufällig nicht erleuchtete Vorzimmer eingetreten, und um die Unterhaltung, deren Gegenstand er noch nicht kannte, nicht zu unterbrechen, hatte er sich in seinen sogenannten Schmollwinkel gesetzt, um Alles mit anzuhören, und endlich, von Aufregung und Empörung ergriffen, davonzugehen.

Sehr Unangenehmes war damit für die Familie geschehen, und stand noch in Aussicht. Zwar, wenn Herr Bergmann recht zugehört, so durfte er weder der Hausfrau noch dem Doctor grollen, geschweige Doris, da alle Drei nur zu seinen Gunsten gesprochen hatten. Alles Gravirende blieb auf Martin und dem Rechtsanwalt haften. Aber daß überhaupt solche Urtheile in

diesem Hause über den Hausfreund gefällt wurden, durfte zu seiner Erbitterung billig genügen, und tief betrübte es die ihm Wohlwollenden, daß der alte Herr dergleichen bei ihnen erleben mußte. Während man noch in der unangenehmen Ueberraschung des Augenblicks rathlos stand, legte Herr Pauker wuchtig die Hand auf Matthias' Schulter, und sagte:

„Na, wir Beide allein sind [redacted]brecher, auf die nun die Familienereignisse einstürmen werden! Ich meinerseits, so leid es mir thut, bin tückisch und bleibe reuelos in der Bos[redacted]. Dem Alten ist es vielleicht eine Lehre. Was aber denken Sie, junger Schlachtengewinner?"

„Ich geh' ihm augenblicklich nach, und bringe ihn zurück!" rief Matthias. Nur einen Augenblick schien dieser Vorsatz den Anderen gut.

„Thu' es lieber nicht!" sagte darauf Doris. „Ich kenne ihn. So bald wird er von dir nicht umgestimmt und zurückgebracht. Von mir vielleicht — obgleich heute wohl auch nicht. Gern ginge ich gleich zu ihm, aber ich glaube, ihm ist es lieber und besser, wenn man ihn sich selbst überläßt. Armer Papa Bergmann! Morgen mit dem Frühsten werde ich ihn besuchen."

Das Bedürfniß und der Wunsch, sofort etwas zur Entschuldigung oder Besänftigung des Alten zu thun, tauchte doch immer wieder auf, bis endlich der Doctor den Ausschlag gab, daß man ihn in dem Wahn lassen

möge, seine Gegenwart sei gar nicht bemerkt worden. Doris werde dann den ersten, er selbst die weiteren Schritte thun.

Der Rechtsanwalt nahm die Sache leicht, und war bestrebt, sie auch den Freunden als unbedeutend darzustellen. Es gelang ihm nicht, und vorwiegend Matthias fühlte sich mißgestimmt und verdrießlich über sich selbst. Die Unterhaltung stockte. Endlich nahm Herr Pauker seinen Hut, wünschte „gute Besserung" und empfahl sich.

Doris machte sich Tags darauf bei Zeiten auf den Weg zu Herrn Bergmann. Als sie gegangen, sagte die Mutter zu Matthias:

„Warte, du Bösewicht! Ich erlebe es noch, daß du, bei all deiner Musikfeindschaft, eine musikalische Frau bekommst, der du am Clavier die Notenblätter umzuwenden hast!"

Doris blieb lange aus. Matthias konnte ihre Rückkehr nicht erwarten, er beschloß, ihr entgegenzugehen. Vor dem Hause des Herrn Bergmann aber kehrte er wieder um, da es ihm inzwischen nicht gut erschien, die Nachricht, die sie bringen würde, auf der Straße zu empfangen. Endlich kam sie nach Hause.

„Es geht leidlich!" rief sie zur Thür herein. „Ich habe ihn so weit besänftigt, daß er heute Abend nach alter Art bei uns eintreten will. Nur soll von seiner gestrigen Erfahrung bei uns dabei nicht mehr die Rede sein. Auch von dir, lieber Matthias, verbittet er sich

jede Entschuldigung, von dem Rechtsanwalt gar nicht zu reden! — und einen bösen Stand wirst du freilich noch lange bei ihm haben."

Nun wollte Matthias dennoch durch seinen Besuch eine Anstandspflicht erfüllen, allein die Mutter wehrte es. Sie kannte den Alten genug, um zu wissen, daß dadurch jetzt nichts gewonnen werde. Dafür beschloß sie, ihrem Herzen zu folgen, und selbst zu Herrn Bergmann zu gehen. In der Voraussicht, daß ihr Gatte durch Berufspflichten Abhaltung finden werde, seinen Vorsatz auszuführen, nahm sie Mantel und Hut, und machte sich auf nach der Junggesellenwohnung, welche sie als Krankenpflegerin und Helferin zu betreten, schon öfter sich gestattet hatte.

Und am Abend darauf schien es wirklich, als wäre nichts geschehen. Herr Bergmann war wieder da, nur daß er Matthias' Hand bei der Begrüßung kühl ablehnte, und durch kein Wort mit ihm verkehrte.

„Weißt du, Matthias," sagte Doris einige Tage darauf, „weißt du, wie du Papa Bergmann versöhnen könntest?"

„Geschwind, sprich es aus!" rief er; „daß ich diese Verstimmung verbanne, die durch meine Schuld denn doch jeden Abend auf dem Familienkreise lastet."

„Die Buße ist nicht klein!" fuhr Doris fort. „Du müßtest die Tragödie Astorga zu einer Darstellung auf unserem großen Theater durchzusetzen suchen."

Matthias schlug die Hände zusammen. „Das soll ich vertreten? dieses Machwerk?“

„Womit man gesündigt, damit wird man gezüchtigt!“ Obgleich Doris es im Ernst sagte, konnte sie sich doch eines Lächelns nicht erwehren. „Papa Bergmann hat sich nämlich in den Kopf gesetzt, seinen Astorga auf die Bühne zu bringen. Er will allen solchen Leuten wie der Rechtsanwalt und — mein Brüderchen, beweisen, daß sein Werk dennoch gut, und eines großen Erfolges sicher sei. Der Ehrgeiz ist leider in ihm erwacht, und seit jenem unseligen Abend Eurer bösartigen Kritik auch sein Trotz und sein Selbstbewußtsein.“

„Aber Doris!“ rief Matthias, „wenn ich das unglückliche Glück hätte, dem Stück auf das Theater zu verhelfen, und es fiele durch, würde ausgelacht, stünde es um den armen Mann nicht noch schlimmer? Zwar ich hätte meine Schuld gebüßt, aber, aber —!“

Ueber dieses Gespräch vergingen einige Wochen. Die Jugend tanzte viel, man ging ins Theater und in Concerte, und in der Zerstreuung dachte Matthias weniger an die Verstimmung des Alten. Diese aber wurde von Tage zu Tage schlimmer, nicht allein gegen ihn, sondern gegen alle Welt. An den Familienabenden wurde er geradezu eine Last durch sein launenhaftes Betragen und leidenschaftliches Reden über allerlei Dinge, über die er sich bisher kein Urtheil erlaubt

hatte. Das Mißverhältniß schien unerträglich, und Matthias beschloß, obgleich nun auch sein Widerwille gegen den grillenhaften Alten erwacht war, sich zu überwinden, und dem Rathe Doris' Folge zu leisten. Das junge Mädchen schien sehr beglückt darüber, und dankte ihm in voraus mit den herzlichsten Worten, wodurch der Schritt für ihn erleichtert wurde. Das Astorga-Manuscript wußte Doris dem Alten auf ein paar Tage abzuschmeicheln, und so machte sich Matthias, mit dem riesigen Papierballen unter dem Arm, ganz lustig auf den Weg zum Intendanten des Theaters.

Dieser, ein alter Bekannter des Freising'schen Hauses, empfing den Eintretenden mit Ueberraschung, zugleich aber nicht ohne einen Blick der Beängstigung, als er das dicke Heft auf dem Schooß des Besuchers ruhen sah. „Nun, junger Freund," begann Herr v. Z. nach der ersten Begrüßung; „Sie bringen etwas. Hoffentlich haben Sie nicht selbst Weißenburg oder Gravelotte in Scene gesetzt?"

Matthias bekannte sich frei von solchem Vorwurf, und brachte sein Anliegen vor. Kaum aber hatte der Intendant das Manuscript in Händen, als er fast belustigt ausrief:

„Gott bewahre uns! Schon wieder das Stück meines alten Cellisten Bergmann! Ich habe es ihm ja vor acht Tagen als völlig unbrauchbar zurückgegeben!"

Jetzt konnte Matthias die gesteigerte üble Laune des Alten sich erklären, deren Ursache Herr Bergmann doch Allen, sogar Doris, sorgfältig verborgen hatte. Zugleich fühlte sich der junge Mann durch seine Situation gegenüber dem Theatervorstand etwas gedemüthigt.

„Wenn Sie, lieber Herr," fuhr der Intendant fort, „diesen Astorga gelesen haben, können Sie sich doch wohl nicht zum Fürsprecher desselben machen! Sehen Sie, seit zwanzig Jahren habe ich das Stück nun immer wieder auf dem Theaterbureau einkehren sehen — es werden sieben Stationen sein, ich kann es Ihnen nachweisen, denn es ist in die Bücher eingetragen. Ich kenne es daher genau, weil ich es selbst gelesen habe, und zwar nicht ohne einen gewissen Antheil, da es von einem meiner Leute aus dem Orchester herrührt. Ich bin mit dem guten alten Bergmann seit diesen zwanzig Jahren durch Dick und Dünn gegangen, ich unterschätze seine Verdienste nicht; unten an seinem Notenpult ist er immer noch einer unserer tüchtigsten Leute. Aber, daß dieser Mann sich in den Kopf gesetzt hat, ein dramatischer Dichter zu sein, ist denn doch eine Verrücktheit! Das zuzugestehen, kostet Sie nichts, davon bin ich überzeugt."

Matthias, der sich wie auf dem Sünderbänkchen fühlte, bereute seinen Gang schwer, zumal er nichts zu entgegnen wußte. Der Intendant zog ihn aus der Verlegenheit, indem er fortfuhr:

„An eine Aufführung im Theater kann ich nicht denken. Aber vielleicht ist sonst zu rathen und zu helfen. Bergmann gilt etwas in Ihrem Hause, man möchte ihm gern eine Freude bereiten. Auch mir wär' es recht, und ich will gern dazu thun, was ich vermag. Wie wäre es, wenn Sie eine concertartige Vorstellung, eine Vorlesung mit vertheilten Rollen veranstalteten? Finden Sie nicht ausreichende Dilettanten für die Besetzung der Rollen — es müssen ihrer über vierzig sein — so stelle ich Ihnen meine Schauspieler zur Verfügung, auch die ersten Kräfte werden, denk' ich, es nicht verschmähen. Sie haben ja große Räume im Hause, und können Gäste einladen. Wenn ich für die begleitende Musik des ächten Astorga nun gar noch die Mitglieder des Orchesters auffordere — Bergmann's Collegen thun es gewiß gern — so empfängt der Alte durch diese Vorstellung eine Genugthuung, wie sie manchem besseren Dichter leider nicht zu Theil werden kann. Wenn es noch dazu kommt, so lade ich mich hiermit gleich zu Gaste."

Matthias dankte für den freundlichen Rath, und eilte mit dem Manuscript und dem Bündel Nachrichten nach Hause.

Nun ging es an ein Ueberlegen. Die Vorarbeiten erwiesen sich doch als sehr umfassend. Die Dinge mußten umständlicher, schwieriger werden, als bei einer Theateraufführung, wo Alles im großen geregelten

Organismus hergeht. Der Doctor selbst warf die Frage auf, ob es rathsam sei, sich in einen solchen Aufwand von Kräften zu stürzen, gegenüber einem solchen Stück und dem Urtheil der Leute? Allein Doris schien, wenn auch bei wenig Worten, doch voll Freude, und die Hausfrau war nicht dagegen. Eine Hauptlast mußte dabei immer auf Matthias fallen; doch auch der schien plötzlich Geschmack an der Sache bekommen zu haben. Nach einigen Tagen war man wirklich zum Beschluß gekommen, und Doris eilte beflügelten Schrittes zu Herrn Bergmann.

Sie theilte ihm den großartigen Plan mit, und zwar in Form einer Bitte um Erlaubniß, wobei sie Matthias' erwachtes Interesse für die Dichtung zu erwähnen nicht vergaß. Aber selbst Doris war befremdet über die Art, wie Herr Bergmann den Plan aufnahm. Während sie eine Scene glücklicher Rührung erwartet hatte, sprach Augustin Bergmann, obgleich er sich durch einen Strahl der Freude durchzuckt fühlte, seine Einwilligung nicht in Worten der Befriedigung aus über eine Gunst, die ihm widerfahren solle, sondern als selbstbewußter Künstler, der eine Gunst zu erweisen hat, und dem durch eine solche Aufführung nicht halbwegs Gerechtigkeit werden kann. Aber er gab seine Erlaubniß, und brachte der Vertheidigung Matthias', welche Doris sich nun angelegen sein ließ, ein geneigtes Ohr entgegen. Schon erschien ihm der Charak-

ter des jungen Mannes nicht mehr so häßlich geartet. Er war ja nur eben aus dem Kriege zurückgekommen, er fühlte sich am zweiten Abend nach der Heimkehr noch nicht gestimmt, noch gar nicht befähigt, ein solches Werk auf sich wirken zu lassen; das war Alles so natürlich! Nun hatte er es im Stillen für sich gelesen, die Bedeutung desselben war ihm innerlich aufgegangen. Sein etwas zu rasches jugendliches Urtheil hatte sich inzwischen geändert; auch dies ging mit rechten Dingen zu. Augustin Bergmann war in allen Dingen des Lebens, der Erfahrung, der Beurtheilung, das lenksamste Gemüth, welches sich leicht bestimmen, und von Doris mit Allem versöhnen ließ, nur in Einem stand er fest und unerschütterlich, in dem Glauben an die Bedeutung seines Astorga. Er war weit ab von jenem Gefühl des ächten Künstlers, der wohl die hohe Freude des Schaffens empfindet, aber dem vollendeten Werke mit einer gewissen Unbefriedigung gegenübertritt. Denn er hat es in seiner Phantasie, in seinem Willen, größer vor sich gesehen, als es ihm nun gelungen scheint. Er sieht die Mängel, und hofft sie künftig zu vermeiden. Diese Demuth vor der Würde der Kunst, diese Bescheidenheit vor sich selbst, hatte Augustin Bergmann nicht, er war der verstockte kleine Dilettant, er hatte in der Lebensarbeit seines Astorga gleichsam ein Perpetuum mobile gesucht, und wähnte nun, es gefunden zu haben.

Doris hütete sich, ihre Beobachtung zu Hause mit-

zutheilen. Die Ihrigen konnten sie bald selbst machen, um über den Alten stutzig zu werden. Nun aber war die Sache einmal eingeleitet, und der Verfasser des Astorga hielt das Begonnene fest. Er war bereits mit den Proben zur Musik beschäftigt, während Matthias noch umherlief, Schauspieler und Schauspielerinnen, sowie Freunde des Hauses für die Rollen zu gewinnen. Er selbst wollte sich mit einer Nebenrolle und zwar der gefährlichsten begnügen, die Jeder verschmähte, da sie den Darsteller der Lächerlichkeit aussetzte. Er hoffte, sie doch noch haltbar zu machen. Doris sollte nicht mit lesen, sondern die Solos in dem musikalischen Theil übernehmen. Einen schweren Stand aber hatte man mit dem Verfasser, der durchaus nicht zugeben wollte, daß man mehrere Rollen von einer Person lesen lasse, was bei der Gestaltenfülle des Stückes eine Nothwendigkeit war. Noch mehr Mühe machte es, ihm die übermäßige Länge des Stückes, und das Bedürfniß begreiflich zu machen, den Ueberschuß zu streichen. Die Hausfrau und Doris hatten unsägliche Mühe, den Hartkopf zu bearbeiten, ja die Erste mußte endlich ihr Hausrecht geltend machen, durch die Erklärung, daß sie ihre Gäste nicht die halbe Nacht im Zuhörerraume festhalten könne. Augustin Bergmann mußte sich fügen, sehr unwillig, und kopfschüttelnd, daß selbst die nächsten Freunde und gebildetsten Leute so wenig empfänglich wären für das Schöne und Große seiner Dichtung! —

Die Vorbereitungen und Rüstungen währten wohl einen Monat. Schon wehte eine weichere Luft, und an den Zweigen zeigten sich grüne Spitzen. Matthias kam eines Tages erschöpft aus der Probe. Aergerlich und lachend erzählte er, daß man ihm selbst für seine Bemühungen den Spottnamen Astorga beigelegt habe.

„So muß ich am eigenen Leibe dulden," rief er, „daß ich mich für anderer Leute Narrheiten ruinire!"

Die letzte Wendung rief einige Besorgniß in die Züge der Mutter und Doris'. Denn wirklich fühlte Matthias seit Kurzem einige Unbequemlichkeiten, die Nachwehen seiner Verwundung und langen Krankheit, die durch das ihm ganz ungewohnte gesellschaftliche Hetzen sich wieder bemerkbar gemacht hatten. Der Doctor hatte bereits den Kopf geschüttelt, und wünschte den Festabend vorüber, um dann ein Interdict auf alle schlechte Wirthschaft mit den Lebenskräften zu legen.

Endlich war man so weit, Einladungen ergehen zu lassen. Bei einem kleinen Zuhörerkreise konnte es nicht bleiben, da die ganze Bekanntschaft sich herbeidrängte. Die umfassenden Vorbereitungen hatten Viele aufmerksamer gemacht, die Neugier heftete sich an den bisher so unscheinbaren Cellisten, dessen Werk man im Freising'schen Hause so großer Bemühungen würdig erachtete. Matthias hatte längst Eifer und Zuversicht verloren, Doris ängstigte sich sehr, die Hausfrau wußte sich zu beherrschen, und berief sich darauf, daß der ganze Zu-

hörerkreis aus ihren Gästen bestehe, auf deren Haltung man sich verlassen könne. Augustin Bergmann, dem die Bedenken verhehlt wurden, da er sich ihnen gar nicht zugänglich zeigte, war allein ruhig, seiner Sache sicher, und lebte großen Erwartungen, sogar bei der „Verstümmelung", die sich sein Werk hatte müssen gefallen lassen. Der Rechtsanwalt Pauker aber rieb sich die Hände vor Vergnügen und erhoffte in seinem Sinne auch Erkleckliches von dem Feste. Doris bedeutete ihm, wenn er nicht das Versprechen ablege, sich dabei ganz artig zu betragen, so werde man ihn gar nicht einladen.

„Oho!" rief er, „ich sage, was man vor Zeiten in Stammbücher zu schreiben pflegte:

In diese Vorstellung muß ich 'rein,
Und sollt' es in die Quere sein!"

Endlich war der erwartete Abend da. Ein glänzender Zuhörerkreis hatte sich eingefunden, darunter der Intendant des Theaters. Auf einer Bühne saßen die Reihen der Vorlesenden und Singenden, hinter ihnen das Orchester, im Vordergrund auf einem Dirigirpulte, als Führer zweier Armeen, der kleine Musikus Augustin Bergmann. In der vorderen Zuhörerreihe, etwas seitwärts, hatte sich die Hausfrau einen Platz gewählt, in der letzten der Hausherr, zwei Wachtthürmen gleich, einander über die Menge hin begrüßend, und sichere Ordnung verheißend. Den Rechtsanwalt

hatte der Doctor an seine Seite genommen, hart an den Ausgang des Saales, wo nebenan der Anblick eines mit Flaschen reich besetzten Büffets auf besorgtere Männergemüther tröstlich und beruhigend wirkte. So begann die Ouverture, unter deren stilvoll ernste Größe auch der Rechtsanwalt sich aufmerksam zuhörend beugte. Kaum aber war sie zu Ende, als Herr Pauker sich schmunzelnd erhob, um, mit unsagbar belustigtem Muskelspiel im Gesicht, den ersten Scenen zu lauschen.

Sie schienen Manches zu verheißen, man war allgemein gespannt und neugierig auf Bergmann'sche Poesie, und bei frischer Aufmerksamkeit. Die Vorleser thaten ihr Möglichstes, und nach dem ersten Acte wurde Beifall gespendet. Dann wurde es ziemlich warm im Saale, die Fächer der Damen setzten sich in Bewegung, bei einigen Monologen und Kunstpausen hörte man hier und da ein Seufzen, leises Husten oder Räuspern. Schon machte sich vom Ausgang her ein gewisses Brummen geltend, und eine etwas geräuschvollere Art des Zuhörens mit Anwendung von Stiefelabsätzen und Stuhlrücken. Man wußte, woher es kam, und hier und da lächelte man einander mit Verständniß zu. So kam der dritte Act heran, der schon einige Sehnsucht nach Befreiung brachte. Die Ruhe war nicht mehr vollständig, Herr Pauker brummte in Bemerkungen, welche seine Nachbarn fassungslos aus dem Saale trieben. So stand es, als die Dichtung an einer gefürch-

teten Klippe anlangte. Matthias hatte die Scene über Wasser zu halten, und las mit Todesverachtung. Da kam es vom Ausgang des Saales wie das verhängnißvolle Drohen eines Vulcans, und mit der Erschütterung eines Erdbebens brach der Rechtsanwalt seine Bande in fürchterlichem Lachen. Stoßweise, krampfhaft, um so ansteckender und fortreißender, als es, unter der Bemühung des Zurückhaltens, nicht als Signal, sondern als Stoff zur Belustigung wirkte. Allgemein war der Schreck, und leider auch die schwer unterdrückte Nachfolge. Das Geschick der ganzen Vorstellung schien einen Augenblick auf dem Spiele zu stehen. Der Hausherr ergriff den Rechtsanwalt am Arme und riß den Widerstandslosen aus dem Saale, und da auch draußen sein krampfhaftes Vergnügen noch vernehmbar war, führte er ihn in sein entlegenes Arbeitszimmer und schloß die Thür. Hier warf sich Herr Pauker auf das Sopha, immer die verhängnißvollen Worte Martin's wiederholend, vor Lachen mit Armen und Beinen ausschlagend. Der Doctor, ganz wider seine Gewohnheit sich selbst den Bauch haltend, setzte ihm ein Glas Wasser hin, und eilte zu seinen übrigen Gästen in den Saal. Er kam im Augenblick nach der höchsten Gefahr. Noch wogte das Publicum wie ein vom Wind bewegtes Kornfeld hin und her, die Gesichter hinter Fächern und Taschentüchern verbergend, selbst in den Reihen der Vorleser kämpfte man hinter Papierrollen

und Blumensträußen entsetzlich mit den Lachmuskeln. Die Hausfrau stand aufgerichtet da, besorgte Blicke nach der Thür hinübersendend. Als ihr Gatte wieder eintrat und ihr beruhigend zuwinkte, nahm auch sie wieder Platz. Glücklicherweise kam das Orchester jetzt stark arbeitend zu Hülfe, und unter machtvollem Maestoso konnten Rückfälle versteckt, oder die Fassung wieder erworben werden.

Von alldem hatte die Hauptperson doch nur wenig wahrgenommen. Augustin Bergmann war, als die Lachexplosion losbrach, freilich auch erschreckt herumgefahren, und hatte einen Stich im Herzen gefühlt, sich aber schnell wieder seinen Heerschaaren zugewendet. Er wußte, woher die Störung kam, und verachtete den Störer. Das Publicum hatte er im Rücken, und konnte die Wirkung nicht beobachten. Einen um so eisigeren Schauer hatte Matthias bei der Unterbrechung empfunden. Er, der in dem Bewußtsein, ein Opfer zu bringen, wenn auch nicht der Gegenstand des Gelächters geworden, aber gleichsam der leitende Faden gewesen, auf welchen der elektrische Funken hinüberflog, er fühlte sich von jähster Erbitterung durchzuckt. Noch wußte er sich äußerlich zu beherrschen, und führte mit gesteigertem Ton, der Gefahr ins Antlitz trotzend, seine Rede zu Ende. Dann aber saß er in schweigendem Ingrimm, hörte weder Worte noch Töne, sondern nur die eigenen rächerischen Gedanken. Nicht gut war es,

daß er in der kurzen Pause, da Erfrischungen gereicht wurden, mehrere Gläser Wein in der Aufregung hinunterstürzte.

Daß die letzten Acte nur erlahmten und ermüdend wirkten, kann nicht Wunder nehmen, zumal man trotz großer Kürzungen des Stückes die Ausdehnung als eine Grausamkeit empfand. Nur als Doris im Wechselgesang des Chors ihre Stimme hören ließ, belebte sich der Antheil noch einmal. Wer in diesem Augenblick seine Aufmerksamkeit in das Nebenzimmer hätte richten mögen, konnte den Rechtsanwalt (der sein Glas Wasser verlassen hatte) ganz ernst und ergriffen am Tische sitzen, und, sein Haupt auf den Arm gestützt, in ein Glas Rheinwein blicken sehen.

Endlich war das Requiem der Mönche am Grabe Astorga's verklungen, und die Hausfrau gab das Zeichen, daß man am Ziele sei. Während sie freundlich auf Augustin Bergmann zuging, und passende Worte für ihn fand, erhob man sich geräuschvoll, und suchte durch ein paar Schritte die vom Sitzen erlahmten Glieder zu beleben. Der Verkehr zwischen der Bühne und den Zuhörerreihen begann sogleich, und Mancher brachte es über sich, dem Urheber des Genusses etwas zu sagen, was diesem angenehm sein sollte. Er selbst war so befriedigt, trotz aller Zwischenfälle und Ausstellungen, die er an der Ausführung zu machen hatte, daß man es billig aufgab, ihm Schmeicheleien zu sagen. —

Währenddem hatte der Hausherr, dem bereits länger die farblose Bläſſe im Geſicht ſeines Sohnes aufgefallen war, ſich bis zu dieſem Bahn gemacht, und wußte ihn bis in ſein Studirzimmer fortzulenken. Hier brach die Aufregung Matthias' in erſchreckender Weiſe gegen Herrn Pauker los. Er wollte den Beleidiger vor die Piſtole fordern, er ließ ſich nur mit Gewalt von dem Vater zurückhalten. Dieſer, die faſt krankhafte Form dieſes Jähzornes erkennend, that in aller Freundſchaft ein väterliches Machtgebot, wenigſtens heute die Geſellſchaft nicht noch einmal zu ſtören, und für den Augenblick ſich einige Ruhe und Einſamkeit verordnen zu laſſen. — Der Auftritt hatte aber einen ungeſehenen Zuhörer gehabt, in dem jüngſten Sohne, der bis zur Thür gefolgt war. Fritzchen erzählte ſofort ſeinem Bruder Karl die große Thatſache, daß Matthias den Rechtsanwalt auf Piſtolen fordern werde. Während nun in der Geſellſchaft die längſt erwarteten Schüſſeln umhergereicht, und in den Ecken, welche von ſchwarzen Fräcks verdunkelt wurden, die Fleiſchgerichte verſchwanden, als hätte Hungersnoth gewüthet; währenddem tauchte das Gerücht auf, Matthias habe den Rechtsanwalt gefordert. Die Sache erſchien bei dem jungen Kämpfer von Gravelotte nicht außer Möglichkeit, wirkte daher um ſo aufregender, und ging wie ein Lauffeuer durch die Gruppen. Es fehlte nicht viel, daß man zu der Befürchtung kam, der Beleidigte

habe Herrn Pauker, den man nirgend finden konnte, bereits todtgeschossen; zumal Matthias eben mit noch bleichen Zügen in den Saal trat. Er hatte sich gefaßt, hatte die Mutter und Doris über seinen Zustand und die umlaufenden Gerüchte beruhigt, und wies jede Anrede, die etwa dahin deutete, lachend zurück. Aber er verbarg, daß er schon den ganzen Abend und jetzt gesteigerte Schmerzen litt, an verschiedenen Stellen, wo seine Wunden vernarbt waren. Wenn er das Fest nicht störte, so bildete der Held desselben, Augustin Bergmann, doch auch nicht den Mittelpunkt desselben. Man konnte sich nicht entschließen, den kleinen Musikus im Ernst als Dichter zu feiern. Dem Freising'schen Hause wurde es nur von Wenigen als eine aufopfernde Gutmüthigkeit zugerechnet, von Vielen schon an diesem Abend verdacht und als eine Lächerlichkeit ausgelegt, so viel Aufhebens von diesem Astorga zu machen. Der Doctor und seine Gattin waren nur zufrieden, daß Alles noch leidlich abgelaufen, und ließen jedes Urtheil und jede Meinung auf sich beruhen. Sie hielten darauf, daß Herr Bergmann heute auf seinem Ehrenplatz unbehelligt blieb, und der vom Hause Geehrte ließ es sich in ruhiger Fassung gefallen, bis man spät aus einander ging.

Am anderen Morgen mußte Matthias sich eingestehen, daß er krank sei. Er konnte sich ohne große Schmerzen nicht bewegen, und hatte das Lager zu hüten. Der

Medicinalrath, auf diesen Fall bereits gefaßt, wendete die geeigneten Mittel an, welche sich für den Augenblick wirksam zeigten. Bei ungetrübter Jugendkraft ertrug Matthias seine Niederlage heiteren Muthes. Unter Gesprächen über den gestrigen Abend saßen die Mutter und Doris eben bei ihm, als der Rechtsanwalt Pauker gemeldet wurde. Die Damen verließen bald nach seinem Eintritt das Zimmer, und der Gast, nahe an das Lager rückend, begann:

„Und nun wir unter uns sind, geliebter Heißsporn, sagen Sie mir, was Sie im Ernst mit mir vorhaben? Ich höre, es gelüstet Sie nach meinem Blut, Sie wollen sich mit mir schießen?“

Matthias wehrte lachend mit der Hand ab, der Rechtsanwalt aber fuhr fort:

„Offen gestanden, finde ich das von Ihrem Standpunkt aus ganz recht, und es imponirt mir, so zu sagen. Aber thun Sie es lieber doch nicht! Denn es ist gestern des Lächerlichen so viel in Scene gegangen, daß das Nachspiel füglich unterbleiben kann.“

„Es war bei mir nur eine Aufwallung des Augenblicks —“ sagte Matthias.

„So! Schön!“ fiel der Andere ihm in die Rede. „Bei mir war es schlimmer, obgleich es mich verdrießt, daß ich losplatzte, während gerade Sie sich zum Opfer brachten. Nun, da ich Ihnen also das Leben von Neuem verdanke — was mir wirklich sehr angenehm ist

(er reichte ihm dabei seine gewaltige Hand dar), so lassen Sie uns ein vernünftiges Wort reden. Eure gestrige Aufführung war dummes Zeug, bis auf die Musik, die man besser apart hätte haben mögen. Das wissen Sie selbst eben so gut. Nun aber laßt es genug sein mit Eurer Willfährigkeit gegen den sauberen Poeten. Paßt auf, er erhebt bald neue Ansprüche, und ich möchte nicht erleben, daß in Eurem Hause dieser Astorga nun auch dramatisch von einem Sammelsurium von Schauspielern und Liebhabern aufgeführt würde. Schon jetzt habt Ihr es weder dem Alten, noch den Leuten recht gemacht. Sie begreifen nicht, wie Ihr es Euch so viel konntet kosten lassen, und machen sich lustig, obgleich sie tüchtig gegessen und getrunken haben. Ich möchte Ihnen förmlich das Wort abnehmen, daß in diesem sonst guten Hause die Astorgaluft nun ein- für allemal hinausgeräuchert werde, daß —"

Die Thür that sich auf, und Augustin Bergmann trat ungemeldet ein. Es war ein großer Schritt, daß er Matthias in seinem Zimmer aufsuchte, er kündete völlige Versöhnung an. Aber nun war die Ueberraschung groß, seinen Feind hier zu finden. Auch der Patient sah bedenklich aus, angesichts dessen, was sich nun ereignen konnte. Der Rechtsanwalt aber zog die Augenbrauen in die Höhe, erhob sich ruhig und sagte:

„Nun, ein ander Mal mehr davon, junger Freund,

und — gute Besserung!“ Dann zu Herrn Bergmann gewendet, begann er ganz freundschaftlich:

„Wissen Sie auch, Herr Poet, daß ich eben über Ihren Astorga scandalirte?“ — Der Angeredete warf ihm ingrimmig verbissene Blicke zu, welche sagten, daß er ihm glaube.

„Nun, das müßt Ihr Musensöhne Euch gefallen lassen! Uebrigens, ehrlich gesagt, alter Herr, ist mir Ihr Fidelbogen auf dem Violoncell lieber als Ihre Feder. Adieu!“ Er war schon draußen, als Augustin Bergmann noch erbittert die Thür betrachtete.

Matthias konnte jetzt erst seinen neuen Besuch, den er hoch aufzunehmen hatte, dankend begrüßen. Er fügte gleich hinzu, daß Herr Pauker sich für die gestrige Störung habe entschuldigen wollen. Der Musikus setzte sich an das Bett.

„Ich weiß, lieber Matthias, daß Sie ihn fordern wollten, daß Sie für mich und meinen Astorga, der Ihnen am Herzen liegt, Ihr Blut und Leben wagten! Dafür bin ich Ihnen sehr verpflichtet, und werde es Ihnen nie vergessen!“ Er beklagte ferner, daß der junge Mann für all seine Anstrengungen nun büßen müsse, und das Gespräch kam auf den gestrigen Abend. Herr Bergmann merkte an, was ihm gelungen, was ihm verfehlt erschienen sei.

„Und nun,“ fuhr er fort, „hören Sie an, was für ein Plan mit meinem Astorga über Nacht bei mir zur

Reise gekommen ist." Der Patient fuhr entsetzt auf seinem Lager herum, als er von einem neuen Plan vernehmen mußte.

„Ich habe beschlossen," redete Jener weiter, „das Stück der Oeffentlichkeit zu übergeben. Sie interessiren sich dafür, wir wollen es drucken lassen! Sie haben gewiß literarische Bekanntschaften,. Sie werden mir mit Leichtigkeit einen Verleger verschaffen." Herr Bergmann sprach noch länger, und sein Opfer, auf das Lager gebannt, mußte wohl oder übel zuhören. Endlich brachte das Eintreten der Mutter Rettung. Sie hatte von dem Zusammentreffen der Feinde oben in des Sohnes Zimmer gehört, und war immer noch verwundert genug, den hier ungewohnten Gast allein und in längerer Auseinandersetzung zu finden. Da sie in Matthias' Mienen Beunruhigendes las, suchte sie den Hausfreund fortzuschaffen, indem sie zu verstehen gab, es sei nun genug des Gesprächs mit dem Patienten. Herr Bergmann ging, nicht ohne die Mahnung, daß Jener sich den Vorschlag zu eigen machen möge.

„Was will er denn schon wieder?" fragte die Mutter, als sie allein waren. Matthias erzählte von der neuen Ehre, die ihm zugedacht war.

„Himmel und Erde!" rief er lachend; „bin ich denn ausersehen, diesen Astorga hinter mir herzuschleppen? Schafft mir Eure Hauskunst vom Halse, oderich erliege!" Diesmal lachte die Mutter nicht

mit. Durch Herrn Bergmann's selbstbewußtes Betragen stutzig geworden, war sie, wie auch ihr Gatte, zu der Ueberzeugung gelangt, daß es nun genug der Aufmerksamkeit sei gegen seinen Asterga.

„Du sollst nichts mehr damit zu thun haben," sagte sie. „Laß das meine Sache sein, da ich es doch bin, die ihn in seinem Traumleben bestärkt hat. Dieser Asterga ist im Laufe der Jahre schon bei vielen Verlegern gewesen, die üblen Erfahrungen scheinen unseren wunderlichen alten Freund nicht klüger zu machen. Soll das Stück denn doch veröffentlicht werden, so mag er es auf seine Kosten drucken lassen, wovon auch schon die Rede gewesen ist. Ich würde ihm das Geld dazu von dem Meinigen geben, um die Sache loszuwerden, aber es fehlt Bergmann gar nicht an Mitteln. Nur daß er noch stets eingeworfen hat, Doris damit zu schädigen. Für Doris wird auch bei dieser Einbuße genügend gesorgt sein."

Die letzte Wendung machte Matthias aufmerksam. Was hieß das? Er unterdrückte die Frage, da seine jüngeren Brüder ins Zimmer sprangen, um ihm nach Beendigung der Schulstunden ihre Dienste oder Unterhaltung anzubieten.

Schon nach einigen Tagen konnte Matthias aufstehen, und sich wieder bei frischen Kräften fühlen. Die völlige Genesung wollte man bald von einer Cur in Wiesbaden erwarten. Inzwischen war es Frühling gewor-

den, und neben den Hyazinthen am Fenster gab es Veilchensträuße in den Zimmern. Nach den letzten Wochen geselligen Wintertreibens schloß sich das Familienleben nun wieder enger zusammen, der verhängnißvolle Name Astorga klang seltener in die Unterhaltung hinein, da die Hausfrau den Verfasser wirklich dafür gestimmt hatte, das Stück aus eigenen Mitteln drucken zu lassen. Dieser war nun sehr mit sich und seiner Angelegenheit beschäftigt, und mochte sich, wenn er Abends kam, an der Unterhaltung kaum betheiligen. Doris und Matthias hatten freieren und ungestörteren Verkehr unter sich, und konnten um so ernster empfinden, was sie einander waren. Aber ihr eigenthümliches, bisher geschwisterliches Verhältniß schien ein offenes Bekenntniß eher zu erschweren als zu begünstigen. Weil sie täglich Gelegenheit dazu hatten, schien die eigentliche Gelegenheit zu fehlen, als müsse ein besonderer, geheimnißvoller Augenblick abgewartet werden, um das Siegel zu lösen. Einmal sah Matthias ein Notenbuch auf dem Clavier aufgeschlagen, eine alte Kirchenmusik, und bat Doris, das bezeichnete Andante zu singen. Doris traute sich nicht, die schwierige Begleitung, die Herr Bergmann übernahm, selbst durchzuführen. Matthias sah das Stück so von der Seite an, und obgleich er noch geringeres Vertrauen zu seinem Clavierspiel hegte, setzte er sich, wie zum Versuch, nieder, und griff in die Tasten. Es ging wider Erwarten, und Doris

fiel rechtzeitig mit dem Gesange ein. Beide waren so eifrig bei der Sache, daß sie nicht merkten, wie hinter ihnen die Mutter in das Zimmer trat, mit Erstaunen eine Weile zuhörte, und es still wieder verließ. Doris und Matthias zusammen musicirend: das war noch nie vorgekommen! Es kam nun aber öfter vor; bald jeden Tag. Sie verkehrten auf diese Weise innerlich mit einander, und sagten sich in Tönen, was sich noch nicht in Worte fügen wollte.

Dieses glückliche Einvernehmen der jungen Leute, wie es sich unbefangen vor der Familie gab, konnte auch Herrn Bergmann nicht entgehen, wie sehr er selbst auch innerlich beschäftigt sein mochte. Die alte Eifersucht erwachte von Neuem und wurde genährt und verbittert, als er erfuhr, daß Matthias seine Stelle am Clavier bereits an sich gerissen habe. Daß Doris aus den Gesangstunden bei ihrem Lehrer nicht mehr heiter zurückkehrte, fiel im Hause auf, und der Mutter besonders, daß sie sich zu ihrem Gange nur seufzend anschickte. Als sie aber einst mit gerötheten Augen eintrat, konnte Matthias, der sich gerade allein mit ihr befand, nicht umhin, sie dringend nach der Ursache zu fragen.

„Ach, lieber Matthias," begann sie, „es wäre vielleicht nicht der Thränen werth, wenn meine Empfindung sich leichter darüber hinwegsetzte, gegen Liebe und Sorge nicht so willfährig sein zu können, als sie es

verdienen. Ich habe mit Papa Bergmann jetzt keine gute Zeit. Er will eine Künstlerin aus mir machen. Ich soll, losgelöst von diesem Hause, in die Oeffentlichkeit gehen, mit ihm reisen —"

Unter Schluchzen brach Doris die Rede ab.

„Ist es möglich!" rief Matthias. „Aber du, Doris, würdest du dich denn entschließen, zum Theater zu gehen, in der Oper aufzutreten?"

„Nein, niemals!" entgegnete Doris fest und ruhiger. „Auch wenn ich selbst Talent und Neigung dazu fühlte, würde ich es nicht ohne völlige Uebereinstimmung mit den Eltern versuchen. Aber davon soll gar nicht die Rede sein, und da ich selbst keinen Beruf dazu in mir finde, habe ich es entschieden abgelehnt. Dafür will nun aber Papa Bergmann, daß ich als Concertsängerin mit ihm umherziehen —"

„Aber ist es denn eine Nothwendigkeit, daß du dein Talent in dieser Weise verwerthest?" redete Matthias aufgebracht dazwischen.

„Ich hab' es ja zu Hause so gut!" sagte Doris. „Müßte ich es thun, so würde ich nichts Arges dabei sehen, aber Papa Bergmann knüpft daran Pläne, zu welchen ich mich unter keiner Bedingung verstehen würde, schon um seinetwillen nicht —"

Ihre Stimme erstickte noch einmal in Thränen, und Matthias, ohne weiter nach diesen Plänen zu fragen, ergriff ihre Hand mit lebhafter Rede:

„Doris! Liebe Doris! Laß es gut sein! Ich habe für die Zukunft ganz andere Pläne — für uns Beide! Du weißt ja, daß wir zusammengehören —!“

Doris sah ihn mit anmuthigem Erröthen lächelnd an und entgegnete, schnell gefaßt:

„Ich weiß es, Matthias! Aber wir wollen einander jetzt nichts sagen, nichts; wollen still und in uns glücklich fortleben, wie bisher! Wir haben noch viel zu überwinden, und du kannst nicht wollen, daß mir fast das Herz bricht, wenn —“

Sie vollendete nicht, machte sich hastig los, und eilte aus dem Zimmer.

Matthias ging in den nächsten Stunden befremdet und aufgeregt umher, und suchte vergeblich, sich bald im Freien, bald bei einem Buche zu sammeln. Doch bemerkte er auch die ernstere Stimmung der Mutter. Nachmittags konnte er diese endlich allein sprechen. Er erzählte ihr zuerst den Plan Bergmann's für Doris' künstlerische Laufbahn. Die Mutter war selbst durch Doris noch ausreichender berichtet worden.

„Wir sollen durch unseren alten Freund nicht ohne Arbeit bleiben!“ begann sie. „Denn seine Pläne gehen weiter, und sie eben sind es, durch die sich Doris in seiner Seele fast verletzt fühlt, denn sie sieht seine Narrheit ein. Er will mit ihr durch ganz Deutschland reisen, will überall seinen Astorga vorlesen, und in den Zwischenacten soll sie als seine Schülerin concertirend singen.“

„Nein, dieses eigensüchtige alte Geschöpf!“ schrie Matthias aufspringend. „Und wieder sein verfluchter Astorga! Also zu einem bloßen Mittel für seine verrückten Zwecke will er Doris ausbeuten und erniedrigen? Der heimtückische Narr und Egoist! Aber — er soll sich die Lust vergehen lassen!“

„Es ist an die Ausführung ja gar nicht zu denken,“ beruhigte die Mutter. „Dafür sind wir da, und — Doris selbst. Gleichwohl muß der Alte in solchen Dingen geschont werden —“

„Aber warum denn, um Gotteswillen?“

„Mag immer ein gutes Theil Egoismus oder krankhafter Ehrgeiz dabei sein, er will Doris in eine für die Zukunft gesichertere, ja er hofft sie in eine äußerlich glänzende Lage zu bringen. Sie werden Beide, so hofft er, viel Geld verdienen, und — was er so weiter davon hofft! Dagegen kann nur sehr langsam gearbeitet werden, und mit Rücksicht auf seine Stellung zu Doris. Uebrigens ist der erste Anlaß zu dem ganzen Plan wirklich seine Gutmüthigkeit und Sorge für Doris. Daß sie durch die paar Hundert Thaler Drucktesten eine Einbuße erleidet, soll nun durch die Reise in großartiger Weise wieder eingebracht werden.“

„Einbuße?“ rief Matthias. „Dieses Wort ist mir schon einmal aufgefallen. Was heißt das? Und was ist das für eine immer berücksichtigenswerthe Stellung zu Doris?“

„Er ist eben ihr Vormund. Er war es schon, als er sie uns brachte, und hat sich dies Recht nicht abnehmen lassen. Außerdem hat er bereits testirt. Doris ist seine Erbin.“

Noch einmal sprang Matthias auf. „Erbin!“ rief er erstaunt; „Doris eine Erbin! Eine Art von höherem Wesen, vor der die Anbeter im Staube kriechen! Es ist also nicht mehr genug, daß man ihr sagt, man sei ihr gut, sondern man hat erst sieben Jahre um ihre Hand zu werben! Potz Kuckuck —!“ fuhr er mit wieder erwachter guter Laune fort; „bin ich auch nur ein Schulmeister, so fühle ich mich andererseits Secondelieutenant genug, um die Hand nach jeder Erbin auszustrecken!“

Die Mutter klatschte vergnügt in die Hände. Er hatte sich nicht nur zum ersten Mal verrathen, er hatte ihr wider Willen ein vollständiges Bekenntniß abgelegt.

„Laß dir die Geldgier vergehen!“ rief sie lachend. „Es handelt sich nicht um Millionen, sondern nur um ein paar Tausend ganz kleine Thaler! Aber es ist einmal eine Erbschaft — deren Aussicht unserer Doris freilich bis jetzt noch keine Freude gemacht hat, zumal sie sie nicht [illegible]. Uebrigens, was nun deine Stellung zu Doris betrifft —“ die Mutter reichte dem Sohne bei diesen Worten die Hand, die er zärtlich an die Lippen drückte — „so lassen wir's am besten ruhig noch bewenden! Doris wird dir den Wunsch auch noch aussprechen — oder hat sie schon? Desto besser. Durch-

setzen können wir zu Euren Gunsten Alles," aber Doris würde schwer darunter leiden, ihr Verhältniß zu dem Alten in Mißstimmung verwandelt zu sehen. Und für jetzt giebt er seine Einwilligung nicht, um keinen Preis, und wenn Alles darüber brechen sollte, darin kennen wir ihn. Dagegen werde ich ihm den Reiseplan ausreden, ihm sogar Doris demnächst entführen. Nur ruhig! nicht an's Ende der Welt, aber auch aus seiner Nähe — glaub' mir, es ist für uns Alle besser! Du gehst in Kurzem nach Wiesbaden, ich mit Doris nach irgend einem Alpensee, der Vater bringt uns die Knaben in den Ferien nach. Und dann, in den Alpen giebt es ja Zitherspiel und Jodelgesang, das liebst du — vielleicht zieht dich das später auch nach." So, mit einem schalkhaften Lächeln, beendete die Mutter das Gespräch.

Es schien sich Alles so gestalten zu wollen, wie man es sich schon ausgesonnen hatte, es kam aber doch Einiges anders, und gerade Matthias sollte noch einmal recht auf die hohe Fluth der Astorga-Nöthe hinausgeworfen werden. Zwar die Hausfrau und Doris waren vierzehn Tage nach jenem Gespräch wirklich nach Tegernsee abgereist, denn man hatte das junge Mädchen, welches durch die Quälerei ihres Vormunds sichtbar litt, bald aus dessen Gesichtskreis entfernen wollen.

Matthias unternahm, bevor er seine Cur begann, einen Ausflug nach dem Orte seiner früheren Wirksamkeit, um persönlich über den Wiedereintritt in seine

Stellung zu unterhandeln. Er wurde ihm in ehrender Weise zum nächsten Herbste freigestellt. So kam er befriedigt in das väterliche Haus zurück, um sich zur längeren Reise zu rüsten, unterwegs aber schon überfielen ihn seine kaum überstandenen Uebel noch einmal und in noch unbequemerer Form. Der Doctor sah sogleich, daß Operationen in Aussicht standen, Knochensplitter aus den vernarbten Wunden herausgeschnitten werden mußten, daß anstatt der Erholungscur ein längeres Krankenlager unvermeidlich war. Für einen jungen Mann von fünfundzwanzig Jahren, der sich sonst frisch und lebensvoll fühlte, mußte das eine verhaßte Lage sein, zumal in besser Sommerzeit und vereitelten Hoffnungen auf Erholung. Matthias gelobte sich, diese Niederlage standhaft zu ertragen, und drang darauf, daß die Nachricht der Mutter und Doris als etwas ganz Unbedeutendes dargestellt würde, da ihnen zuzutrauen war, daß sie zu seiner Pflege sich sofort auf den Heimweg machen würden. So hielt er aus, was nicht zu vermeiden war, und erfreute sich der Sorgfalt Paulinens, die sich ganz als gute Schwester gab und sich den größten Theil des Tages um ihn geschäftig zeigte. Aber auch die Besuche, ja ein gesteigerter Verkehr mit dem Verfasser des Aloys waren jetzt nicht zu vermeiden.

Denn Augustin Bergmann hatte in dieser Zeit große Noth mit seinem Mangel an praktischer Be-

fähigung. Nicht ohne Verstimmung war der Abschied von Doris gewesen. Die eindringlichen Warnungen seiner alten Freundin vor den Reisevorträgen seines Astorga, ihre entschiedene Weigerung, Doris dafür herzugeben, waren in ihm nicht leicht zu überwinden. Aufgegeben hatte er den Plan noch nicht, aber der Druck seines Werkes gab seinen Gedanken vorerst eine andere Richtung. So begann er unendliche Verhandlungen mit dem Drucker, über das Format, die Lettern, das Papier, vor Allem über die Preise. Er hätte die Ausstattung gern so schön und prächtig als möglich gehabt, und schente sich doch, seinem Capital etwas zuzumuthen. Die Papierproben häuften sich vor ihm. Er hielt das köstlichste Stück Papier in der Hand, es fühlte sich an wie Pergament, es war sehr theuer, aber er schien sich nicht davon trennen zu können. Hier das Papier, dort der Gedanke an Doris' Erbtheil, das nicht zu sehr geschädigt werden sollte — es war ein harter Kampf. Er legte seufzend das Blatt hin, und entschied sich für eine wohlfeilere Sorte. Nun kamen die Lettern daran. Er konnte keine Kenntniß haben von den oft wunderlichen Bezeichnungen des Satzes, und trieb sich rathlos im Setzerraum der Druckerei umher, fragend, sich unterrichtend, wählend, wiederkommend, wieder fragend, unentschlossen, lästig, daß man den wunderlichen und anspruchsvollen Kunden bereits verwünschte, noch ehe der Druck eigentlich begonnen

hatte. Wenn etwas dazu beitrug, ihn als belachenswerthen Sonderling in noch weiteren Kreisen der Stadt bekannt zu machen, so war es seine Wichtigkeit im Kleinlichen bei diesen Unterhandlungen. Endlich konnten die Setzer beginnen, nicht ohne daß Herr Bergmann sie täglich ein paar Mal besuchte und störte, um zu überwachen, daß sie es ihm auch recht machten. Er konnte nicht fassen, daß in den Räumen einer Druckerei die Thätigkeit vertheilt und geregelt sei, und die ganze Arbeit in verläßlicher Ordnung vor sich gehe. Er hatte manchen Abweis, manche Grobheit, manchen Aerger zu überstehen; er mußte erfahren, daß das gesammte Druckerpersonal seinen Abgang mit schallendem Gelächter verfolgte, und den Beschluß faßte, ihn hinauszuwerfen, wenn er sich wieder eindränge. So sah er mit schwerer Sorge dem ersten Bogen entgegen. Und als der Druckerjunge ihn endlich brachte — o weh! Augustin Bergmann hätte in die Erde sinken mögen vor Schreck und Aerger. Grobes Löschpapier, schmieriger Druck, und Druckfehler, nichts als Druckfehler! Er sank auf den Stuhl, das Auge starr auf das Blatt gerichtet. Voll Empörung eilte er nach der Druckerei. Sie war geschlossen, man hatte am Samstag etwas früher Feierabend gemacht. Der Besitzer war ausgegangen. Was nun anfangen in der Verzweiflung? Da fiel Herrn Bergmann — Matthias ein.

Von dem neuen Unfall desselben wußte er, war

auch anstandshalber ein paar Mal im Hause gewesen, um sich nach dem Befinden zu erkundigen, aber nie bis zu dessen Zimmer vorgedrungen. Schon um nicht mit dem Rechtsanwalt Pauker noch einmal zusammenzutreffen, der, wie er hörte, Matthias häufig Gesellschaft leistete. Trotzdem daß nun Matthias dem Musikus wieder eine leidige Persönlichkeit geworden war, und er in seiner Eifersucht dessen Annäherung an Doris nicht in sich überwinden konnte, erschien dieser ihm im Augenblick als einziger Helfer in seinen Nöthen. Er mußte seine Bestürzung Einem wenigstens aus dem befreundeten Hause aussprechen — Pauline und Doctor Ernst standen ihm nicht nah genug — und so erschien ihm der Weg in das Krankenzimmer nicht mehr fürchterlich. — Matthias hieß ihn willkommen, sah ihm aber auch gleich an, daß er ihm selbst etwas zu überwinden bringe. In dem Blatte, welches Herrn Bergmann solche Enttäuschung gebracht hatte, erkannte er einen bloßen Correctur- oder Revisionsbogen, und konnte ihn darüber trösten und unterrichten. Der alte unpraktische Herr war ganz glücklich, daß es hier nur galt, den Satz von Fehlern zu säubern, und ein späterer schöner Abdruck ganz nach seiner Anordnung hergestellt werden solle. Matthias, obgleich er selbst nie etwas hatte drucken lassen, fand doch bald eine Art und Weise für ihn, die Correctur anzuordnen. Der Poet war ganz glücklich, eilte dankend fort und kaufte

unterwegs eine große Flasche rother Tinte. Nun aber war das Eis gebrochen, und ohne Ueberwindung brachte er dem Jüngern jeden neuen Bogen, denn es gab immer Allerlei zu berathen. Denn Augustin stand in Sachen der Interpunction und Rechtschreibung auf einem an absolute Willkür grenzenden Fuße. Er ließ daher, da er nun große Zuversicht zu seinem gelehrten jungen Helfer gefaßt hatte, den Bogen auch wohl bei ihm zurück, um ihn später abzuholen. Die widerstrebenden Gefühle schienen überwunden, Matthias war ihm wirklich ein lieber, vortrefflicher junger Mann, dessen „großes Interesse" für seinen Astorga ihm das Herz bewegte. Und Matthias fügte sich in sein Schicksal, der Gedanke an Doris führte ihn über dieses kleine Leiden hinaus.

Auch mit seinem größeren Leiden besserte es sich. Es war hoher Sommer, als er am Stocke wieder Gehversuche machte, die mit jedem Tage erweitert werden konnten. Der Medicinalrath glaubte ihn versichern zu können, daß nun die letzten Nachwehen überstanden seien, und er die Cur in Wiesbaden doch noch antreten können werde. Er überließ jetzt den Sohn getrost der Pflege Paulinens und der Gesellschaft der Freunde, um mit den jüngeren Söhnen seinen kurzen Ausflug nach Tegernsee zu machen.

Das Freising'sche Haus hatte einen kleinen, sauber gepflegten Garten, in welchem seltene Rosen gezogen wurden, und ein Nußbaum ein schattiges Dach selbst

in der Mittagsschwüle wölbte. Unter diesem schlug Matthias seine Sommerstube auf, lebte hier unter Büchern und Studien, und genoß, noch an den Garten gebannt, was ihm der Sommer im engen Raume entgegenbrachte. Ein Rosenstämmchen, eine Specialität, die der Vater selbst erzogen (oder, wie die jüngeren Söhne sagten, „erfunden") hatte, und auf das er sich viel wußte, hatte den Namen „Doris" erhalten. Und die Dorisrose blühte in diesem Sommer mit ihren blaßrothen, inwendig sich purpurn vertiefenden Blüthenballen in verschwenderischer Ueppigkeit. Hierher richteten sich Matthias' Schritte jeden Morgen zuerst, obgleich er dieser Erinnerung an die Geliebte nicht bedurfte. Jetzt in der Entfernung wurde ihm erst deutlich, wie Doris mit seinem innersten Leben verwachsen war, und mit wachsender Sehnsucht harrte er dem Wiedersehen entgegen.

Wie gewöhnlich saßen eines Abends die Schwester und der Schwager bei ihm unter dem Nußbaum. Da trat der Rechtsanwalt in den Garten, nahm Platz, und indem er sich den Schweiß von der Stirn strich, begann er die Kühle des Ortes zu loben und über das Clavierspiel seiner Umgebung, das ihn vertrieben hatte, sich Luft zu machen. Da bemerkte er, daß Matthias einen Correcturbogen des Astorga vom Tische bei Seite bringen wollte.

„Halt!" rief er, danach greifend. „Solche Schätze nur nicht vor mir escamotirt!"

Und er begann mit Pathos vorzulesen, bis er durch tobendes Lachen sich unterbrach, und das Blatt mit unbeschreiblicher Geberde auf den Tisch warf.

„Glauben Sie mir, mein standhafter Prinz," fuhr er zu Matthias gewendet fort; „dieser Astorga schleppt sich Ihnen durch Ihr ganzes Leben nach! Sie werden ihn nicht mehr los! Und Ihr mögt Euch in diesem Hause Alle vor die Brust schlagen, denn Ihr habt es verschuldet. Erst werden dem Verfasser Privatvorlesungen gestattet, dann veranstaltet man ihm eine Aufführung, und jetzt corrigiren Sie, Unseliger, auf dem die Sache sitzen bleibt, auch noch den Druck. Sie sind noch nicht sicher, daß er Ihnen den Schmarren auch gar widmet!"

„Um Gotteswillen!" rief Matthias. „Aber was soll denn nun noch kommen?"

„Warten Sie nur, Kurzsichtiger! Wenn das Buch fertig ist, dann wird von Ihnen eine öffentliche Ankündigung in den Zeitungen verlangt, und weh Ihnen, wenn Sie dann davon nicht als von der Krone aller deutschen Dichtungen reden! Und dann werden Sie durch Ihre Verbindungen (Sie mögen deren haben, oder nicht) überall für lobhudelnde Besprechungen sorgen sollen. Und dann müssen Sie selbst Stücke daraus vorlesen, lebende Bilder darstellen, und dann sollen Sie sich an Maler und Zeichner wenden, um Illustrationen dazu zu bewerkstelligen, und dann — und dann — was

weiß ich, kriegen es noch Ihre Kinder zur Einsegnung, zur Ausstattung, immer mit der Weisung, Alles für die Aufführung, oder Verbreitung zu thun!"

Herr Pauker wollte sich ausschütten vor Lachen über diese Perspective.

„Sie glauben mir wohl nicht?" fuhr er fort. „Nun so hören Sie! Daß der Plan, als „predigend Reisender" mit seinem Astorga durch die Welt zu haudern, noch nicht aufgegeben ist, weiß ich. Aber er hat auch bereits hier herum gefragt, ob sich nicht ein Künstler fände, der Zeichnungen zu seinem Astorga machen könne. Diese dürften dann in Photographien an allen Schaufenstern — o, du hirnverbranntester aller Dilettantenquerköpfe!"

Der Rechtsanwalt brüllte vor Vergnügen, daß der Hofhund ärgerlich zu antworten anfing, Matthias aber saß mit bedenklichem Gesicht bei solcher Rede. —

Als Doctor Freising einige Zeit darauf von seiner Reise zurückkehrte, und gute Nachricht von den Seinen aus Tegernsee mitbrachte, konnte er auch Matthias wieder auf den Beinen begrüßen, und zur Nachcur nach Wiesbaden entlassen. So war für Augustin Bergmann das befreundete Haus eigentlich verödet, denn dem Hausherrn, der seine Herzensangelegenheiten nur mit wohlwollender Kürze behandelte, wagte er jetzt nichts davon zu bieten. Er lebte nun für sich allein, corrigirte Druckbogen und schwelgte in Revisionswonne.

Neue Beschäftigung bot ihm dann der Verkehr mit dem Buchbinder. Denn Augustin verlangte, was Andere vielleicht als unangenehme Beigabe betrachten, für sich als Ehrensache, er wollte seinen Astorga auch in farbigem Einband mit Goldpressung und Goldschnitt erscheinen lassen. Das vermehrte die Kosten freilich, aber er war bereits in einer Stimmung, nach dergleichen gar nicht mehr zu fragen. Dann wurde mit einem Buchhändler unterhandelt, der die Exemplare in alle Welt versenden sollte. Und endlich kam ein Tag, da war Alles fertig, und auf Augustin's Tische lag ein Haufen Astorgas, blaue, rothe, grüne, violette, schwarze, es war eine Pracht! Augustin schlug auf und las; diese Scene machte sich in dem rothen Exemplar sehr gut, wie wird sich jene in dem blauen lesen? Und dann jener herrliche Monolog, wie sah er wohl in dem violetten aus? So vergingen Stunden angenehmer Aufregung, und doch als Augustin eine halbe Stunde darauf in die Opernprobe ging und an seinem Cello saß, hätte man ihm, abgesehen von einer gewissen selbstbewußten Feierlichkeit seines Wesens, nichts von seinem heimlichen Märchenglück unter bunten Einbänden und Goldschnitt angemerkt. Er war ganz der pflichtgetreue Musikus Bergmann, und sah nicht unvernünftiger aus, als seine Nachbarn ihn seit zwanzig Jahren kannten.

Die Vollendung des Astorga traf zusammen mit der Heimkehr der Familienglieder. Zuerst erschien die

Hausfrau mit Doris und dem Knaben, Tags darauf Matthias, den es nun nicht mehr in der Ferne hielt, jetzt gesund und von sprudelnder Lebensfreude. Man fand sich beglückt wieder zusammen, auch Herr Bergmann erschien, war heiter und that geheimnißvoll, und drückte Martin ans Herz, als dieser ihn gleich mit der Frage nach seinem Werk begrüßte.

Nun fügte es sich, daß auf den zweiten Tag nach der allgemeinen Heimkehr Matthias' Geburtstag fiel. Man hatte diesen Tag lange nicht feiern können, um so mehr wollte ihn die Familie diesmal als ein Fest betrachten, und einigen Freunden des Hauses am Abend entgegensehen. Morgens zum Frühstück aber erschien, als ein um diese Stunde ungewohnter Gast, Augustin Bergmann, ein großes Packet unter dem Arm. Mit feierlicher Anrede begrüßte er den Kreis, und packte aus, um Jedem aus der Familie einen Astorga zu bescheren. Die Hausfrau erhielt ein rothes, Doris ein blaues, der Hausherr ein braunes (den Knaben wurden sehr schöne für ihren Abgang zur Universität in Aussicht gestellt), und es ist nicht zu beschreiben, mit welchen Gefühlen Matthias sein grünes in Händen hielt, und die Zuschrift darin las. Augustin selbst schien sehr zufrieden und glücklich, es lag etwas von elegischem Stolz in seinem Wesen.

Aber was war heute mit Doris? fragte sich Matthias. Sie wich ihm sichtbar aus, und hatte nur Mo-

mente flüchtiger Schelmerei für ihn, um ihm wieder zu entspringen. Einmal, als Matthias durch das Haus ging, schlugen zarte, eigenthümliche Töne an sein Ohr.

„Ist mir's doch, als hätte ich eine Zither gehört!" sagte er zur Mutter.

„Warum nicht gar!" rief diese.

„Aber ganz deutlich! Der Klang kam von oben, mich dünkt aus dem Zimmer der Knaben."

Die Mutter lachte ihn aus. Aber das Zimmer der Brüder fand er verschlossen, er sollte nicht eingelassen werden. — So kam der Abend, und es fand sich Gesellschaft ein, in welcher auch Herr Bergmann und Herr Pauker einander wohl oder übel ertragen mußten. Da wurden plötzlich Stühle an einander gereiht, und die Hausfrau bat, Platz zu nehmen, die Augen gegen die Thür gewendet.

„Das sieht ja wie eine Aufführung aus?" meinte Matthias. Pauline, welche neben ihm saß, flüsterte ihm in guter Laune zu:

„Man wird dir eine Scene aus dem Astorga vorstellen!"

„Bravo!" schrie der Rechtsanwalt, der es erlauscht hatte. „Dem Verdienste seine Krone! Hat sich danach betragen!"

Darauf erklärte der Hausherr, es habe sich eine Gesellschaft Musikanten gemeldet, welcher man einige Vorträge nicht versagen möge. Er gebrauchte die

Schelle, öffnete die Thür, und zeigte eine Gruppe, die allgemeines Entzücken hervorrief, der auch der Rechtsanwalt sein „Superb! Excellent!“ entgegenschleuderte. Doris und Karl verneigten sich in der ächtesten und kleidsamsten Tracht der Alpenbewohner, während Fritz, ebenso, vor ihnen an einem Tischchen saß, und auf der Zither präludirte. Sogleich begann ein zweistimmiges Volkslied zwischen Doris und Karl mit Zitherbegleitung und keckſten Jodelsprüngen der Kehle nach jedem „Gesätzl“. Herr Bergmann rückte zwar nicht zufrieden hin und her, da das Jodeln die Stimme in Grund und Boden ruinire, aber Matthias war überglücklich, und hingerissen von Doris' Erscheinung und ihren Augen, welche unverhüllt sagten, daß sie heute nur zu seiner Freude und für ihn singen wolle. Und als man am Schluß laut Beifall rief, flog Matthias, seiner nicht mächtig, auf Doris zu, umarmte und küßte die Bestürzte und riß sie fast vorwärts auf die Eltern und Herrn Bergmann zu.

„Die Bauerdirne will ich haben!“ rief er. „Ihr müßt sie mir zur Frau geben!“

Doris stand von Purpur übergossen, die ganze Gesellschaft, überrascht durch diese ganz ungewöhnliche Art, sich zu verloben, schwieg einige Augenblicke. Die Mutter war die Erste, die sich fand. Sie nahm Herrn Bergmann, ohne viel zu fragen, am Arm, führte ihn zu den Kindern und sagte:

„Doris' Vormund hat nichts dawider, er gehört längst selbst zu unserer Familie!"

Der Musikus, der sich so in den Vordergrund gestellt sah, und heute in sehr milder Stimmung war, wurde plötzlich so gerührt, daß er mit ausbrechenden Thränen das junge Paar in seinen Armen empfing. Nun allgemeiner Aufstand, Glückwünsche, Freude — Doris wußte nicht, was mit einem Male aus ihr geworden war. Man schien gar nicht daran zu denken, sich nochmals zum Concert niederzulassen, allein die beiden Gebirgsmusikanten Karl und Fritz bestanden auf ihrem Recht. Man lernt nicht umsonst einen Sommer über die Zither spielen und Jodeln, und will Kniehosen, Sammtjacke, und den reizenden spitzen Hut nicht für die Langeweile tragen! Uebrigens sei es unstatthaft, im Concert die erste Sängerin von der Bühne zu reißen, um sich vor Aller Augen mit ihr zu verloben! Sie verlangten Fortsetzung und Durchführung ihres ganzen eingelernten Programms. Es wurde nach einer Weile wirklich zugestanden, und Zitherspiel und Volksgesang erklangen von Neuem. Aber auch von Neuem drohte Matthias nach jedem Stück durch sein Entzücken das Concert zu unterbrechen, und mußte erleben, daß der Rechtsanwalt ihn an den Rockschößen von der Primadonna wegzog. Herr Bergmann bat himmelhoch, nur wenigstens die Jodeltöne wegzulassen, da keine Stimme sie auf die Länge ertrage, allein Doris

wußte darauf immer nur mit glückseligem Gesicht zu entgegnen:

„Aber Matthias hat das so gern!"

Das pflegte sie auch ferner ihrem Vormund zu entgegnen, und Herr Bergmann fing an einzusehen, daß seine Stimme überhört ward, wenn Matthias etwas gern hatte. Wo blieben überhaupt seine Pläne mit Doris? Bald mußte er erkennen, daß Matthias der Mann sei, ihm gründlich entgegenzutreten, wenn auch Doris etwas nicht gern hatte. Und doch konnte er Matthias nicht völlig gram werden, denn dieser hörte mit Duldsamkeit stets Alles an, was Herr Bergmann ihm noch über seinen Astorga zu sagen hatte.

Und ob wohl die Weissagung des Rechtsanwalt Pauker eintreffen wird, daß Matthias und Doris diesen Astorga nicht loswerden würden, so lange Augustin Bergmann lebt? Sie müssen das kleine Leiden denn tragen, wie manches andere. Welchem jungen Paar wäre auch vorauszusagen, daß sein Himmel ganz unbewölkt bleiben werde!

Der schlimme Finger.

„Dauern die Gesellschaften hier zu Lande sehr lange?“ fragte der Eine der beiden jungen Männer seinen Gefährten, als beide von der Straße in das Haus traten.

„Wir werden nicht eben früh abkommen,“ meinte der Andere, „zumal wir haben warten lassen. Vor Mitternacht pflegt man sich nicht zu trennen.“

„Mitternacht? Da steht ja viel Genuß in Aussicht! Hoffentlich wird keine Musik gemacht!“

„Da kommt die Antwort schon!“ rief lachend der Andere, indem er den Fuß auf die erste Treppenstufe setzte.

Der Freund hielt ihn bestürzt zurück und horchte. Ein Chaos von Clavierspiel und Menschenstimmen in gesteigerter Unterhaltung schlug unheildrohend an das Gehör. „Franz —!“ rief er, „noch ist es Zeit! Um Gotteswillen, hör' diesen entsetzlichen Lärm da oben! Es ist, als ob der Clavierspieler und die Gesellschaft wetteiferten, wer von ihnen mehr Geräusch hervorbringen

könne! Und in diesen Strudel sollen wir uns wagen? Franz, ich kehr' um!"

Franz hielt ihn belustigt am Arme fest. „Ich glaube gar, du machst Ernst, Heribert!" rief er. „Laß uns eintreten, und du sollst erfahren, daß es auf eine Viertelstunde mäuschenstill wird! Ueberdies muß es bald zu Tische gehen, dann hört wenigstens das Claviergeraſſel auf. Komm nur!"

Heribert folgte seufzend, um bald darauf das Versprechen des Freundes bewährt zu finden. Als sie in das kleine, von etwa dreißig Personen erfüllte Gesellschaftszimmer traten, zerbröckelte bei ihrem Anblick das bisher festgefügte Gesammtgespräch, die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich auf sie, die Wirthin trat ihnen entgegen, die Clavierspielerin brach ihr rauschendes Allegro mit Geschick ab. Ein umständliches Vorstellen begann, wobei die Namen der Anwesenden so undeutlich als möglich ausgesprochen wurden, um den Fremden nach allen seinen Verneigungen so klug zu lassen als zuvor. Darauf folgte jenes etwas peinlich komische Schweigen, durch welches man in den meisten deutschen Gesellschaften seinen Mangel an Weltton zu beglaubigen pflegt. Ein später oder verspäteter Gast, der eine in engen Raum zusammengepreßte Gesellschaft in ihrem Treiben unterbrochen hat, soll überdies immer etwas sagen, thun, leisten, einsetzen, um zu einem neuen Abschnitt der Unterhaltung hinüber zu leiten.

Ueber Heribert wollte die Neugierde noch besonders befriedigt sein. Er war erst seit Kurzem in das juristische Rathscollegium versetzt worden, völlig Neuling in der Stadt, ein noch junger Mann, dem man Carriere vorausſagte, dazu unverheirathet und von empfehlender Erscheinung. Der Ruf einer vielseitigen Bildung war ihm vorausgegangen, gesteigert durch die Nachricht, er sei ein Charakter, ein merkwürdiges Original, freilich auch wieder beeinträchtigt durch das Gerücht, daß er Damengesellschaften nicht liebe. Erschien er dadurch hassenswerth, so that die Abneigung der allgemeinen Neugier keinen Eintrag.

Und nun trat dieser Mann, über den schon genug gesprochen worden war, in ganzer Länge und Stattlichkeit in das Zimmer, von Schweigen empfangen, im Angesicht einer Gesellschaft, die zu drei Viertheilen aus Damen bestand. Man wechselte Blicke. Das ist er also! Was wird er sagen? Aber er sagte nichts. Nach kurzer Entschuldigung wegen des Spätkommens stand auch er schweigend da, wie ein Thurm einsam auf seine Umgebungen herabblickend, gleichsam Musterung haltend. Daß er nicht aus Verlegenheit schwieg, merkte man wohl, und so legte die unbefriedigte Neugier sein Betragen als Anmaßung aus. Der Hausherr, Rath Täubner, ein älterer College Heribert's, hatte das Gefühl, daß er irgendwie eintreten müsse, und näherte sich dem Gast. „Auch musikalisch?“ fragte er;

„meine Frau läßt heute den neuen Flügel zurechttrommeln.“

Die Wirthin schien das übel zu nehmen, warf ihrem Gatten einen tadelnden Blick zu, wandte sich dann aber um so freundlicher an den Gast.

„Wir hoffen, Sie lieben Musik? Oder spielen Sie auch —?“ Sie machte eine einladende Handbewegung gegen das neue Fortepiano. Schon wurden Stühle gerückt, man drängte geräuschvoll zusammen, unter der Jugend erhob sich Kichern und Flüstern. „Oder,“ fuhr die Hausfrau fort — „singen Sie wohl gar? Tenor oder Baß? O bitte, bitte!“

„Ich habe für mich mit der Musik abgeschlossen,“ entgegnete Heribert. „Doch bin ich geduldig, und lasse sie über mich ergehen.“

Das war für den Anfang stark. Der Eindruck machte sich, besonders bei den älteren Damen sichtbar, selbst die Hausfrau wußte nur ein halb verlegenes, halb reservirendes O —! hervorzubringen. „Doch dann beklag' ich sehr —!“ fuhr sie nach einer Pause fort — und ließ in dem unterdrückten Nachsatz die Worte lesen: „Denn wir haben die Absicht, heute noch sehr viel vor uns zu bringen.“ Auch wurde sie ermuthigt durch einige entschiedene mütterliche Blicke vom Sopha her, denn einige junge Mädchen waren heute noch nicht zum Clavier gelangt.

Es ist nicht zu sagen, wohin diese wunderliche

Situation des Begaffens, Beobachtens und Schweigens noch hätte führen können, wenn nicht unerwartete Rettung von anderer Seite gekommen wäre. Es fiel nämlich ein Stuhl um, und der darauf Sitzende mit ihm. Wie das in dem zuſammengeballten Knäuel, den die Jugend bildete, überhaupt möglich war, bleibe dahingeſtellt — vielleicht auch war Abſicht und Gewalt dabei im Spiel geweſen; die unternehmenden und befriedigten Geſichter einiger Jünglinge, Söhne der befreundeten Familien, ließen auf dergleichen wohl ſchließen. Kurz, es erhob ſich ein Gepolter, ein Gekreiſch, ein Gelächter, in welches auch die Väter und Mütter mit dem Gefühl einer gewiſſen Erlöſung einſtimmten. Man ſteckte die Köpfe zuſammen, lachte von Neuem, und es kam Rührigkeit in die Geſellſchaft. Heribert konnte ſich währenddeſſen in eine Ecke zwiſchen dem Ofen und einem Schrank zurückziehen, und ein paar Geſprächsbrocken mit dem Wirth hin- und herwerfen. Er betrachtete inzwiſchen die Räume dieſes Schauſpiels. Sie beſtanden in dem augenblicklich von Möbeln und Menſchen ganz vollgepackten kleinen Hauptzimmer, und einem noch kleineren, ſchmalen, einfenſterigen, worin außer unzähligem anderen Mobiliar auch der neue Flügel aufgeſtellt war. „Und in dieſen Winkeln macht man Muſik!“ ſeufzte er im Stillen. Auch ſah er bald, daß die Geſellſchaft aus eng zuſammenhaltenden Familien beſtand, in welchen die Jugend das Vorrecht hatte. Die letztere

war sehr laut, sehr vertraut, die Mütter ließen viel durchgehen, die wenigen anwesenden Väter opferten sich oder gähnten. Einen Gast in einen so geschlossenen Kreis einzuführen, war immerhin gewagt, doch empfand das wohl Niemand.

Die Hausfrau hatte nach kurzer Rücksprache mit den Damen auf dem Sopha ihren Entschluß gefaßt. Sie machte sich Bahn zum Flügel und schlug einige Accorde an. Die Aufmerksamkeit richtete sich zu ihr. Wie sie so dastand mit dem sanften Gesicht, den himmelblauen Augen, den vielen aschblonden Löckchen um die Stirn, dem unbestimmt milchchocoladenlilafarbigen Seidenkleide, und eine einladende Bewegung machte, war sie ganz die liebenswürdige Wirthin. „Liebe Therese —!“ rief sie, „du bist uns den Rest deiner Sonate schuldig geblieben, komm, vollende sie!“ Aber die angeredete junge Dame weigerte sich jetzt mit Entschiedenheit. Es gab ein Bitten, Drängen, Quälen, dazwischen Lachen und Zieren. Eine gewisse Johanna wurde umworben, wenigstens das „Mailüfterl“ zu singen, welches sie so himmlisch vorzutragen wisse. Endlich hieß es: „Nein, erst muß Clärchen an das Clavier!“ — Clärchen war das Kind des Hauses, hatte dieselben himmelblauen Augen, dieselben Löckchen, dasselbe sanfte Gesicht, und auch bei Clärchen merkte man nicht den kleinen Satan hinter den lieben holden Zügen. Die Mutter ließ den Vorschub ihrer Tochter gelten, und rief sie herbei.

Allein Clärchen weigerte sich ebenfalls. Die Mama wisse ja, daß sie nichts könne, und sie sei so unmusikalisch —! Ein überraschend stechender Blick fuhr aus den himmelblauen Augen der Mutter. Des Töchterchens Entschuldigungen wurden im Gegensatz zu dem Verlangen der Mutter verstimmt und weinerlich, und endlich schob Clärchen ihre Freundinnen Clotilde und Marie vor. Die aber wollten jetzt gar nichts eingeübt haben. Währenddessen wurden von Anderen ganze Stöße von Noten durchwühlt, dies und jenes als hörenswerth bezeichnet, man machte aus dem Nöthigen und Quälen wieder einen Spaß, und es gab Einige im Nebenzimmer, welche die Geschichte fürchterlich langweilig fanden.

Da die Hausfrau einsah, daß sie jetzt nichts durchsetzen könne, und ein Blick auf die Uhr ihr sagte, daß es Zeit sei, für die Aelteren der Gesellschaft eine Erlösungsstunde eintreten zu lassen, begab sie sich zu den Müttern zurück, um einige Worte mit ihnen zu wechseln. Man war einig und ungehalten, daß der Fremde die jungen Mädchen scheu gemacht habe, hoffte aber von einem Zwischenact neue Ermuthigung. Dann wurde die Thür des Speisezimmers geöffnet, und Heribert's Augen überflogen einen kleinen schmalen Raum, welchen der gedeckte Tisch fast ganz einnahm. Die Wirthin lud ein, und man wußte sich mit einer gewissen Ortskenntniß unterzubringen, einzuschieben, gleichsam zu packen,

bis Jeder in der Enge, den Rücken an der Wand, den Bauch an der Tischkante hatte. Von freiwilligem Aufgeben eines Platzes konnte nun nicht mehr die Rede sein. In diesen Reihen hatte unter den älteren Mitgliedern auch Heribert so zu sagen sein Etui oder Futteral für die nächsten Stunden erhalten, während Franz im anderen Zimmer die etwas leichtere Bewegung der Jugend theilen durfte, wo man sich an kleinen Tischen nach Belieben einrichtete. Zu seiner Rechten hatte Heribert die Hausfrau, zum Gegenüber eine magere Dame mit scharfer Adlernase und durchdringend mißbilligenden Augen. Die Unterhaltung kam in Gang, aber man mußte laut sprechen, denn der Lärm im Nebenzimmer war bereits betäubend.

„Sie haben vorhin ein merkwürdiges Wort ausgesprochen," begann die Hausfrau, indem sie Heribert mit dem Ausdruck sanften Vorwurfs aus ihren himmelblauen Augen ansah. „Sie wollen für sich mit der Musik abgeschlossen haben? Was heißt das? Lieben Sie denn die Kunst nicht?"

Heribert hätte viel entgegnen mögen, begnügte sich aber, die Achseln zu zucken. „Es wird zu viel Musik gemacht," sagte er, „und wie sie getrieben wird, ist sie mehr Zeitvertreib als Kunst."

Seine Nachbarin ließ das nicht gelten. Musik sei immer Kunst, und selbst aus dem künstlerischen Zeitvertreib ergebe sich Genuß und Bildung. Heribert

ſchüttelte den Kopf. Eine bildende Macht der Muſik mochte er nicht anerkennen, eher, meinte er, verweichliche und verflache das muſikaliſche Treiben; es zerſtreue und vernichte endlich das Gedankenleben. Die Gruppe um ihn her gerieth in Erſtaunen, man wendete ein und wies ſeine Behauptung zurück. Beſonders die Dame mit der krummen Naſe ihm gegenüber (man nannte ſie die Frau Präſidentin) trat in die Vertheidigung ein, und nahm ihn ſcharf aufs Korn. Nachdem ſie ſich als eifrige Anhängerin der Zukunftsmuſik dargelegt hatte, erklärte ſie die Muſik für ausdrucksfähig für jedes geiſtige Element. Sie ſchloß mit der Verſicherung, daß ihr zu keiner Zeit eine größere Fülle von Gedanken käme, als bei der Muſik.

Heribert verneigte ſich, und wollte das auf ſich beruhen laſſen. Da die Präſidentin ihn aber von Neuem geradezu herausforderte, entgegnete er: „Die Muſik wendet ſich nur an jene unbeſtimmte Regung, die wir Empfindung oder Stimmung nennen, einen Gedanken hat ſie niemals producirt, kann ihn nicht ſelbſtändig hervorbringen. Muſik und Denken ſind Gegenſätze, ſogar ſich befehdende, einander feindliche Mächte.“

Die Verwunderung wuchs ob ſolcher Rede, man ſprach durch einander, und die Präſidentin, die ſich verletzt fühlte, wählte einige ſtarke Worte zur Entgegnung. Heribert, wohl erkennend, daß in einem Kreiſe, der

selbstzufrieden seine dilettantische Stümperei genoß, keine Stätte sei für ein ernst abwägendes Wort, beschloß den Redeschwall über sich ergehen zu lassen und schwieg. Der Hausfrau wurde etwas bange bei dem gereizten Tone ihrer Freundin, und so ließ sie ausgleichend die sanftesten Töne ihrer Stimme dazwischen gleiten, indem sie versicherte, daß etwas Musik im Hause doch ein großer Schmuck des Lebens sei, und, wenn man nicht gar zu große Ansprüche mache, ein Genuß und eine Freude.

Dagegen wollte Heribert denn nichts einwenden, allein er hatte das Unglück zu fragen: „Warum aber muß es denn immer das Clavier sein, an dem man seine häuslichen Musikbedürfnisse befriedigt? Dieses geräuschvollste, seelenloseste, am wenigsten musikalische Instrument?“

In diesem Augenblicke räusperte sich der Rath Täubner stark, und rieb sich schmunzelnd die Hände. Ein dämonischer Blick aus himmelblauen Augen wies ihn zur Ordnung. Die Hausfrau, in dem Gefühl, für die Ehre ihres neuen Flügels einstehen zu müssen, der schweres Geld gekostet hatte, waffnete sich mit etwas geschärftem Ton, indem sie entgegnete:

„Sie sprechen ein sehr ungerechtes Wort aus! Die größten Meister haben für das Clavier componirt.“

„Nun gut, nun gut!“ rief Heribert, der schon bereute, die Frage so gefaßt zu haben, und ablenken wollte.

„Ich meine nur, warum das Clavier gerade dieſe allgemeine Gunſt erfahren ſoll? Warum nicht die Geige? Ich leſe in den Augen der Damen den Einwand, daß eine Geigenſpielerin nicht immer einen vortheilhaften Anblick darbiete. Aber die Guitarre? Oder die Harfe? Nichts Maleriſcheres als eine junge Dame an der Harfe, nichts Poetiſcheres und Zarteres als Harfentöne durch Damenhand hervorgelockt!“ Man ſchüttelte die Köpfe, man ſah ihn ungläubig an, ob es wohl ernſt gemeint ſei, man ſprach wieder durch einander. Die Präſidentin aber, einmal gereizt, erhob ſich mit ſtarken Accenten dagegen. Sie nannte die Harfe ein altmodiſch jämmerliches Inſtrument, die Stellung des Spielenden theatraliſch lächerlich; ein Auge und Ohr, das ſich daran erfreuen könne, möge ſeine Genüſſe auf Jahrmärkten ſuchen.

Heribert ließ ſie ausreden, und ihren Groll, den er auf ſeine eigene Perſon gerichtet fühlte, ganz ausgießen, dann entgegnete er mit Ruhe:

„Gnädige Frau, Sie nennen die Stellung einer Harfenſpielerin abgeſchmackt, Sie können die Poſitur einer Clavierſpielerin nicht als maleriſcher bezeichnen. Wenn eine Dame mit ausgeſtreckten Armen in den Taſten wühlt, iſt es nicht dieſelbe Stellung wie vor einem Waſchfaſſe? Und erinnert nicht die Bewegung der Arme, des Ellenbogens, des ganzen Oberkörpers, bei den Meiſten auffallend an rüſtige Thätigkeit in Strümpfen und Seifenſchaum?“

Einige Herren lachten laut auf, in den Gesichtern der Damen aber war tiefe Entrüstung zu lesen. Die Präsidentin sah auffordernd im Kreise umher, als suche sie Hülfstruppen. Inzwischen fühlte Heribert, obgleich er einige Lacher auf seine Seite gezogen, daß er etwas zu weit gegangen. Er wollte einlenken, sollte aber in diesem Kreise damit nicht viel Glück haben. „Es wurde," begann er, „die bildende und somit erziehende Macht der Musik betont. Die übrigen Künste werden ja wohl mindestens die gleiche Macht haben. Will man der Jugend eine künstlerische Erziehung geben, warum muß man sie gerade zu dilettirenden Musikanten machen? Warum wird Malerei und Dichtung nicht herangezogen? Ein junger Mensch, der in seinen Mußestunden Musik treibt, erhält sicher die Mahnung, diese Kunst ja nicht zu vernachlässigen; wird aber ruchbar, daß er male oder gar Verse mache, so werden gewiß die stärksten Befürchtungen für seine Zukunft laut, und jeder väterliche Rathgeber mahnt dringend davon ab. Warum denn? Sind Malen und Versemachen nicht die harmlosesten und unschuldigsten Beschäftigungen? Stört die Ausübung dieser stillen, unschädlichen Neigungen irgend Einen in der Umgebung? Der Sohn einer Familie, der sich unterstände, einer Gesellschaft seine Verse vorlesen zu wollen, würde für einen lächerlichen und unverschämten Burschen, die Eltern für eitle Narren erklärt werden — ein Hanssohn aber, der auf

dem Clavier ein von ihm selbst componirtes, oder zusammengestohlenes Notturno vorträgt, wird stürmisch beglückwünscht, die Eltern, das ganze Haus, um dieser Freude gepriesen! Zu untersuchen, worin das liegt, würde für die Musik und ihre Vertreter zu einem nicht eben schmeichelhaften Resultate führen; wenn eine kleine Schlappe die Musik als Kunst auch gerade nicht tief berühren möchte." Die Gesellschaft sah sich an, da der Sprecher schwieg, als wäre da einiges überraschend Neue gesagt worden, und man wisse noch nicht recht, ob man es billigen oder anfechten sollte. „Ist die Musik, als Erziehungsmittel, denn wirklich mehr als bloße Modesache?" fuhr Heribert fort.

„O! O! Welche Frage!" lief es um den Tisch.

„Woher aber kommt es denn," redete er weiter, „daß die Musik, oder sagen wir lieber nur das Clavierspielen, die Meisten selbst musikalisch ganz unerzogen läßt?"

„O! Das ist denn doch stark!" rief die Präsidentin.

„Werden denn wirklich gute Stücke häufig gespielt?" fuhr der unerschrockene Frager fort. „Ist es nicht meist der leichte Schaum brillanter Vortragstücke, der geschlürft wird, seichtes und leeres Geräusch, musikalisch gefärbt, aber keine Musik? Eine junge Dame, die sich auf dieses süße Geklimper eingeübt hat, gilt für eine ausgezeichnete Spielerin. Die Mode wollte es, sie huldigt der Mode, und wird von der Mode wieder

gehoben. Aber es kommt eine Zeit, wo sie die Mode nicht mehr mitmacht. Sie verheirathet sich. Und nachdem sie sich in ihren Mädchenjahren am Clavier fast krank geübt hat, rührt sie als Frau kaum noch die Tasten an."

„Na, das hat denn doch meist seine anderen Gründe!" schrillte die Stimme des Rath Täubner dazwischen.

Alle Gesichter wendeten sich zu dem Sprecher mit dem Ausdruck einer gewissen Angst, er werde diese Gründe aus einander setzen. Da Niemand redete, fuhr Heribert in ruhigen Tone fort:

„Sind diese einst so eifrigen Spielerinnen denn wohl im Stande, ihren Töchtern wiederum Unterricht am Clavier zu geben? Und was die Bildung betrifft, die Erziehung, die dadurch gewonnen sein soll — ich stehe nicht an zu behaupten, das viele Clavierspiel ist ein Hinderniß der Bildung und Erziehung gewesen."

Die Präsidentin zuckte ärgerlich die Achseln, und rang nach einem Mittel, das Gespräch auf ein anderes Gebiet zu bringen. Heribert that es selbst, aber nicht zu ihrer Freude.

„Man spricht so viel von Frauenfortbildung, von Frauenerwerbemitteln, von der geistigen Gleichstellung der Frauen den Männern gegenüber, und greift in den Mitteln doch meist so falsch! Auch die Musik zieht man auf materiellem Gebiet heran — ein alter Schade! Wenn ein Mädchen darauf angewiesen ist, sich durch

eigene Arbeit durch das Leben zu helfen, und den unglücklichen Entschluß faßt, Clavierlehrerin zu werden, hält man sie schon für geborgen — ob die Bedauernswerthe sich selbst für geborgen hält, ist die Frage. Wofür arbeitet sie sich ab? Für die Mode! Eine Schneiderin thut nichts Schlechteres. Nun gut, meine Damen, ich sehe aus Ihren Mienen, daß ich verletze — ich will der braven Clavierlehrerin auch nicht den Beruf antasten. Aber gäbe es keine Clavierkrankheit, so brauchte ein armes Mädchen sich auch nicht in diesem Beruf abzuarbeiten, sondern verfiele auf etwas Besseres. Etwa auf Sprachen. Leider ist das auch so Modesache —!"

Die Präsidentin, welcher die Geduld schon längst gerissen war, fuhr dazwischen: „Unsere Töchter werden in der französischen und englischen Sprache unterrichtet, nicht um der Mode willen, sondern fertig ausgebildet, bis zur geläufigen Conversation!"

Heribert verneigte sich, und entgegnete lächelnd: „Bis zur geläufigen Conversation — nicht weiter! Nicht um mit Beherrschung der Sprache den geistigen Inhalt der englischen und französischen Literatur kennen zu lernen, sondern um im Salon plaudern und glänzen zu können, wie sie ein brillantes Rondo über die Tasten gleiten lassen. Erlauben Sie mir, auch dies Modesache zu nennen, obgleich ich es schon mehr gelten lasse, als die Fingerfertigkeit! Wie wäre es, wenn

man die Musik ganz aus der Frauenerziehung wegließe, und die Mädchen dafür Griechisch und Lateinisch lernen ließe?"

Die Damen machten abwehrende Handbewegungen, die Männer kratzten sich hinter den Ohren, als dächten sie: Das fehlte noch, daß uns die Weiber auch darin aufs Korn nehmen könnten!

„Woher diese allgemeine Abneigung, meine Damen?" fuhr Heribert fort. „Sie werden Ihre Fähigkeiten doch nicht unterschätzen? Frauen können Latein und Griechisch eben so gut lernen wie die Männer, sie müssen es nur bei Zeiten anfangen. Ja, sie brauchen es zu einer wirklichen Bildung nothwendiger als Französisch, Englisch und Musik. Sie können kein nur einigermaßen ernstes Buch aufschlagen, ohne durch die Mängel ihrer Kenntnisse in Verlegenheit gesetzt zu werden. Und damit Sie erkennen, daß ich nichts Unerhörtes anempfehle, verrathe ich Ihnen, daß zwei meiner Freunde Frauen haben, die im Lateinischen und Griechischen so sicher und fest sind, daß die eine von ihnen die philologischen Arbeiten ihres Mannes theilen, die andere mit ihrem Gatten den Homer zum Vergnügen griechisch lesen kann. Und beide sind dabei gute und tüchtige Hausfrauen."

Die Damen lächelten ungläubig, der Rath Täubner aber rief: „Dann haben diese Frauen sicherlich keine Kinder!"

„Bei der Philologin trifft es insofern zu, daß ihre Kinder früh gestorben sind; die Frau meines Collegen P. in C. aber hat vier Söhne, deren gelehrte Schularbeiten sie selbst zu überwachen und zu leiten vermag.“

Heribert brach ab, in dem Gefühl, daß er zu viel allein gesprochen, und die Gesellschaft dabei nicht eben angenehm unterhalten habe. Die Dame gegenüber hatte dies Gefühl schon längst, und erklärte:

„Eine Frau, welche mit Männern Griechisch und Lateinisch liest, wird niemals unsere Achtung behalten, denn es sollen nicht die anständigsten Bücher sein, welche in diesen Sprachen geschrieben sind!“

Der Eindruck dieser im gleichsam hochmoralischen Tone gesprochenen Worte schien dem Pathos entgegenzuwirken. Der Rath Täubner räusperte sich, einige Herren sahen sich mit verstehendem Nicken an, und Heribert hatte mit seinen Lachmuskeln zu kämpfen. Doch kam wieder unvermuthete Rettung von anderer Seite, welche die eingeengte Tischgesellschaft von unliebsamen Gesprächen überhaupt befreite.

Im Nebenzimmer erhob sich ein lärmendes Getümmel. Ein junger Mensch wurde an das Clavier geschleift, dann ein plötzliches Abbrechen des Lachens und Polterns, und eine jugendliche Männerstimme ließ sich in einem Schubert'schen Müllerliede vernehmen.

„Was ist dies! Ein Bariton!“ rief entzückt die

Hausfrau, und verließ ihren Platz, um zur Musik zu eilen. So wurde der Ausgang frei, man schob sich nach, die ganze Tischgesellschaft drängte in den Mittelraum. Das Lied war zu Ende, schallender Applaus folgte, und dazwischen flötete die Stimme der Hausfrau: „Reizend! Allerliebst! Aber wie war es möglich, daß uns das verborgen bleiben konnte? Ein Bariton!“ Ja man hatte wirklich einen Bariton entdeckt, und zwar in einem bescheidenen jungen Studenten, der heute auch zum ersten Mal diese Räume betreten hatte. Während des Essens war der Verrath an ihm begangen worden. Ein Bariton! Wenn es nun gar ein Tenor gewesen wäre! Doch der hätte sich nicht so lange in den Ecken herumgedrückt, sondern wäre gleich anspruchsvoller aufgetreten. Nun aber war die Scheu gebrochen, der Bariton hatte sich in die Schanze werfen müssen, und das Musikmachen siegte. Ein Solo folgte dem anderen! Etwas Zierrerei, dann eine um so reichlichere Dosis. Die älteren Damen waren vergnügt, lachten über Alles und Nichts, ermuthigten, sprachen besondere Wünsche aus. Schreckliche Lieder ertönten unter Hingebung, bessere Lieder wurden um so schrecklicher verarbeitet. Duos wurden begonnen und unter Gelächter wieder abgebrochen. Man detonirte nach Kräften, ängstigte sich oder schmetterte selbstbewußt, und unbesorgt, wie viel Töne verunglückten; man spielte Clavier und hatte tüchtig in den Tasten zu

rudern, um gegen den Strom der Unterhaltung aufzukommen.

Franz schritt auf Heribert zu, der sich auf den entferntesten Posten, die Thür des Speisezimmers, zurückgezogen hatte.

„Was hast du an deinem Tische für ein verwegenes Colleg gelesen!“ rief er. „Ich habe gelauscht, so gut es gehen wollte.“

„Thorheiten! Verlorene Worte!“ wehrte Heribert ab. „Ich wünschte, ich hätte den Mund gehalten! Können wir denn nicht entschlüpfen? Es ist spät genug.“

„Behüte!“ rief Franz. „Jetzt ist die Gesellschaft im Hauptvergnügen und trennt sich nicht so bald. Wenn die Bowle nur besser wäre!“

Franz, viel jünger als sein Vetter und College Heribert, war in der Gesellschaft besser daran als der Andere. Er empfand das Unbequeme weniger, denn ihn fesselte die Neigung zu einem hübschen jungen Mädchen, welches sich eben zum Gesang anschickte. Er trat unter die Lauschenden. Heribert griff nach seinem Hut, in der Hoffnung, unbemerkt zu entkommen. Aber der Hausherr ertappte ihn. Ein endloses Nöthigen begann, seine Entschuldigung sollte gelten, und der Gefangene mußte, um nicht zu beleidigen, sich mit den Männern zur Bowle setzen, um noch eine gute Stunde in erstickender Schwüle und Enge, unter Lärm und

musikalischem Wirrwarr die gesellschaftlichen Genüsse zu theilen.

Daß Heribert seit diesem Abend vielfach Gegenstand des Gespräches, und einer nicht eben sichsamen Beurtheilung wurde, ist anzunehmen. Er hatte den Leuten ihr Steckenpferd angetastet, und das verziehen sie ihm nicht. Seine absprechenden und gewagten Reden wurden weiter erzählt, und so verbreitete sich von einem kleinen Kreise aus sein Renommé in die weiteren Zirkel der Stadt. Er selbst empfand vorerst kein Verlangen nach diesen, da er sie nach der Erfahrung des ersten Gesellschaftsabends abschätzte, und nichts Besseres erwartete. Er wußte, daß die Musikseuche auch in dieser Stadt, wie überall herrschte, und wollte sein Gehör und seine Nerven (die sonst etwas vertragen) nicht leichtsinnig aussetzen. Ganz entgehen konnte er der musikalischen Strömung freilich nicht. Durch die Lüfte kam sie zu ihm, bis in die Zurückgezogenheit seines Arbeitszimmers. Seiner Wohnung gegenüber lag ein hübsches Haus, etwas zurückgebaut, zwischen Gartenanlagen. Hier wurde Clavier gespielt und geübt, schon Morgens um acht Uhr, gespielt Nachmittags, und gespielt des Abends, immer von denselben virtuos sich ausbildenden Fingern. Man hielt drüben die Fenster geöffnet, denn trotz des schwindenden Octobers waren die Tage auffallend sonnig und warm, und die befreite Tonwelle pochte vertraulich und hör-

neid an die Fenster des Arbeitenden. Oft sprang er auf, halb verzweifelnd, mit einer Verwünschung auf den Lippen, und ließ in gerechtfertigtem Groll die Kunst selbst entgelten, was ihre Jünger oder Anhänger sündigten. — Wenn er aber übel genug dachte von den Gesellschaften der Stadt, ganz zurückziehen konnte er sich doch nicht, zumal er selbst nicht zum einsiedlerischen Leben neigte. Er war neu in der Stadt, er hatte Besuche gemacht, es folgten Einladungen, er konnte und mochte nicht immer ablehnen.

So trat er eines Tages in das Empfangszimmer der Familie Baldung. Schon die erste Umschau machte ihn aufathmen. Große schöne Räume haben stets etwas festlich Einladendes, sie machen das ganze Wesen des Eintretenden freier, angeregter, ausgiebiger. Hier öffneten sich mehrere geräumige Zimmer, die mit Geschmack und Kunstsinn eingerichtet, auch auf den Bildungsstandpunkt der Besitzer schließen ließen. Nichts prunkte, nichts huldigte dem modischen Alltagsgeschmack; Alles war eher einfach zu nennen. Freilich zeigte es eine Einfachheit, die nur bei glücklicher Wohlhabenheit herzustellen ist, denn das strahlende und den Unkundigen bestrickende Flitterwerk liefert der Markt zu wohlfeilen Preisen. In diesen Räumen versammelte sich eine nur kleine Herrengesellschaft zum Mittagessen. Die Hausfrau, noch von jugendlichem Alter und Aussehen, kam dem Gast mit jenem heiteren Weltton ent-

gegen, der das Fremde eines ersten Empfangs leicht überwindet. Herr Baldung war ein Studiengenosse Heribert's, und obwohl durch einen Zeitraum von zehn Jahren ihm entfremdet, hatte er die alten Beziehungen freundschaftlich wieder angeknüpft. Da man einander hier nach den ersten Begrüßungen freie Bewegung gönnte, trat der Rath Täubner zu Heribert, und begann mit seinem gewöhnlichen Schmunzeln:

„Sie blicken scheu um sich her, wo denn wohl das Clavier stände?"

Heribert lachte. Was er noch nicht gethan, gestattete er sich jetzt, und schickte seine forschenden Blicke nach dem verhängnißvollen Möbel umher, ohne es zu entdecken.

Der Rath Täubner war ein Mann, der weder im Rathscollegium, noch in der Gesellschaft, noch im eigenen Hause eine hervorragende Rolle spielte. Auch machte er selbst keinen Anspruch auf Gelehrsamkeit, Bildung oder bevorzugte Stellung. Jeder aber erkannte an, daß sich mit ihm leben ließe, besonders da Herr Täubner es mit Geschick verstand, sich ein wenig hänseln zu lassen. Obgleich Niemand ihn für geistreich hielt, wollte man ihm Witz nicht absprechen, wenn derselbe auch zeitweise lange auf sich warten ließ. Es war Annahme, daß der Rath Täubner doch durchschnittlich alle Vierteljahr seinen Witz mache. Bis zu diesem Zeitpunkt war Heribert mit ihm noch nicht ge-

langt, allein die sonderbare Erscheinung des älteren Collegen hatte von Anfang an eine gewisse Anziehung auf ihn geübt. Das kurze flockige Haar, das wie ein Kranz um den sonst kahlen Schädel stand, die bald gekniffenen, bald groß aufgerissenen Augen waren eigenartig, vor Allem das lebhafte Schmunzeln des Mundes, welches jeden Augenblick etwas Pikantes sagen zu wollen oder zu verschweigen schien, hatte Heribert's Aufmerksamkeit erregt. Der Rath suchte ihn jetzt im Gespräch in ein anderes Zimmer zu lenken.

„Bleiben Sie ruhig!" sagte er, „es ist kein Fortepiano im Hause und wird auch keins angeschafft, so sehr auch meine Frau —" Er sah sich scheu um. „Bis vor einigen Jahren," fuhr er fort, „hat Madonna Baldung sehr schön gesungen, aber dann im Wochenbett die Stimme verloren. Der Verlust betrübte sie, aber da sie gescheit genug ist, hat sie nun auch das Clavier wegräumen lassen. Wissen Sie auch, daß Sie in ihr eine Verbündete gegen das unbefugte Musikmachen finden? Meine Frau liegt ihr hart an, zumal sie so schöne Räume hat, aber sie bleibt standhaft, da ihr Mann nicht musikalisch ist, und aus dem Zimmer läuft, wenn das Tastendreschen losgeht."

Heribert wünschte sich Glück zu dieser neuen Bekanntschaft. Der Rath aber sah einige Augenblicke sinnend vor sich nieder. Dann begann er von Neuem, indem er Heribert's Arm leise berührte:

„Sagen Sie mir, College, was würden Sie thun, wenn Jemand, der zu Ihnen gehörte. Sie den ganzen Tag durch Clavierüben störte, noch dazu, wenn dieselbe oder derselbe nicht das geringste Talent hätte?“

„Nun,“ meinte Heribert, „wenn ich derselben oder demselben zu befehlen hätte, so würde ich es verbieten.“

„Verbieten —!“ rief der Rath, und ein Ausdruck von Besorgniß ging über seine Züge.

„Nun, oder wenn sich das Verbieten nicht schickte,“ fuhr der Andere fort, „so würde ich ein Abkommen treffen, daß ich nicht gestört würde. In meiner Nähe oder Gegenwart sollte nicht gespielt werden, wo ich es hindern kann.“

„Das ist es! Hindern kann!“ wiederholte Herr Täubner, und sein Schmunzeln wurde fast traurig. „Aber wenn nun kein Verbieten hilft?“ fuhr er fort.

Heribert fühlte sich belustigt.

„Wohl!“ sagte er, „dann verschlösse ich das Clavier und trüge den Schlüssel in der Westentasche. Und würde ein neuer gemacht, so zöge ich ihn wieder ab, und so fort, und müßte ich die Schlüssel dutzendweise aufbewahren!“

Das Gesicht des Herrn Täubner blühte auf, sein Schmunzeln wurde listig, sein Auge ruhte weit aufgerissen auf dem Sprecher. Er brach die Unterredung ab.

Bald darauf ging man zu Tische. Die Gesellschaft bestand aus zwölf Herren, der Hausfrau und der Dame Täubner, die sich eine Einladung zu ergattern gewußt hatte, da sie sich ein gutes Essen und die Gelegenheit zum Spüren nicht leicht entgehen ließ. Sie trug heute ein unbestimmt graugrüngelbliches Seidengewand — sie ging immer in unbestimmten Farben — blickte aber mit um so bestimmterer Beobachtung zu Heribert hinüber, der seinen Platz neben der Wirthin empfangen hatte. Die Unterhaltung gestaltete sich gleich zwanglos und lebhaft, berührte heitere und ernste Dinge, und da meist gescheite Leute beisammen waren, fühlte Heribert sich angeregt und bei guter Laune. Inzwischen kam die Rede doch auch auf seine letzthin so unumwunden ausgesprochene Ansicht über die hausbackene Musikmacherei, und es war ersichtlich, daß man ihn ein wenig necken wollte. Er ließ es mit guter Miene gelten, bald aber, wie das Gespräch sich entwickelte, war er wieder in vollem Zuge, seinen Groll zu entladen. Der Hausherr lächelte, er hatte dergleichen hervorlocken wollen.

„Gut," rief Heribert, „wir sind hier auf neutralem Gebiet, kein beängstigendes Instrument mit Elephantenfüßen droht aus irgend einer Ecke her, man kann frei von der Leber weg reden. Was ist es denn eigentlich, was die Leute treibt, elende Musik zu machen? Ihre Unbildung ist es, ihre grenzenlose Unbildung! Sie

haben nichts zu reden, sind gar nicht fähig, eine Unterhaltung zu führen, weil sie nichts gelernt haben, nichts lernen wollen, weil sie selbst völlig inhaltslos sind. Da reden sie denn von der Bildung, die ihnen die Musik — und welche Musik! — geben soll! Den sinnlosen Nothbehelf rechnen sie sich zum Vorzug an! Da muß also das Clavier in jede Haushaltung, es ist gar kein musikalisches Instrument mehr, sondern ein Hauptmöbel und für allerlei Zwecke gut. Der Eine ras't seine Wuth daran aus, der Andere fröhnt seinem sentimentalen Jammer, der Dritte trommelt sich ein, um sich eine Rolle in der Gesellschaft zu schaffen. Dies Möbel ist schon im Hause so nöthig wie der Topf in der Küche, die Wäsche im Schrank, ja man läßt die letztere verfallen, um sich einen kostbaren Flügel anzuschaffen."

„Ei! Ei!" drohte die Hausfrau. Der Rath Täubner räusperte sich.

„Da muß denn ein junges Mädchen sich bis zur Nervosität abarbeiten, nur, um Abends vor das Geräuschmöbel geschoben zu werden, weil das so Sitte ist. Wahrhaftig, das Mädchen, welches offen erklärte, kein Talent zu haben und sich nicht auf den Tasten anlernen lassen will, erschiene mir fast ehrenwerth, ich hätte Achtung vor ihrem Charakter."

Dame Täubner sah den Sprecher plötzlich groß und freundlich an, als ginge ihr ein überraschend

neuer Gedanke auf. Sie nickte sogar auffordernd, daß er fortfahren möge.

„Wenn ich durch eine Straße gehe und die Häuser ansehe, zähle ich in Gedanken stets die Fortepianos, welche darin enthalten sein müssen, und ist es ein großes dreistöckiges Haus, in dem wohl gar sechs Wohnungen sind, so laufe ich, was ich kann, denn ich höre oder glaube sechs Claviere zu hören, da deren sechs jedenfalls darin vorhanden sind. Und kann man denn durch ein Straße gehen, ohne auf Schritt und Tritt durch Geklapper oder Singsang verfolgt zu werden? Hier stümpern aus geöffneten Fenstern Kinderübungen hervor; dort falsche Soprantöne; dann ein selbstbewußt brüllender Baß; dann Tanzmusik im Walzertact am hellen Mittag; daneben Cis-moll von Beethoven — Gott im Himmel, es ist wie ein wildes Heer von Tongespenstern! Ich bekenne Ihnen, ein Märchen aus meinen Knabenjahren hat mir dem gegenüber immer einen sehnsüchtigen Reiz. Es ist die Geschichte von dem Bauer, der nur zu rufen brauchte: Knüppel aus dem Sack! um mit seinem Zauberprügel Alles um sich her so lange durchzuwalken, bis es ihm beliebte zu rufen: Knüppel in den Sack! Gute Geister, wäre mir beschieden, mit Erfolg zu sagen: Knüppel aus dem Sack! ich wollte die schlechten Musikmacher tractiren, ich wollte mich an ihnen rächen, daß mir das Herz lachte!“

Der Rath Täubner sprang jauchzend auf und rieb sich die Hände, leichtsinnig unbekümmert um zwei himmelblaue Augen; die ganze Gesellschaft lachte.

„Gott steh' uns bei vor Ihren Zaubergaben!“ rief die Hausfrau. „Wer steht uns dafür, daß Sie sie nicht manchmal auch gegen musikalisch Unschuldige brauchen?“

„Wenn Sie diese Idiosynkrasie haben,“ wendete sich ein Herr an Heribert, „dann sind Sie in unserer Zeit wirklich zu beklagen!“

„Es ist nicht Idiosynkrasie,“ rief dieser, „es ist der Ausdruck der Nothwehr, und der allgemeine Unmuth ist es, der aus mir redet. Sind die Klagen denn nicht überall zu hören über das erschlaffende, gedankenvernichtende Ueberwuchern der Musik? Dringt nicht dieser Störenfried überdies auch in jede Thätigkeit dessen hinein, der gar nichts damit zu thun haben will? Es ist ein Unglück selbst für die Musik als Kunst, daß sie nicht stille sein kann,“ fügte er zur Belustigung der Zuhörer hinzu. „Die Männer, die Väter beklagen sich so vielfach, daß sie durch die Musik in ihrem Hause gestört werden. Warum dulden sie es? Hinaus mit dem musikalischen Teufelskasten! Wäre doch jeder, der sich dadurch beeinträchtigt fühlt, Mannes genug, sich nicht beschränken zu lassen! Sagen Sie selbst, wird nicht jeder Mann, der einer geistigen Thätigkeit angehört, auf das Aeußerste gehemmt, geplagt durch diese

zudringliche, rücksichtslose Unterhaltung in der Nachbarschaft? Da wohnt nun mir gegenüber ein Mensch, der den ganzen Tag nicht vom Clavière aufzustehen scheint. Ich wünschte, dieser Kerl —"

„Knüppel aus dem Sack!" rief der Wirth lachend dazwischen.

„Nein!" entgegnete Heribert, „ich will nicht gar zu gerecht, ich will menschlich sein! Ich wünsche ihm kein großes Unglück, nur ein kleines aber andauerndes Uebel, das ihn doch unfähig macht, Clavier zu spielen, ich wünsche ihm — einen schlimmen Finger!"

Der Wunsch erregte große Heiterkeit um den Tisch. Angeregt wie man war, fing man an zu berathen, wie man zu Heribert's Rettung dem von ihm bezeichneten „Kerl" zur Verletzung eines Fingers verhelfen könne. Man stritt, welcher Finger wohl am zweckdienlichsten in Angriff zu nehmen sei, die gute Laune brachte die abenteuerlichsten Mittel und Unternehmungen zu Tage, den schlimmen Finger zur Thatsache zu machen.

„Wo wohnen Sie denn?" fragte ein Herr.

Heribert nannte seine Wohnung.

Alle sahen sich mit einer gewissen Ueberraschung an, denn, obgleich die Mehrzahl seine Wohnung kannte, schien doch Niemand an sein Gegenüber gedacht zu haben.

„Aber mein Gott," rief Dame Täubner, „das ist ja —"

„Freilich!“ fiel die Hausfrau ein, „das ist ja —“

„Das ist ja das Steinkopf'sche Haus!“ lachte die Erstere.

„Verehrtester!“ fuhr die Hausfrau fort, indem sie in die Hände klatschte, „der „Kerl“, dem Sie einen schlimmen Finger wünschen, ist eine schöne junge Dame und unsere Freundin!“

„Cäcilie Steinkopf, natürlich!“ rief der Hausherr, und das Lachen um den Tisch wollte nicht enden, zumal Heribert wie ein Geschlagener in komischer Verlegenheit im Kreise umherblickte.

„Sie scheinen wirklich ein solider Mann zu sein!“ nahm Frau Baldung das Wort. „Drei Monate wohnen Sie nun da nach der Straße hinaus, und haben noch nicht einmal nach den Fenstern gegenüber gespürt? Hätten Sie's nur gethan, Ihr Gehör wäre vielleicht durch die Augen versöhnt worden. Denn es lohnt sich da des Sehens!“

Heribert mußte zu seiner Beschämung gestehen, daß er sich noch nicht um sein Gegenüber gekümmert habe. Der kräftige Anschlag und die sichere Virtuosität des Spiels habe ihn eben auf eine männliche Hand schließen lassen. Als man sich vom Tische erhoben hatte, um im anstoßenden Zimmer den Kaffee zu nehmen, wußte sich Dame Täubner sanft in Heribert's Nähe zu bringen. Ihr war durch eine einzige Aeußerung ein weittragender Plan aufgegangen. Heribert wollte ein

junges Mädchen, welches kein Talent hatte und sich offen für unmusikalisch erklärte, für verehrungswürdig halten, wollte Respect vor ihrem Charakter haben. Und der Frau mit den himmelblauen Augen war eine Tochter beschieden, die kein Talent hatte, und nicht musikalisch sein mochte, obgleich man sie bisher dazu gezwungen, gepeinigt, mit aller Gewalt vor das Clavier gebändigt hatte. In der That bestand Clärchen's ganzes Repertoir eigentlich nur aus einem einzigen Stücke, dem „Lied des Meermädchens". Den Anfang konnte sie nach mehrjährigem Ueben, dann aber kam im zweiten Theil die „schwere Stelle", die als ein unübersteigliches Hinderniß jeder Kraftanstrengung spottete. Sie wurde beim Vortrag mit Schüchternheit angegriffen, gestottert, gehackt, dann kam ein fürchterlicher Prudel und über die Dissonanz wurde dann mit Erleichterung rasch wieder in die Anfangsmelodie hineingewiegt. Die Mutter kannte den Uebelstand längst, hoffte aber ihre Tochter noch über diese und andere schwere Stellen hinwegzubringen, denn Erziehung und guter Ton verlangten, daß sie etwas vorspielen könne. Das hatte sie heute mit Schnelligkeit anders überlegt. Ihre Tochter brauchte unter Umständen nicht musikalisch zu sein. Die angenehme Frau setzte also ihre Tasse auf ein Tischchen, an welchem Heribert eben stand und eine kleine Vase musterte, blieb neben ihm stehen, und begann, gleichgültig in einem Album blätternd:

„Was Sie uns neulich Abends zu hören gaben, haben wir in Gedanken vielfach erwogen.“

Heribert bat sehr um Entschuldigung, daß er in einer musikalischen Gesellschaft seine Aussprüche so wenig abgewogen habe.

„Da seien Sie ganz ruhig,“ fuhr sie mit weicher Stimme fort, „ich denke, manches Ihrer Worte kann auf guten Boden gefallen sein! Was unser Musikmachen betrifft — nun es ist ja Dilettantismus, das meiste unendlich stümperhaft.“ Sie lachte ganz fröhlich dabei. „Aber in den befreundeten Familien ist es einmal hergebracht, und wenn die Jugend auch meist ohne viel Begabung ist — zum Beispiel meine Clara! Sie hat nicht eben Talent, die musikalischen Freundinnen haben ihr das so eingeredet, während sie selbst das Piano nicht liebt und nichts darauf leistet. Sie sollte es lieber ganz lassen und hätte es längst gethan, wenn eben nicht die lieben Freundinnen wären! Modesache! Sie haben ganz Recht! Clara ist überhaupt mit der Mode immer etwas im Kampf, sie liebt das Einfache.“ Da Heribert nichts entgegnete, blätterte und sprach sie fort: „In Einem aber muthen Sie uns Frauen doch viel zu. Lateinisch und Griechisch! Der Gedanke ist so neu, so ganz neu! Ist das Leiteinische sehr schwierig zu erlernen? Clara hat für Sprachen sehr viel Talent, und ist auch willig dazu, allein —“

So sprach sie fort, ihm Einiges zu verstehen gebend,

und er verstand und war sehr erheitert. Man trennte sich bald.

„Knüppel aus dem Sack!“ flüsterte ihm der Rath Täubner beim Abschied noch ins Ohr, und drückte ihm mit Wärme die Hand. —

Als Heribert am Morgen darauf bei seiner Arbeit saß, fuhr er plötzlich von den Acten auf und horchte umher. Nicht weil die gewöhnlichen musikalischen Uebungen von drüben ihn gestört hatten, sondern weil heute keine Musik herüber kam. War denn wirklich heute noch nicht gespielt worden. Er stand auf und spähte hinüber — zum ersten Male! Nichts war drüben an den Fenstern zu sehen. Bald saß er wieder bei der Arbeit. Aber merkwürdigerweise fühlte er sich jetzt erst recht gestört. Er lauschte. Die Musik konnte doch jeden Augenblick kommen, warum kam sie denn nicht? Es wurde lästig, er warf die Papiere zusammen, da es mit der Arbeit nicht vorwärts wollte. Auch Nachmittags blieb es um die übliche Zeit drüben stumm. Als er Abends vom Spaziergang nach Hause kam, hörte er zwar rauschendes Spiel, kaum aber hatte er seine Lampe angezündet, als die Musik abbrach, um nicht wieder aufgenommen zu werden. Das ging am folgenden, das ging am dritten Tage in gleicher Weise, und mußte ihm auffallen. Sollten die Leute drüben, fragte er sich, etwas von seinen Aeußerungen erfahren haben, und nun so viel Rücksicht nehmen? Das wäre

beschämend! Doch fing er an, sich an die dauernde Stille zu gewöhnen und empfand die Ruhe seiner Wohnung wohlthätig. Eines Morgens aber, als er das Haus verließ und einen flüchtigen Blick hinüberwarf, sah er eine weibliche Gestalt am geöffneten Fenster. Es schien ihm eine ältere Dame zu sein. Das Fenster wurde schnell geschlossen. Nachdem er etwa zwanzig Schritte gegangen war, glaubte er Musik zu hören. Er blieb stehen, ging ein paar Schritte zurück — zum ersten Mal, daß er dem Clavierspiel nachging — und richtig, er hörte, daß drüben eins der bekannten Stücke gespielt wurde. Er konnte jetzt als sicher annehmen, daß man im Hause Steinkopf über ihn berichtet, und daß man die Rücksicht nahm, nur dann zu spielen, wenn er seine Wohnung verlassen hatte. Er durfte dankbar sein, und doch war ihm nicht behaglich dabei zu Muthe. Daß die Damen Baldung und Täubner die Vermittlerinnen gemacht, lag auf der Hand, es fragte sich nur, in welcher Weise sie es gethan, ob sie nicht gar zu viel von seinen Herzensergießungen verrathen hatten? Er mochte der Familie gegenüber, die ihm, ohne ihn noch zu kennen, eine Aufmerksamkeit erwies, nicht in üblem Licht erscheinen. Vor Allem suchte er Aufschluß über die Familie zu erhalten, und erfuhr, daß Herr Steinkopf ein reicher Mann sei, Weinbergbesitzer und Weingroßhändler, sehr geachtet in der Stadt, von den Einen wegen seines Vermögens, von

den Anderen wegen ſeines Charakters. Er war Wittwer und hatte außer ſeiner Tochter Cäcilie keine Kinder. Eine Tante führte den Haushalt, hielt ſich aber freiwillig zurückgezogen, ſo daß es von ihr nicht viel zu ſagen gab. Um ſo mehr ſtand Cäcilie im Vordergrunde als gefeierte Schönheit und Weltdame. Ihr Clavierſpiel wurde unter ihren Vorzügen in erſter Reihe aufgezählt. — Heribert fühlte die Verpflichtung, drüben einen Beſuch zu machen, denn eine Art von Beziehung war doch einmal gewonnen, man wußte nicht nur von einander, man hatte ſo zu ſagen bereits Stellung genommen. Dabei war es ihm noch nicht gelungen, Cäcilien zu Geſicht zu bekommen, ſo oft er auch, ſeiner Würde vergeſſend, jetzt am Fenſter umherſpähte. Zu dem Entſchluß, ſich drüben vorzuſtellen, gelangte er doch noch nicht.

Da trat er nach einiger Zeit wieder in einen Geſellſchaftsraum, worin er bereits eine größere Anzahl bekannter Geſtalten begrüßen konnte. Die Wirthin aber führte ihn zu einer noch unbekannten und ſtellte ihn Fräulein Cäcilie Steinkopf vor.

Er war überraſcht. Wirklich ſah er eine große edle Geſtalt vor ſich, der Kopf ein wenig ſtolz gehoben, das Geſicht viel weniger ſchön als er ſich vorgeſtellt hatte, aber um ſo anziehender durch geiſtvollen Ausdruck, die ganze Erſcheinung prächtig, dabei doch biegſam, anmuthig. Heribert verneigte ſich, die junge

Dame aber ſchien die Vorſtellung als nichts Außergewöhnliches zu nehmen. Ein leiſes, faſt unvermerkliches Lächeln ſpielte doch um ihre Lippen, als ſie den Lockenkopf ein wenig ſenkte. Heribert wollte ſie eben anreden, als er zu ſeiner Verſtimmung fortgelenkt wurde, um ſich weiter vorſtellen zu laſſen. Man zog ihn gleich ins Geſpräch. Frau Baldung hielt ihn feſt, er nahm ſie ins Gebet, machte ihr Vorwürfe, ſie vertheidigte ſich lachend. Dame Täubner ſchwebte heran, ſchimmernd in unbeſtimmter Seide zwiſchen Milch- und Eſſigfarbe. Sie lachte mit, verſicherte, nicht eine Silbe über ihn im Steinkopf'ſchen Hauſe berichtet zu haben. Heribert ſuchte mit den Augen nach Cäcilien, und traf ſie, als auch ſie gerade ihre Blicke auf die Gruppe richtete, die er zwiſchen den beiden Damen bildete, und ſich lächelnd wieder abwendete. Er hatte das Lächeln bemerkt und glaubte einen kleinen Spott oder ſonſtigen Spuk dahinter zu wittern. Er erhob ſich, um ſich ihr zu nähern. Allein es gelang nicht, ſie war ſehr umdrängt und überdies machte man Anſtalt zur Muſik, die heute in größerem Stil betrieben werden ſollte. Der Flügel ſtand in der Mitte des Muſikſaals, es lag ein beſtimmtes Programm vor, und Heribert athmete etwas erleichtert, da es ſich hier um ein eingeübtes Concert handelte. Der Wirth, Doctor W., ſelbſt ſehr kunſtgeübt, die Violine bereits unter dem Arm, kam auf Heribert zu und ſagte:

„Wie beklage ich Ihre Ohren, Theuerſter, daß Sie uns heute nun einmal anhören müſſen! Wenigſtens ſollen Ihnen nur gute Sachen vorgeführt werden. Was die Ausführung betrifft —“

Der Gaſt unterbrach ihn und gab gute Worte, um das Geſpräch los zu werden.

Das Hausconcert wurde eröffnet durch ein Duo für Violine und Clavier, vorgetragen durch den Wirth der Geſellſchaft und einen Muſiklehrer. Dann folgten ein paar Quintetts aus Mozart's Cosi fan tutte, von wohlgeübten Stimmen friſch und lebendig geſungen. Auch eine große Arie für Alt von Händel rauſchte ganz wacker daher. Das ſtand dann freilich Alles weit über dem gewöhnlichen muſikaliſchen Hausklödel, die Zuhörer applaudirten lebhaft, und Heribert, der etwas gutzumachen hatte, ſchonte ſeine Hände nicht. Dann ging der Hausherr auf Cäcilie Steinkopf zu, und bot ihr den Arm, da die nächſte Nummer des Programms, ein großes Clavierſtück, ihr gehörte. Es wurde ſtill. Da begann die junge Dame:

„Ich bedaure ſehr, heute nicht ſpielen zu können, ich habe leider einen ſchlimmen Finger.“

Heribert glaubte einen elektriſchen Schlag zu fühlen. Cäcilie hatte die Worte ohne beſondere Betonung, doch laut genug geſprochen, um ſie Allen vernehmlich zu machen; ſie hatte ihn nicht angeſehen, er fühlte aber, daß ihre Worte auf ihn berechnet waren. Durch den

ganzen Saal machte sich eine stille Bewegung geltend, ein überraschendes Verständniß schien Einigen aufzugehen, Frau Baldung führte ihr Taschentuch an die Lippen, um ein Lächeln zu verbergen.

„Einen schlimmen Finger haben Sie?“ fragte der Hausherr, „und können nicht spielen? Aber das ist ja sehr betrübend —“

Herr Steinkopf trat hinzu. „Davon weiß ich ja noch gar nichts, mein Kind,“ begann er. „Was hast du denn am Finger?“

Dame Täubner schwebte durch den Saal. „Aber theuerstes Fräulein, einen schlimmen Finger? In einigen Tagen ist das Wohlthätigkeitsconcert unseres Frauenvereins, bei dem Sie so sehr engagirt sind! Es wäre ja schrecklich, wenn Sie zu spielen verhindert würden!“

„Aber was haben Sie denn am Finger?“ fragte der Hausherr von Neuem.

„Es ist wirklich nicht der Rede werth, aber es hindert mich am Spielen,“ entgegnete Cäcilie. „Ich bin etwas verletzt — das Uebel wird hoffentlich zu heilen und zu überstehen sein!“ Sie zog mit lachendem Gesicht einen Handschuh aus, und zeigte zur Beglaubigung auf dem Mittelfinger ihrer schönen Hand ein abgeschnittenes Handschuhfingerchen sorgfältig befestigt. Einige drängten hinzu, um sich zu vergewissern und zu beklagen, im Hintergrunde lachten Einige ganz vernehm-

lich. Inzwischen bat Cäcilie, das Concert nicht länger zu unterbrechen, nahm mit Anstand wieder Platz, und der Wirth, einsehend, daß eine Nummer ausfallen müsse, sammelte das Streichquartett um sich.

Heribert schenkte weder diesem, noch den übrigen Stücken seine Aufmerksamkeit. Die Worte: „Ich bin etwas verletzt," hatten ihm einen neuen Stich gegeben, und die darauf folgenden, halb lachend hingeworfenen: „Das Uebel wird hoffentlich zu heilen und zu überstehen sein —" waren für ihn wie ein kaltes Ueberrieseln. Gleich darauf glaubte er doch, die Scene humoristisch nehmen zu können, aber eine gewisse feierliche Wichtigkeit, die über der Situation lag, das Beobachten, das Schweigen, warfen ihn in eine unbehagliche Verlegenheit zurück. Cäcilie hatte ihn mit keinem Blick gestreift, um so verständnißvoller richteten sich die Augen Anderer auf ihn. Während das Quartett dahinrauschte, betrachtete er Cäcilien genauer. Sie schien ganz unbefangen den Tönen zu lauschen. Er betrachtete Frau Baldung, er blickte fragend nach der Dame Täubner. In diesem Augenblick wendete Cäcilie das Haupt, nur ganz leise und wie zufällig, und ihre Augen trafen auf das Gesicht der Frau Baldung. Diese schien die Fassung zu verlieren und flüchtete ihr Antlitz hinter das Battisttuch, während zwei himmelblaue Augen neugierig forschend herüberblitzten. Cäcilie aber wendete sich mit ruhiger Haltung wieder den Geigenden zu. In dieser

Minute ſtand es für Heribert feſt: die drei Frauenzimmer waren im Complott gegen ihn! Um ihn für ſeine böſen Reden zu ſtrafen, hatten ſie ihm dieſen Auftritt bereitet! Nun mußte Cäcilie auch vollſtändig unterrichtet ſein — über den rückſichtsloſen „Kerl“ im Gartenhauſe, über die erſehnte Maßregel mit dem „Knüppel aus dem Sack!“ Ein unangenehmer Gedanke drängte den anderen. Und nun mußte er, der von Weibern überliſtete und geſtrafte Mann, hier auf dem Stuhle feſtgebannt ſitzen, der Beobachtung und dem Spott ausgeſetzt, noch dazu bei rauſchender Dilettantenmuſik, auf dem eigenen Strafgebiet, mit den eigenen Waffen geſchlagen! Das Mädchen mißfiel ihm — obwohl ſie ihm nicht ganz unbedeutend erſchien. Frau Baldung, die hübſche, geſcheite Frau, mißfiel ihm noch mehr, ſie mußte eine Intrigantin ſein! Vorwiegend aber richtete ſich ſein Groll auf die ſchleichende Katze mit den himmelblauen Augen, mit dem Seidenfell, ſchillernd zwiſchen Milch- und Eſſigfarbe! Die Muſik war bereits über das Adagio hinaus und begann den Sturmlauf ins Finale. Heribert richtete ſich vor ſich ſelbſt auf, und ſprach mit Entſchiedenheit in ſeinem Gemüth: „Unſinn die ganze Geſchichte! Was gehen mich die Späße dieſer Weiber an? Hat man drüben Rückſichten genommen, ſo ſoll es nicht länger geſchehen! Ich gebe meine Wohnung auf und ziehe in eine andere Stadtgegend!“ Das war

kurz und bündig geplant, aber der Entschluß sollte noch diesen Abend wieder vergessen werden.

Das Quartett war zu Ende, und eine Pause trat ein. Man erhob sich, ging umher, und stand und plauderte. Heribert sah Frau Baldung in seiner Nähe, er merkte, sie wollte angeredet sein. „War das wohl recht von Ihnen?“ sagte er vorwurfsvoll. „Eine Verschwörung gegen mich anzuzetteln! Mich so hinterlistig dem allgemeinen Humor bloßzugeben.“

Die Dame lachte über's ganze Gesicht. „Fühlen Sie sich ein wenig gestraft?“ entgegnete sie. „Aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nichts gegen Sie angezettelt habe! Ich war selbst so überrascht durch Cäciliens Uebermuth, daß ich die Fassung verlor. Glauben Sie mir, wäre ich Mitverschworene gewesen, ich hätte meine Rolle besser gespielt und die Fassung behalten. Da kennen Sie uns schlecht! Mit Ihren zweiunddreißig Jahren scheinen Sie noch recht unschuldig in der Beurtheilung der Frauen zu sein. Lernen Sie uns besser kennen!“ Heribert zog die Schultern hinauf, er wußte nichts zu entgegnen, und wollte das Gespräch enden. Sie winkte ihm, noch zuzuhören. „Ich will Ihnen verrathen,“ fuhr sie fort, „daß Sie bei Tische Ihren Platz neben Fräulein Steinkopf erhalten werden —“

„Ist das auch nicht Plan?“ fuhr er dazwischen. „Auch nicht Absicht?“

„Mein Gott — Absicht! Plan! Wenn es beides ist, kann es nur ein ganz vernünftiger Plan und die beste Absicht sein! Daß Sie durch böse Reden etwas herausgefordert und verletzt haben, fühlen Sie ja selbst, sonst würden Sie die Dinge nicht so ernst nehmen. Es kommt nun darauf an, ob Sie ein unartiger Ketzer bleiben — damit aber auch von der Gesellschaft gänzlich ausscheiden wollen? Oder ob Sie der Gesellschaft angehören, dann aber auch einige angerichtete Schäden heilen, vor Allem sich jetzt mit guter Manier aus der Sache ziehen wollen? Ich rathe Ihnen zu dem Letzten. Ihr Schaden wird es nicht sein!“

Heribert überlegte sich das schnell. Dann sagte er erleichtert: „Es ist eine recht mütterlich freundschaftliche Standrede, die Sie mir da halten, werthe Frau! Ich fühle auch, daß Sie Recht haben. Wenn es nicht hier in der Gesellschaft wäre, würde ich Ihnen dankbar die Hand reichen!“

„O, das können Sie auch hier!“ rief vergnügt die hübsche Frau, und bot ihm den kleinen weißen Glacéhandschuh, der ihre Hand bedeckte. — Man nahm wieder Platz, da eine Sängergruppe sich zur Eröffnung des zweiten Theils des Concertes ordnete.

Heribert ordnete inzwischen seine Regungen. Er hatte Zeit dazu, da die Musik ihn kaum beschäftigte. Und mit dem Schluß-Accord der Musik glaubte auch er zu einem Endergebniß gelangt zu sein. Als man zu

Tiſche ging, fand er die Ausſicht, welche ihm gemacht worden war, beſtätigt, er wurde Cäciliens Nachbar. Vor Allem mußte er die weltgewandte Haltung dieſes Mädchens bewundern. Sie, die ihn übermüthig herausgefordert hatte, zeigte jetzt auch nicht die Spur von Coketterie oder Hinterhalt, ſondern betrug ſich ganz würdevoll, ſprach mit ihm, wie es ſich bei einer erſten, nicht unerfreulichen Bekanntſchaft ſchickte. Doch ließ ſich nicht gleich ein Uebergang finden, um auf ihren „ſchlimmen Finger“ zu kommen, wie ſehr er auch wünſchte, die Beziehung zu ihr für das fernere Geſpräch zu klären. Fürs Erſte wurde Cäcilie durch die Unterhaltung mit ihrem anderen Nachbar, einem älteren Herrn, in Anſpruch genommen. Dann wendete ſie ſich plötzlich zu ihm:

„Sie ſind ſehr muſikaliſch, nicht wahr?“

Er ſtutzte, in der Annahme, ſie wolle die Unwiſſende ſpielen, und gab die Gegenfrage:

„Sind Sie nicht ſeit lange vom Gegentheil überzeugt?“

„Gewiß nicht!“ entgegnete ſie ganz ernſt. „Sie tadeln das viele Muſikmachen, das ſchlechte Muſiciren, Sie werden dadurch geſtört — doch nur weil Sie ſelbſt muſikaliſch ſind? Wären Sie es nicht, ſo würde es Sie nicht ſtören, Sie würden es kaum vernehmen, oder darüber hinweg kommen, wie über ein gleichgültiges Geräuſch.“

Heribert durfte ſich ſagen, daß er genug muſikaliſche Kenntniß habe, und gute Muſik von ſchlechter zu unterſcheiden wiſſe, doch mochte er jetzt auf ein ſolches Bekenntniß nicht eingehen.

„Man muß Ihnen, vielleicht böswillig, hinterbracht haben," ſagte er, „daß mich Muſik in meiner Nähe ſtöre!"

„Hinterbracht?" rief ſie. „Und böswillig! Es iſt nichts Heimliches dabei. Sie haben Ihren Widerwillen, Ihre Anſichten in mehreren Geſellſchaften offen bekannt, man durfte alſo darüber ſprechen. So ſind dieſelben wiederum in Geſellſchaft auch zu mir gelangt. Mögen Andere nicht damit einverſtanden ſein, ich bekenne mich ganz zu Ihrer Anſicht."

„Was?" rief er. „Sie bekennen ſich — Sie, die Sie ſelbſt —"

„Ich, die ich ſelbſt ſo viel Zeit mit Clavierſpiel verbringe!" unterbrach ſie ihn lachend. „Ich bekenne noch mehr! Ich glaube nicht eigentlich Talent zum Clavierſpiel zu haben, obgleich ich überzeugt bin, muſikaliſch zu ſein. Sie ſcheinen das für einen Widerſpruch erklären zu wollen? Ich glaube, es iſt doch richtig. Hätte man mich an guter Muſik und für dieſelbe erzogen, ſo hätte ich vielleicht doch etwas leiſten können. Aber leider lernte ich davon faſt gar nichts kennen, oder es wurde mir zu ſpät — ich kann ſagen, erſt ſeit kurzer Zeit nahe gebracht — ſeit ich dieſes Haus ken-

nen lernte. Bis dahin war ich in der Musik für das leicht Brillante, Virtuose, Modische erzogen worden. Ich spiele sehr geläufig, man rühmt meine Fingerfertigkeit, will dergleichen hören, nun, so gebe ich's zu hören, wie ich meine neueste Pariser Robe vorführe. Sie gehört auch nicht zu mir, sondern nur zu der Gesellschaft, in der ich mich bewege."

„Sie geben zu," sagte Heribert, „daß Ihnen doch nicht gleichgültig ist, in der Gesellschaft zu glänzen, bewundert zu werden?" — Cäcilie neigte ehrlich zustimmend und lächelnd das Haupt. „Nun dann," fuhr er fort, „muß es Sie Ueberwindung gekostet haben, heute wegen Ihres schlimmen Fingers nicht spielen zu können! Ist die Verletzung wirklich so groß?"

Er irrte in der Annahme, Cäcilie werde durch diese Worte aus der Fassung gebracht werden. Ganz ruhig wendete sie sich zu ihm und entgegnete:

„Wenn Sie es nicht verrathen wollen — oder wenn auch, die Musik ist für heute hier zu Ende! — also aufrichtig, mein Finger ist ganz heil und unverletzt, aber ich griff zu dieser Ausflucht, weil ich heute nicht spielen *wollte*. Zwar hatte ich es versprochen, allein mich überkam ein Unbehagen. In diesem Hause wird nur classische Musik gemacht. Wie hätte sich zwischen Haydn, Mozart, Gluck, Beethoven, meine „Rhapsodie brillante" ausgenommen, componirt von meinem, immerhin sehr renommirten Clavierlehrer? Meine Eitel-

keit gab mir alſo ein, heute einmal nicht glänzen zu wollen.“

Ob das wohl aufrichtig iſt? dachte Heribert. Nein, ſie cokettirt dennoch! Sie ſpielt Komödie, aber ſie ſpielt gut!

„Warum aber,“ begann er, „üben Sie nicht etwas Beſſeres ein? Mozart, Beethoven und Andere haben auch brillante Sachen geſchrieben.“

„Weil ich's nicht mehr kann,“ erwiederte ſie. „Weil ich das verdrießliche Bewußtſein habe, es nicht mehr zu können! Ich müßte es von vorn anfangen, und das — reizt mich nicht. Dieſer „ſchlimme Finger“ leitet mich zu einem gewiſſen Abſchnitt meines Lebens hinüber. In acht Tagen wird er auch für die Uebrigen geheilt ſein. Dann ſpiele ich in einem Wohlthätigkeitsconcerte, und dann — nun hinterher tanzen wir zum wohlthätigen Zwecke!“ fügte ſie lachend hinzu. „Nun aber richte ich die Bitte an Sie, laſſen wir es genug ſein des Geſprächs über mein heutiges Nichtſpielen und die Muſik überhaupt! Sie lieben dergleichen nicht, und ich nicht ſehr — in acht Tagen, nach dem Concert, wenn Sie es ſonſt beſuchen, will ich Ihnen ein muſikaliſches Erlebniß mittheilen.“

Einige Minuten darauf waren Beide in einem Geſpräch über Leſſing, in welches ſie ihn durch eine ſchnelle Frage gezogen hatte. Heribert erſtaunte über die Gewandtheit geſellſchaftlicher Formen bei dieſem Mädchen.

In Allem, was sie that und sagte, war die freieste Bewegung und Fertigkeit, ohne daß die natürliche Anmuth dabei verletzt wurde. Ihre Kenntnisse, ihre Bildung durfte er nur gering anschlagen. Die oberflächliche Frauenerziehung hatte an dieser, sonst gewiß bedeutend angelegten Natur viel verschuldet. Doch waren Kenntnisse auch nicht das Gebiet, auf dem sie prunken wollte, sie erlaubte sich kein Urtheil, wie die Halbbildung meist so verschwenderisch zum Besten giebt. Aus ihren Fragen ging vielfach Unwissenheit hervor, aber sie verstand klug zu fragen, so daß ihr gut zu antworten war. Sie zeigte eine Bildungsfähigkeit, die gleichsam mit Fühlfäden hinaufstrebte nach Aufschluß, den sie wünschte und der ihr nützen könnte.

Da Herr Steinkopf an diesem Abend um die Erlaubniß gebeten hatte, gute Nachbarschaft mit Heribert halten zu dürfen, wünschte dieser, ihm zuvorzukommen. Er verwendete am anderen Tage größere Sorgfalt als sonst auf seinen Anzug, um gegenüber einen Besuch zu machen, und konnte die Stunde kaum erwarten. Aber wie es gewöhnlich geht, wenn Erwartung und Streben einen Vorsatz beschleunigen wollen, so brachte der Zufall unerwünschte Hindernisse. Heribert fand weder Vater noch Tochter zu Hause. Doch mußte er im Empfangszimmer warten, weil der Diener ungewiß war, und zusehen wollte. Da es eine Weile dauerte, bis er wiederkam, trat Heribert an

einen Tisch, auf dem ein sehr unscheinbares Buch lag. Er erlaubte sich, es zu öffnen. Es war eine lateinische Grammatik. Wie kam die auf die kostbare Tischdecke? fragte er in Gedanken. — Endlich erschien die Gestalt der Tante in der Thür, bedauerte verlegen, daß die Ihrigen ausgegangen, und schien keinen Drang zu haben, den Gast zu fesseln. Nach zwei Minuten empfahl er sich, und bemerkte noch in der Thür, wie die Tante hastig nach der Grammatik griff, gleichsam um sie bei Seite zu bringen. — Tags darauf fand Heribert die Karte des Herrn Steinkopf in seinem Briefkasten. Man wohnte einander so nah, und sollte sich doch nicht finden. Da nun erst eine Einladung abzuwarten war, setzte Heribert seine nächste Hoffnung, Cäcilien zu begegnen, auf das besprochene Concert, das in einigen Tagen bevorstand. Seit seiner Jugend hatte er einem Concert nicht mit solcher Erwartung entgegengesehen. Doch waren ihm zuvor noch einige unangenehme Augenblicke zugedacht, die auf ihn eine weitertragende Wirkung übten. Beim Herausgehen aus dem Gerichtssaal rief einer seiner Collegen ihm zu: „Nun, haben Sie dem Kerl gegenüber noch keinen schlimmen Finger zu verschaffen gewußt?“ Der Sprecher ahnte nicht, welche Bedeutung der Scherz für Heribert bereits gewonnen hatte, kannte auch die näheren Umstände nicht, nur durch Hörensagen war jener Wunsch zu ihm gedrungen. Heribert fühlte sich peinlich berührt, und um so mehr,

als er in den nächsten Tagen erfuhr, daß der „schlimme Finger“ und der „Knüppel aus dem Sack“ bereits eine gewisse Popularität erlangt hatten, und häufig citirt wurden. Da begegnete ihm am Morgen des Concerttages Herr Steinkopf, und Beide gingen dieselbe Straße nach ihren Wohnungen. Heribert brachte das Gespräch auf gewisse freundliche Rücksichten in Betreff des Clavierspiels, und wollte schon die Bitte aussprechen, dieselben nicht zu weit zu treiben, als er erkennen mußte, daß Herr Steinkopf von diesen Rücksichten noch nichts gewußt hatte. Denn dieser erklärte, daß er fast den ganzen Tag über auf seinem Comptoir sei, und wenig wisse von der Zeiteintheilung seiner Tochter für ihre Uebungen. Abends spielte sie ihm manchmal etwas vor. Doch sei es sehr recht von ihr, daß sie nachbarliche Rücksichten genommen habe. Denn, fügte er hinzu, das Musiciren könne Einem bei der Arbeit recht zur Last werden. Da wohne nun seinem Comptoir gegenüber in der engen Verkehrstraße ein blinder junger Mensch, der den ganzen Tag über auf einer Zieh-Harmonika musicire! Er wollte viel drum geben, wenn er dem Blinden für sein Instrument einen Ersatz bieten könnte!

Der Abend sah endlich in den stattlichen Räumen eines für öffentliche Gesellschaften errichteten Gebäudes eine große Zuhörermenge versammelt. Saal und Galerien waren besetzt. Ein Dilettantenconcert hat immer

ein großes Publicum, da jeder die Seinen auf der Tribüne sehen und hören will, und Gelegenheit zu Beobachtungen, Urtheilen und Nachrede zu finden hofft. Ueberdies war es eines von jenen gräßlichen, aber um so beliebteren Concerten, deren Programm wie eine Speisekarte, von der Suppe bis zum Apfel und Käse, das Verschiedenartigste zu serviren weiß, ohne doch den Vortheil zu bieten, daß der Widerwillige ein Gericht vorüber gehen lassen könnte. Als Heribert eintrat, um seinen in den ersten Reihen befindlichen Platz zu suchen, nickten ihm verschiedene Gesichter vergnügt zu, die einen aus Bosheit, die anderen nur aus Ueberraschung, ihn hier zu sehen. Die Vorführung der einzelnen Leistungen begann. Jede wurde mit anhaltendem Beifall belohnt. Auch Cäcilie kam an die Reihe, spielte ihr Bravourstück tadellos, und erhielt ihre schmetternden Belohnungsspenden, die sie wie eine Königin mehr ablehnte als annahm. Heribert hatte bis zu diesem Augenblick tapfer ausgehalten, empfand von nun an aber doch das Männermordende eines solches Genusses. Als der ersehnte Abschluß kam, und nun ein Drängen nach dem Vordergrund und der Tribüne entstand, da Jeder die Seinen begrüßen oder den Gefeierten noch etwas Angenehmes sagen wollte, suchte auch er sich der Künstlergruppe zu nähern. Es dauerte lange, ehe der Weg bis zu Cäcilien frei wurde, denn gerade sie war stark von Enthusiasten umlagert. Doch bemerkte sie

ihn, und wußte sich mit Anstand eine Minute unter vier Augen mit ihm zu schaffen.

„Nun, vor Ihren Schmeicheleien bin ich glücklicherweise sicher!“ rief sie ihm heiter entgegen.

„Gewiß!“ entgegnete er. „Auch komme ich nicht, um irgend ein Urtheil zu fällen. Ich komme nur, um Sie beim Worte zu nehmen. Sie haben mich herbeschieden, um mir ein musikalisches Erlebniß mitzutheilen.“

„Schon jetzt?“ fragte sie. „Das bedarf einiger Vorerklärungen. Doch wohl, die Hauptsache mögen Sie gleich erfahren. Ich habe heute Abend — mein musikalisches Testament gemacht. Ich werde nicht mehr spielen.“

„Das heißt, Sie werden öffentlich nichts mehr vortragen —?“ meinte er.

„Ich werde überhaupt die Tasten nicht mehr berühren!“

„Aber um Gotteswillen, mein Fräulein?“ rief Heribert fast erschreckt.

„Nur um meinetwillen!“ unterbrach sie ihn. „Der liebe Gott hat nichts damit zu schaffen. Wenn Sie mehr erfahren wollen, müssen Sie sich schon gedulden. Denn sehen Sie, dort kommt eine Gruppe angeschmeichelt, in deren Augen ich schon alles „Entzückende, Himmlische, Unübertreffliche“ für mich lese.“

Die Gruppe kam heran, geführt von Dame Täub-

ner und der Präsidentin, welche Beide heute unter den Vorstandsdamen des Frauenvereins eine Rolle spielten. Dann bildeten sich kleinere Gesellschaften, um an einzelnen Tischen in den Nebenräumen ein schnell vorübergehendes Abendessen einzunehmen, damit die Zeit für den Tanz nicht beschränkt würde. Herr Steinkopf hatte einen umfassenden Anhang, der Kreis um ihn wurde groß, und da Heribert darin wenig bekannt war und nicht geradezu eingeladen wurde, folgte er dem Rufe seines Freundes Baldung. Dieser und seine Gattin waren auch keine Anhänger derartiger Aufführungen, und so konnte man einander im Stillen hier seine musikalischen Schmerzen anvertrauen. Man saß und sprach noch, als bereits getanzt wurde. Frau Baldung war es, welche mit einem gewissen Lächeln an Heribert die Bitte richtete, sie nach dem Saale zu führen, da sie sich den Tanz ein wenig ansehen wolle.

Der Saal war groß und doch voll von dahinschwebenden, stampfenden oder rasenden Paaren. Heribert hatte sich das Tanzen schon seit Jahren abgewöhnt, als er aber die herrliche Gestalt Cäciliens vorüberfliegen sah, überkam ihn doch eine vergessene Jugendsehnsucht, und er hätte es noch einmal mitwagen mögen. Da fragte seine Nachbarin:

„Tanzen Sie denn gar nicht mehr? Es werden eben Wahltouren gemacht — versuchen Sie es, über Ihren Stolz zu siegen!“

Heribert wollte eben das Geſtändniß thun, daß der Sieg ſchon gar zu ſehr errungen ſei, da ſtand plötzlich Cäcilie vor ihm, die von der anderen Seite gekommen war und die Worte der Freundin gehört zu haben ſchien.

„Iſt es ein ſehr großes Opfer, das Ihr Stolz zu bringen hat,“ begann ſie zu ihm, „wenn ich Sie einlade, eine Tour mit mir zu machen?“

Freudig überraſcht wollte er ihr den Arm reichen, allein Cäcilie zögerte noch.

„Die Höflichkeit gebietet Ihnen vielleicht, mir den Tanz nicht abzuſchlagen,“ ſagte ſie — „allein die Ehrlichkeit ſoll mir um ſo höher ſtehen, wenn Sie bekennen: ich habe keine Luſt dazu!“

„Die Ehrlichkeit ſagt,“ rief er, „daß mir nichts Erſehnteres begegnen konnte! Sie mögen das nun glauben oder für eine Phraſe halten!“

Sie flogen dahin, und Einige, die ihnen nachſahen, meinten, es ſei ein ſtattliches Paar.

Aber es gab noch eine Gruppe im Saale, welche ihnen auch mit groß geöffneten Augen nachblickte. Eine Gruppe von einem halben Dutzend Damen, an deren Spitze die Präſidentin ragte, welche heute auch ihr Volk von Töchtern und Cadetten auf den Tanzplan geführt hatte. Es war eine von Vielen gefürchtete Stelle da auf der Eſtrade links an der erſten Säule. Der rächende Leumund nannte ſie „die Hexenküche“.

Eine dieser Damen, das Glas unverwandt vor den Augen haltend, begann in scheinbar gleichgültigem Ton:

„Wissen Sie, daß Cäcilie bereits Lateinisch lernt?“

„Bei ihm selbst?“ rief die Präsidentin, ohne ihre stramme Haltung zu verändern.

„Nein, vorläufig bei einem jungen Primaner des Gymnasiums, der sich durch Unterricht etwas zu erwerben sucht. Meine Söhne haben die Nachricht aus der Schule mitgebracht. Es soll sehr geheim gehalten werden.“

„So! das ist ja schön!“ meinte die Präsidentin mit funkelnden Augen. „Das Mädchen wird immer emancipirter! Es sollte einmal ein ernstes Wort mit ihr geredet werden!“

Als Heribert Cäcilie auf ihren Platz zurückführte, bat er sie um den nächsten Tanz.

„Ja, aber zum Plaudern!“ sagte sie. „Ich tanze zwar gern, aber nicht viel hinter einander, und zuweilen finde ich in der Unterhaltung mehr Genuß.“

Als Beide bald darauf einen ziemlich geschützten Platz für das Gespräch gefunden hatten, begann sie:

„Ich vermuthe, Sie werden nun gleich Auskunft verlangen über mein — musikalisches Testament, wie ich es thöricht nannte. Ich müßte Ihnen eine lange Geschichte erzählen, aber Sie sehen wohl, es ist nicht der Ort dazu.“

In der That wurde die Unterhaltung unterbrochen und wurde es noch öfter, da Cäcilie fortwährend Tänzer, welche sie aufforderten, abzulehnen hatte.

„Was werde ich noch Alles hören müssen! Welche Mahnungen! Welches Bedauern! Der Himmel schütze meine Ohren und meine Standhaftigkeit!“

Heribert bat sich nur eine kurze Begründung ihres Vorsatzes aus, da er das Gefühl hatte, wider Wissen und Willen daran mitschuldig zu sein.

„Das ist ja eben so sehr umständlich!“ sagte sie. „Doch Ihnen, der Sie nichts dabei zu bedauern und zu mahnen haben, will ich wenigstens gestehen, ich habe — so wenig schön es klingen mag — kurz, ich habe mich müde, ich habe mich satt gespielt! Und zwar nicht an den würdigsten Vorlagen. Meine Ansicht über eine allmehr und mehr classische Wahl habe ich Ihnen schon ausgesprochen. Nein! Ich will jetzt meine Zeit besser ausfüllen, ich will endlich etwas für meine Erziehung thun! Sie lächeln“ — Heribert that es wirklich, und es war kein höflich abwehrendes Lächeln. — „Aber dieser Wunsch ist bei mir gerechtfertigt!“ fuhr sie fort. „Denken Sie doch, ich bin vierundzwanzig Jahre alt — das heißt, in einigen Wochen werde ich fünfundzwanzig — und habe kaum etwas Anderes gelernt als Fingerfertigkeit auf dem Clavier! Und hätte so schöne Zeit gehabt zum Lernen, denn ich war niemals kränklich, bin darin hinter jeder Mode zurückgeblieben, daß

ich mich einer merkwürdigen Gesundheit anzuklagen habe! Um meinetwillen brauchte Papa keine Badereise zu machen, und so entging mir der Vortheil Anderer, im Beginne der Saison von schönen Bädereindrücken, Badebekanntschaften und den üblichen Gegenden erzählen zu können, die freilich Jeder kennt. Nur ich nicht. Mein Vater zieht es vor, im Sommer auf einige Wochen nach einem Hause zwischen seinen Weinbergen am Rhein zu gehen. Und wenn ich das ganze Jahr über hier in der Stadt geübt und gespielt hatte, wurde draußen zwischen den sonnigen Weinbergen auch wieder der Flügel gestimmt und gespielt von früh bis spät. Niemand wehrte es, Niemand brachte mich auf etwas Anderes oder zeigte mir etwas Besseres. In unseren heimischen Kreisen schien [illegible] mich zu genügen — ach, ich könnte den Leuten fast zürnen — doch, Thorheit! Da kam es mit einem Mal über mich, ich kann sagen, in einem Augenblick fühlte ich mich von der Erkenntniß berührt, daß mein bisheriges Treiben ein verkehrtes gewesen, ohne inneres Genügen, ohne eigentliche Freude!"

„Solche Augenblicke sind sehr ernst!" entgegnete Heribert. „Hat es irgend einen äußeren Anlaß gegeben für Sie, der diese Erfahrung und Erkenntniß hervorrief?"

Der Tanz war aus, die Unterhaltung abgebrochen. Herr Steinkopf kam [illegible] nach seiner Tochter zu sehen,

und da sie erklärte, nicht mehr tanzen zu wollen, nahm er sie mit und lud Heribert zu einem Glase Wein ein — von seinem eigenen, den er mitgebracht hatte, da der Wein des Gesellschaftshauses nicht im besten Rufe stand.

Seit diesem Abend war von Cäcilie viel die Rede, und wie sie vorausgesehen, wollte man ihre plötzliche Entsagung dem Clavierspiele gegenüber weder verstehen, noch billigen. Sie hatte schon am Tage nach dem Concert dem Musikdirector eine abschlägige Antwort gegeben, sich demnächst in einer neuen Aufführung hören zu lassen; sie weigerte sich, in den nächsten Wochen in den Gesellschaften, deren viele auf einander folgten, zu spielen. Das Quälen und Nöthigen endete nicht, und sie mußte sich nicht selten Anspielungen auf den „schlimmen Finger" gefallen lassen, der wohl endlich geheilt sein könnte. Sie ließ das auf sich beruhen und wußte mit mehr Geschick dergleichen Gespräche abzuschließen, als Andere bewiesen, dieselben anzuknüpfen. Sie kam dabei zu einer nicht eben schmeichelhaften Erfahrung. Wirth und Wirthin gaben ihr zuweilen zu verstehen, daß man auf ihre Vorträge für die Unterhaltung der Gäste gerechnet hatte, und daß nun (zumal sonst nichts Musikalisches vorlag) Lücken entstanden, welche bei der geistigen Armuth der Gespräche die Stunden schleppend und öde machten. Sie mußte sich sagen, daß man sie vielfach nur als Mittel vorgeschoben hatte, um einen

Haufen geputzter Leute eine Weile zu beschäftigen. Diese Erkenntniß machte ihren Entschluß nur um so fester. Sie kam damit mehr und mehr zu einer anderen Beurtheilung der Gesellschaft. Der Kreis, in welchem sie lebte, war groß, es war der der besitzenden Classe, hauptsächlich des Handelsstandes. Nur hier und da war sie mit den Frauen anderer Kreise in Beziehung getreten und hatte sich einiger Gönnerinnen zu erfreuen, wodurch dann in das Haus ihres Vaters eine gewisse Mannigfaltigkeit gekommen war. Aber wenn sie sich nach der geistigen Beschaffenheit der Gesellschaften fragte, die sich auch im Hause ihres Vaters versammelten, so mußte sie sich sagen, daß hier wie überall das gleiche Unterhaltungselend herrsche, und Alles sich erlöst fühlte, wenn endlich das noch größere Elend des Musikmachens der Denkfaulheit zu Hülfe kam. War sie sonst, herrlich geschmückt, heiter und erheiternd, in die erleuchteten Räume getreten, so geschah es jetzt bald mit Widerwillen, der sich nicht immer durch überlegenen Hohn bewältigen ließ. Sie fing an, hier und da Einladungen abzulehnen und sich Abends zu Hause zu beschäftigen. Der Vater ließ es geschehen und die Entschuldigungen gelten, die sie (im Einverständnisse mit der Tante) vorwendete. Er bemerkte auch kaum, daß das Clavierspielen im Hause aufgehört hatte. Allein in der Oeffentlichkeit sollte ihm Einiges zugetragen werden, was ihn stutzig machte.

Andererseits war Heribert auch vielfach Gegenstand der Gespräche, nicht selten in Verbindung mit Cäcilie, während er selbst seit jenem Concertabend nur spärlich Gelegenheit gefunden hatte, sich mit ihr zu unterhalten. Er hatte ein großes Mittagessen im Steinkopf'schen Hause durchgemacht, wobei Cäcilie als Wirthin ihm nicht längere Zeit für die Unterhaltung gönnen konnte als den übrigen Gästen; er hatte sie im Theater gesprochen und in Gesellschaft ihres Vaters nach Hause begleitet. Das war Alles, was das Glück ihm bisher gegönnt hatte, während seine Wünsche, sie zu sprechen, bereits lebhafter wurden. Um so mehr horchte er hin, wenn der fliegende Mund etwas über sie verlauten ließ oder nur ihren Namen nannte. Aufs Stärkste berührt wurde er, als eines Tages sein Freund Baldung auf ihn zukam und lachend begann:

„Du scheinst durch deine Vorschläge für Frauenerziehung bereits eine Schule zu begründen! Man erzählt sich, daß Cäcilie Steinkopf Lateinisch lerne!"

Heribert erinnerte sich der lateinischen Grammatik, die er einst im Empfangszimmer gefunden hatte, \er erinnerte sich der Hast, mit welcher die Tante sie bei Seite gesteckt. Wenn Cäcilie wirklich ein solches Studium begonnen hatte, konnte es nur durch seine Auslassungen hervorgerufen sein, sagte er sich selbst. Es stimmte mit ihrer eigenen Aeußerung, daß sie jetzt etwas für ihre Erziehung thun wolle. Der „schlimme

Finger", den sie einst erheuchelt, war dann mit entschiedener Wendung auf ihn gemünzt, und das Vertrauen, das sie ihm im Gespräche gleich beim Beginne der Bekanntschaft geschenkt, mußte zu der Annahme führen, daß Cäcilie sich nicht nur eben so häufig im Stillen mit ihm beschäftigte, als er mit ihr, ja daß sie sich sogar früher seiner Einwirkung hingegeben, bevor er selbst sie persönlich gekannt. Alles, was ein einmal innerlich berührtes Gemüth durch solche Entdeckungen nur lebhafter bewegt, um sich selbst zu bethören und zu schmeicheln, wurde in ihm wach und begann seine Ungeduld nach Auskunft, nach ihrem Verkehre zu steigern. Als er in solche Empfindungen verloren und zerstreut eines Tages die winterlichen Anlagen um die Stadt durchschritt, fühlte er sich hastig unter den Arm gefaßt und hatte das schmunzelnde Gesicht des Rathes Täubner zu begrüßen.

„Selbst ist der Mann!" rief dieser mit Entschiedenheit. „Suchet, so werdet Ihr — diesmal nichts finden! Denn was hab' ich hier?"

Er hatte seinen Ueberrock geöffnet und etwas aus der Westentasche geholt, was er in der geschlossenen Hand emporhielt. Heribert wußte nicht, auf was er rathen sollte. Da hielt der Beglückte es ihm unter die Augen, um es sogleich wieder in der Hand zu bergen und in die Westentasche wandern zu lassen.

„Der Clavierschlüssel ist's!" rief er. „Heimlich

abgezogen! Weib und Tochter suchen seit drei Tagen danach!"

„Das ist in der That tapfer!" rief Heribert, der sich erheitert fühlte. „Nun aber auch in Waffen geblieben, Herr College! Fest und unerschütterlich!"

„Fest und unerschütterlich!" rief Herr Täubner, und sein Schmunzeln wurde heroisch. „Läßt sie einen neuen machen, so zieh ich ihn ab und lege ihn zum ersten!"

Als Heribert nach Hause kam, fand er zu seiner Freude eine schriftliche Einladung für den Abend in das Steinkopf'sche Haus. Der Brief war von Cäcilien, von ihr selbst unterschrieben, und um die Freude zu erhöhen, stellte die Einladung ein Beisammensein im engsten Familienkreise in Aussicht. Wie gern wollte er „fürlieb nehmen!" Als er Abends in das Empfangszimmer trat, kam ihm Cäcilie mit einer gewissen Eilfertigkeit entgegen. „Ich habe Sie heute zu meiner besonderen Hülfe gerufen, sagte sie halblaut. „Mein guter Vater läßt mich zwar sonst thun und treiben, was mir beliebt, allein man hat ihm unter den Leuten allerlei über mich in den Kopf gesetzt, was ihn bedenklich macht. Denn ich soll mich auf die schlechte Seite geworfen haben, und „die Aparte" spielen! Was vom gewöhnlichen Gange abweicht, ist nicht nach seinem Geschmack, und somit meine Unterlassungssünde den Tasten gegenüber, und hauptsächlich das Gerede davon,

für ihn anstößig. Sie sollen ihn heute umstimmen helfen!"

„Das wird schwer halten!" meinte Heribert. „Meine Ansichten über das Musikmachen weichen auch sehr vom gewöhnlichen Gange ab, und es ist anzunehmen, daß man ihm auch über meine Ketzerei schon Einiges zugetragen hat."

„Jedenfalls!" entgegnete sie. „Was man ihm mitgetheilt hat, ist auf der Wanderschaft von Mund zu Munde vermuthlich etwas möglichst Verkehrtes und Unsinniges geworden. Heute sollen Sie selbst das Falsche berichtigen, und ich hoffe, Sie werden es geschickt machen."

Die Tante trat ein, gleich darauf Herr Steinkopf, ein Bündel Zeitungen in der Hand.

„Wir haben einen Gast, Papa!" rief Cäcilie dem Vater entgegen. „Herr Rath will uns die Ehre erweisen, den Thee bei uns zu nehmen."

Herr Steinkopf war sichtlich überrascht, doch begrüßte er den Gast mit guter Miene und Anstand, indem er seine Abendlectüre auf einen Seitentisch warf. In der That hatte Cäcilie aus eigener Ermächtigung und ohne Wissen ihres Vaters gehandelt. Der Tante war sie stets sicher. Bald saß man um den Theetisch, der Kessel brodelte zum häuslichen Behagen, und das Gespräch berührte die verschiedensten Fragen, in welchen der Jurist und der Kaufmann einander verstanden.

Heribert sorgte dafür, daß die Gegenwart der Frauen dabei nicht übersehen wurde. Allein Cäcilie wollte das Gespräch auf ein bestimmtes Gebiet ziehen, und scheute nicht vor einem Gewaltstreiche.

„Siehst du, Papa —“ begann sie, „ist eine solche Abendunterhaltung nicht anziehender, als das leidige Musiciren?“

„Nun, nun,“ murmelte Herr Steinkopf, der aus seinem anfänglichen Rückhalt bereits mehr und mehr hervorgetreten war, sich plötzlich aber wieder zu einer gewissen Steifheit zurechtsetzte. „Gewiß, gewiß — wenn man so angenehm unterhalten wird! Sie haben wohl auch davon gehört, Herr Rath, daß meine Tochter aufgehört hat, Clavier zu spielen, nachdem sie es so weit gebracht hat, nachdem sie sich so viel hören und beglückwünschen lassen durfte. Ich kann über dies unbedingte Aufgeben mit ihr nicht einig werden. Es fällt auf, man sucht etwas dahinter, man redet davon.“

„Man redet über Alles,“ begann Heribert, durch einen Blick Cäciliens ermuntert. „Man redete in ernsteren künstlerischen Kreisen auch wohl über die Art ihres Spiels, man würde noch mehr darüber reden, wenn Fräulein Cäcilie in der Wahl ihrer Musikalien länger so fortgefahren wäre. Ich erlaube mir auszusprechen, daß Fräulein Cäcilie keine gute Vorbildung erhalten, daß man ihre Geschmacksrichtung von Anfang an falsch geleitet hat. Wenn sie jetzt zu einer solchen

Ueberzeugung, zu einem Entschluß gekommen ist, so halte ich es für gerechtfertigt, daß sie daran festhält."

Herr Steinkopf, der noch niemals gehört hatte, daß die Fertigkeit seiner Tochter Mängel habe, daß man sich Clavierspiel anders denken könne als das ihrige, sah den Sprecher groß an. Dann begann er:

„Nun ja, ich habe schon gehört, Sie sind ein Feind der Musik —"

„Keineswegs!" fiel Heribert ein. „Die Musik als Kunst lasse ich unangetastet, und erkläre, daß ich das Anhören eines bedeutenden Tonwerks zu den größten Genüssen zähle. Ich eifre auch nicht gegen das Clavier, welches im Concert und unter Künstlerhänden etwas ganz Anderes ist, als das Unterhaltungsmöbel für Dilettanten; ich eifre nur gegen das Ueberwuchern der Musik, gegen die allgemeine schlechte Musikmacherei!"

„Papa, ich bekomme Hülfstruppen!" rief Cäcilie, in die Hände klatschend.

„Wie aber bist du denn so auf einmal zu dieser Umkehr gelangt?" fragte der Vater.

„Ich weiß nicht," entgegnete sie, „ob das Widerstreben schon lange unbewußt in mir dagewesen ist, ich weiß nur, daß das Spielen mir eigentlich etwas Gleichgültiges war. Kam ich aus einer großen Musikaufführung, etwa einem Oratorium, so nahm ich Tags darauf mein Spielen auf, nicht als ein Musiciren, sondern als eine Tagesbeschäftigung, wie Andere sticken

oder nähen. Und wie man im Geſellſchaftsſaal ſein geläufiges Engliſch oder Franzöſiſch anbringt, ſo brachte ich mein geläufiges Spiel an. Da wurde mir der Inhalt eines Geſpräches hinterbracht, durch welches man Jemand als einen ganz abſcheulichen Ketzer gegen das Clavier, die Muſik, gegen alles Mögliche, in böſen Leumund bringen wollte.“ Cäcilie ſah Heribert ganz offen und lächelnd an, und neigte leicht das Haupt, zum Zeichen, daß er gemeint ſei. „Was man mir von ſeinen Reden hinterbrachte,“ fuhr ſie fort, „fiel mir auf, und ich bekenne, es berührte mich im erſten Augenblick nicht angenehm. Ich ſpielte fort, dachte dabei aber ſtets an jene Reden und Urtheile, und ob ich wirklich nur leidigen Zeitverderb triebe? Dann mit einem Male ſprang ich auf, denn das Gefühl des unbehaglichſten Ueberdruſſes überkam mich. Dies ſteigerte ſich und blieb mir. Mit Ueberwindung ſetzte ich meine Uebungen nur noch fort, um in jenem Concert mit Ehren beſtehen zu können, und den Abſchluß zu machen. Hätte ich eine ſchöne Stimme, ſo würde mir dieſer Abſchluß vielleicht ſchwerer geworden ſein — oder ich wäre gar nicht dazu gelangt. Denn die Stimme iſt ein Stück der eignen Natur, man kann ſich dadurch ausſprechen. Es muß traurig ſein, einen ſolchen Beſitz zu verlieren. Freilich kann man auch das Clavierſpiel ganz oder zeitweiſe verlieren, zum Beiſpiel — wenn man einen ſchlimmen Finger bekommt!“

Es war das erste Mal, daß Cäcilie das viel belachte Wort aussprach. Da sie den Gast zugleich mit fröhlicher Herausforderung ansah, wußte dieser, daß es ihm gelten sollte.

„Also," fragte er, „war jene Erfindung am musikalischen Abend doch wohl ein Streich, der gegen mich geführt wurde?"

„Von Hause aus nur eine Nothwehr für mich selbst!" entgegnete sie. „Warum ich nicht spielen wollte, wissen Sie. Wenn Sie sich aber dadurch, als durch einen Streich, ein wenig getroffen fühlten, so konnte das nicht schaden, denn Sie hatten bei Ihrem Gegenüber eine Kleinigkeit auf der Rechnung."

Herr Steinkopf verstand nicht recht, wohin das Gespräch der Beiden sich verlief, und sah Eins um das Andere fragend an. Endlich fiel ihm die bezügliche Situation wieder ein, und er gab seine Ansicht durch ein kritisches: Ei! Ei! Ei! zu erkennen.

Cäcilie nahm wieder das Wort: „An jenen Abend denke ich gern zurück! Er gab mir Gelegenheit meinen Entschluß zu prüfen, und meine Eitelkeit zu überwinden. Und da es mir gelang, fühlte ich mich freier als jemals. Seitdem weiß ich, was ich zu thun habe."

„Immer bleibt mir ein gewisses Schuldgefühl," begann Heribert, „jedenfalls Ihrem Herrn Vater gegenüber, der mit Ihrer Umkehr nicht einverstanden ist."

Herr Steinkopf machte eine halb höfliche, halb

reservirende Bewegung. „Ich habe gar nichts zu sagen," entgegnete er, „kann gar nichts aufbringen gegen Ansichten und Ueberzeugungen. Will Cäcilie nicht mehr spielen, will sie verzichten auf gewohnten Beifall, nun so sei es! Es hätte aber können nach und nach unterlassen und abgeschafft werden. Dieses plötzliche Abbrechen bringt einen gewissen Eclat hervor. Ich höre, Kind, du hast sogar deine sämmtlichen Musikalien aus dem Hause schaffen lassen?"

„Auch das wird bereits umher gesprochen?" rief Cäcilie lachend. „Ja, ich mochte gar nichts mit Linien und Köpfen Bedrucktes sehen, wollte mich zugleich vor jedem Rückfall schützen. So räumte ich den Notenschrank aus, und ließ den ganzen Inhalt zum Trödler wandern. Ich glaube, die Tante hat ein gutes Geschäft damit gemacht."

„Ach, liebes Kind —" fiel die Tante ein, mit einer abwehrenden Handbewegung. „Für diese Masse Notenpapier, das so viel Geld gekostet, hab ich kaum so viel gelöst, um ein Dutzend Küchenhandtücher anzuschaffen."

Man lachte, und Cäcilie rief: „Da siehst du, Papa, was der Trödel werth war! Gerade so viel wie mein Clavierspielen. Aber mein Notenschrank ist darum nicht unbenutzt, er ist gleichsam neu eingeweiht, denn ich habe ihn einer sehr ehrwürdigen und ernsten Gesellschaft eingeräumt."

„Nun? Was verschließest du darin?“

„Schulbücher, Papa! Ich gehe nochmals, oder vielmehr jetzt erst eigentlich in die Schule. Zum Theil freilich bei mir selbst. Es ist erstaunlich, wie viel man zu lernen findet, wenn man den Entschluß gefaßt hat, etwas zu lernen! Aber dazu braucht man Bücher, erstaunlich viele Bücher! Nun, ich werde dir für Weihnachten einen Wunschzettel schreiben — Papa, es wird statt aller Armspangen, Broschen und Putzsachen diesmal ein Bücherverzeichniß, das wohlfeiler ist als diese Dinge, aber mir mehr Freude macht!“

Herr Steinkopf wollte einfließen lassen, daß er in Betreff der Kostspieligkeit oder Wohlfeilheit ihrer Wünsche nie mit ihr gerechnet habe, allein ein anderer Gedanke überwog, und mit dem Finger drohend sagte er:

„Maaß gehalten mit den Studien! Warum muß es denn gerade Lateinisch sein? Denken Sie, Herr Rath, meine Tochter treibt heimlich Lateinisch! Was sage ich, heimlich! Die Leute halten sich darüber auf. Ist denn das Lateinische wirklich nöthig?“

„Das ist es nun freilich nicht!“ entgegnete Heribert lächelnd. „Es könnte vielleicht durch etwas Anderes ersetzt werden —“

„Ich habe einmal angefangen, und mir Beständigkeit gelobt!“ eiferte Cäcilie. „Es war das Erste, Nächste, was ich aufgriff, um mich vom Clavier zu befreien, und bin dankbar dafür. Auch mochte ich vor

meinem kleinen Lehrer nicht flatterhaft erscheinen, denn er erklärt mir seine Zufriedenheit. Er erklärt mir auch manches Andere, was sie in der Schule treiben. Er hat mir Uebersetzungen der griechischen Tragiker gebracht, er leitet mich an, wie man Geschichte lesen soll!"

Herr Steinkopf schüttelte bedenklich den Kopf, Heribert aber fühlte den bittersten Neid auf den jungen Menschen, dem dieser Verkehr vergönnt war.

„Hier!" rief Cäcilie, welche aufgesprungen war, und von ihrem Schrank mit einem Arm voll Bücher zurückkam. „Hier, Sophokles, Homer — ach!" Sie sah plötzlich Heribert mit leuchtenden Augen an. „Ach, bitte, bitte! Lesen Sie uns aus der Odyssee den Besuch bei den Phäaken vor! Du sollst hören, Papa, wie herrlich das ist!"

Heribert schickte sich gern zum Vorlesen an, Herr Steinkopf rückte sich mit einer gewissen Ueberraschung, aber aufmerksam zurecht, während die Tante die Hände faltete, was sie von ihren Andachtsbüchern her gewöhnt war. So geschah etwas Unerhörtes im Hause Steinkopf, es wurde vorgelesen, nicht aus der Zeitung, sondern aus dem Homer! Nicht daß man bisher überhaupt nichts gelesen hätte. Der Hausherr freilich beschränkte sich auf einige Zeitungen, die Tante aber hatte neben ihrem stillen Bücherkram in ihrem Privatzimmer noch immer diesen oder jenen Roman aus der Leih-

bibliothek für ihre häuslichen Abende, denn sie ging nicht gern mit in die Gesellschaften. Cäcilie war bisher ziemlich unbelesen, und außer den Prachtwerken, die im Empfangszimmer umherlagen und die sie niemals aufschlug, kamen wenig Bücher in ihre Nähe. Niemand hatte ihr etwas empfohlen, sie wurde in Gesellschaft auf nichts aufmerksam gemacht, man sprach mit ihr höchstens über musikalische, gewöhnlich über gleichgültige Dinge. Hatte die Oberflächlichkeit ihrer Erziehung bisher in ihr nichts wachgerufen, das Bessere sogar zurückgedrängt, so schien ihre groß angelegte Natur beim ersten Erwachen auch gleich mit Feuereifer Alles ergreifen zu wollen, was ihr als bedeutend entgegentrat. Das Glück hatte es günstig gefügt, daß sie durch ihren jungen Privatlehrer gleich an den lebendigsten Urquell, an die reichsten Bildungsschätze, geführt wurde, die sie jetzt mit nie gekanntem Entzücken empfing. Mit strahlendem, lebhaft geröthetem Gesicht saß sie da, während Heribert las, und wußte nicht gleich ein Wort zu finden, als er den Abschnitt endete. Herr Steinkopf fand die Geschichte „recht interessant", nur die Redeweise kam ihm curios vor — da die Hexameter ihn verwirrten; die Tante aber fragte bescheiden, ob die Nausikaa nicht doch noch die Frau des Odysseus würde?

Als Heribert in später Stunde sich empfahl, dankte Cäcilie ihm sehr lebhaft. Sie durfte nicht sagen, wofür sie eigentlich dankte. Aber sie empfand um so

glücklicher, daß durch den Eintritt Heribert's in den Familienkreis der Ton des Hauses ein anderer werden mußte, daß gleichsam geistige Luft zum ersten Mal durch die Räume wehte, und sie wollte dafür sorgen, daß diese immer frisch erhalten würde.

Auch Heribert beschloß den Abend ziemlich erregt. Was er gewünscht hatte, die endliche Erledigung und Aufklärung der Geschichte von dem „schlimmen Finger", war freilich gegeben worden, aber doch anders als er erwartet hatte. Nach seinen Wünschen hätte das unter vier Augen vertraulich geschehen müssen, der „schlimme Finger" konnte mit einer gewissen Herzensromantik umgeben und weiter gespielt werden. Nun aber hatte Cäcilie ihr Geheimniß so klar und offen, so lachend vor dem Vater und der Tante zum Besten gegeben, daß für ihn nur wenig Befriedigendes übrig blieb. — Seit diesem Abend jedoch war er ein häufiger Gast im Hause gegenüber. Herr Steinkopf gewöhnte sich daran, daß Abends vorgelesen wurde, und verwunderte sich nur im Stillen, daß seine Tochter so viel Gefallen an Tragödien und anderen Dichtungen fand, die so uralt sein sollten und ihm eigentlich recht gleichgültig waren. Er gewöhnte sich daran, daß sich bald ein ganz anderer Kreis in seinem Hause versammelte als die bisherigen, ein kleiner, gewählter Kreis, in welchem denn auch wohl gelesen und eine Unterhaltung geführt wurde, die ihn zu der Ueberzeugung brachte, daß es recht viele

Dinge gebe, von welchen er in seinem Leben noch nichts gehört hatte. Er gewöhnte sich noch an einen anderen Gedanken. Wenn er sich bisher seinen künftigen Schwiegersohn vorgestellt hatte, so mußte er ihn in den großen Handelshäusern der Stadt suchen, das verstand sich von selbst, und seiner Tochter gesellschaftliches Leben und Treiben brauchten ihn in dieser Annahme nicht zu erschüttern. Jetzt traten Bedenken hervor, anfangs beunruhigend; dann aber sammelte er sich ihnen gegenüber und verhielt sich bei den häuslichen Leseabenden im Schweigen überlegend und berechnend. Mit seiner Tochter war eine Wandlung vorgegangen, die auch eine an ihr noch nicht gekannte Entschiedenheit hervorgerufen hatte. Herr Steinkopf sah voraus, was Andere auch wohl sahen, und beschloß weise seine geschäftlichen Einrichtungen zu machen. Heribert mißfiel ihm nicht eben. Er war angesehen, man weissagte ihm schnelle Carriere. Freilich machte er durch Sonderbarkeiten von sich reden, hatte ganz andere Ansichten als die meisten Leute. Aber was half das Widerstreben? Cäcilie war von diesen Ansichten bereits angesteckt, und wenn sie jetzt einen Willen durchsetzen wollte, fühlte er nicht die Macht in sich, ihr entgegen zu sein. —

Cäcilie hatte sich früher gewinnen lassen, dem Frauenverein beizutreten, der um diese Zeit eine Weihnachtsbescherung für arme Kinder vorbereitete. Auch sie rüstete sich eines Vormittags, um einer Sitzung des

Damenvorstandes beizuwohnen, der sich in der Wohnung der Präsidentin versammelte. Noch ehe Cäcilie kam, entspann sich eine Unterhaltung, deren Tragweite den Ausgang der Sitzung für das junge Mädchen sehr aufregend machen sollte.

Dame Täubner war, wie immer und überall, die Erste, die bei der Präsidentin eintrat. Nach einigen allgemeinen Sprechübungen begann sie der Freundin ihr Leid zu klagen über ihre Tochter Clara, die gar nicht mehr an das Clavier zu bringen sei. Vor einiger Zeit habe sie eines Abends das Kind zwingen wollen, seinem lieben Vater „das Meermädchen" vorzuspielen, welches jetzt auf dem neuen Flügel schon viel besser gegangen sei. Endlich sei Clara wirklich an das Instrument getreten, aber zu Aller Erstaunen war es verschlossen und der Schlüssel abgezogen. Das Kind habe gelacht und in die Hände geklatscht, daß es nun nicht zu spielen brauche, aber ernsthaft geleugnet, den Schlüssel bei Seite gebracht zu haben. Auf das Dringen des Vaters sei überall gesucht worden, Herr Täubner habe selbst mit der Lampe unter alle Stühle, unter das Sopha geleuchtet, an Stellen, wo er gar nicht liegen konnte. „Nach einigen Tagen," fuhr die trauernde Mutter fort, „entschloß ich mich, das Schloß aufbrechen und einen neuen Schlüssel machen zu lassen. Clärchen mußte üben. Aber, denken Sie sich, an demselben Tage verschwindet auch der zweite Schlüssel aus dem ver-

schlossenen Instrument! Clara will sich todtlachen, behauptet aber mit unglaublicher Unart, nichts dazu gethan zu haben. Mir blieb nichts übrig, als das Schloß herauszunehmen und den Flügel unverschlossen zu lassen. Aber es ist dadurch nichts gebessert, das Mädchen hat einen wahren Haß auf das Ueben geworfen."

Die Präsidentin hatte ruhig zugehört, ihre Augen blickten scharf. Plötzlich griff sie mit wuchtiger Hand nach dem Arm der Freundin, daß die kleine Frau erschreckt zusammenzuckte.

„Frau!" rief sie. „Warum muß das Kind den Schlüssel abgezogen haben? Suchen Sie im Zimmer Ihres Mannes nach — suchen Sie in seinen Taschen!"

„Mein Mann?" rief Dame Täubner erschreckt, und ihre himmelblauen Augen blitzten verhängnißvoll. „Der sollte die Keckheit gehabt haben —?"

„Suchen Sie bei ihm nach, sag' ich Ihnen," fiel die Präsidentin zuversichtlich ein. „Er war immer gegen die Anschaffung des neuen Flügels. Jetzt spielt er den Musikfeind und steckt viel mit dem Rath Heribert zusammen. Wahren Sie Ihren Mann vor dem Einfluß dieses Menschen!"

Dame Täubner, anfangs fast erstarrt durch die Vermuthung der Freundin, faßte sich und faßte zugleich ihre Entschlüsse. Das Gespräch leitete sich auf den musikfeindlichen Männerverführer und seinen vernichtenden Einfluß vor Allem im Steinkopf'schen Hause.

„Was ich davon halten soll, weiß ich nicht!“ meinte Dame Täubner. „Man giebt dort Gesellschaft, sehr häufig, und wir waren den ganzen Winter noch nicht dazu eingeladen. Sie lesen zusammen, er liest vor und soll auch sonst jeden Abend drüben sein. Cäcilie ist wie umgewandelt.“

„Das ist sie!“ bestätigte die Präsidentin. „Soll mich aber weiter nichts angehen! Wenn sie ihn heirathet, ist das ihre Sache. Nur hüte sie sich, mit ihren emancipirten Ansichten und Neuerungen mir irgendwie in die Quere zu kommen! Frau —!“ (die Präsidentin that hier wieder ihren starken Griff nach dem Arm der Nachbarin) „Alles in Allem ist es dennoch eine unerträgliche Schande, daß die extravaganten Ideen dieses anmaßenden Menschen gerade eine in der Gesellschaft so hervorragende Person, wie Cäcilie Steinkopf, für sich gewonnen haben. Das durfte zu unserer Ehre um keinen Preis geschehen! Die Männer freilich — denken Sie nur, mein Mann, der so unmusikalisch ist, daß er eine Bratsche nicht von der Posaune unterscheidet, meinte neulich auch, Heribert könne nicht so Unrecht haben mit seinen Ansichten über die Musik; sie habe etwas Verweichlichendes! Nun, mich hat sie nicht verweichlicht, mich nicht! Glücklicherweise habe ich darin vor meinem Gatten Ruhe, da ihm solche Dinge gleichgültig sind. Aber auf die Kinder ist nicht genug zu wirken —“

Die Rede wurde abgebrochen, da die übrigen Damen

eine nach der anderen anpochten. Auch Cäcilie erschien mit Frau Baldung. Die Sitzung begann und bot manches Erheiternde, was jedoch zurücktrat gegen eine Episode der Verhandlungen. Cäcilie hatte sich mehr schweigend verhalten, als aber directe Fragen an sie gestellt wurden, konnte sie nicht umhin, einige Gaben, die zum Theil bereits auslagen, nicht ganz zweckmäßig zu finden. Unglücklicherweise waren dies Bücher, schlechte Kinderbücher; und leider hatte die Präsidentin dieselben selbst angeschafft; schlimm auch war es, daß Cäciliens Ansicht bei einigen Damen Zustimmung fand. Die Präsidentin nahm dies für eine persönliche Beleidigung, ließ sich jedoch durch kluge Vermittelung noch in Schranken halten. Als es aber zu den Anordnungen kam für die Bescherung, den Aufbau, den Zulaß oder Ausschluß der Eltern, und viel über Kleinigkeiten gesprochen wurde, meinte Cäcilie, die Gegenwart der Vorstandsdamen scheine ihr für den Eindruck des Festes auf die Kinder nicht günstig. Sie erinnere sich vom vorigen Jahre her, daß die kleinen Wesen, verschüchtert oder abgelenkt durch die geputzte Gesellschaft, ihre Gaben kaum berührten, zu keiner rechten Freude kamen. Sie gab anheim, ob es nicht besser sei, jeder Familie ihr Theil ins Haus zu geben und sie mit ihrer Freude unter sich zu lassen.

Aber Cäcilie hatte diesmal fast die ganze Damengesellschaft gegen sich. Grade das Antreten mit Choralgesang, die geistliche Ansprache, der Mahnruf an das

Gewissen der Kinder, nun auch den Wohlthätern dankbar zu sein, dies, behauptete man, sei eine Hauptsache. Ueberdies mochten Einige sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, eine Art von öffentlicher Rolle zu spielen. Gradezu aufgebracht aber war die Präsidentin; und da ihr Cäcilie diesmal wirklich in die Quere gekommen war, rief sie mit scharfem Ton:

„Wir werden natürlich bei der alten Art bleiben; wenn jedoch Fräulein Steinkopf die Mühe des Aufbauens und die sonstige, für ihre zarten Hände vielleicht zu harte Arbeit scheut, so kann sie ja zur Entschuldigung einen schlimmen Finger bekommen!“

Da Alle die Beziehung kannten, war der Eindruck und die augenblickliche Stille für die Meisten etwas peinlich. Cäcilie entgegnete ruhig:

„Ich brauche wohl nicht so weit zu gehen. Sollte die Betheiligung wider meine Ansichten sein, so könnte ich sie ja einfach ablehnen.“

Der Präsidentin schwoll die Zornader, und da sie niemals über viel Tact zu verfügen hatte, rief sie:

„Schön, mein Kind! Lehnen Sie nur immer ab! Lehnen Sie Alles ab, was unter Frauen hergebracht und schicklich ist! Lernen Sie lieber Lateinisch und Griechisch und verkehren Sie mit Leuten, deren Grundsätze sogar von Männern angefochten werden.“

Cäcilie, überrascht, erhob sich unwillkürlich. Einige andere Damen standen ebenfalls erschreckt auf.

„Ich weiß nicht," begann Cäcilie, „wie dies in die Verhandlungen des Vereins gehört?"

„Gehört es nicht dahin," eiferte die Präsidentin, durch Cäciliens Fassung nur noch erzürnter gemacht, „so ersuche ich das Fräulein Steinkopf, nach der Sitzung mir noch ein paar Minuten zu schenken, da ich ihr noch Einiges anzuhören geben muß."

Jetzt erhoben sich noch einige andere Damen, welchen bange zu werden begann. Dame Täubner aber saß in ihrem grauen Pelzchen, der grauen Muffe, dem grauen Hütchen mit der grauen Feder, fast geduckt da, die Augen scharf gespannt, wie ein lauerndes Kätzchen. Cäcilie entgegnete:

„Ich bitte die Frau Präsidentin, mir das, was ich hören soll, hier in Gegenwart der Damen zu sagen, da ich nichts zu verbergen habe."

„Richtig!" schrie die Präsidentin, jetzt der Fassung völlig bar; „es geschieht öffentlich genug! So hören Sie auch hier, wie wir über Sie denken. Für ein Mädchen von fünfundzwanzig Jahren spielen Sie die Emancipirte mit einer Virtuosität, die erstaunlich ist! Daß Sie sich als Clavierspielerin stark feiern ließen, mochte hingehen, daß Sie aber, um aufzufallen, plötzlich damit brechen, um mit Wissenschaften zu coketiren und mit Männern zu verkehren; daß Sie etwas darein setzen, in allen Dingen andere Ansichten zu haben, als wir Frauen, kann unsere Achtung für Sie nicht

erhöhen. Sie haben sich einem Einfluß hingegeben —"

Einige ältere Damen traten dazwischen und unterbrachen die Präsidentin, die im Zuge war, die Würde der ganzen Sitzung preis zu geben. Als einige Minuten darauf Ruhe eingetreten war, nahm Cäcilie noch einmal das Wort, diesmal nicht mit ganz sicherer Stimme aber ruhig:

„Frau Präsidentin, wenn ich eine Mutter hätte, die mich und mein Inneres kennte, würde sie mir diese Vorwürfe nicht machen. Ich würde dieselben von Ihnen auch dankbar hinnehmen, wenn sie in mütterlicher Weise ausgesprochen würden, und bin mir bewußt, Sie zu überzeugen, daß diese Vorwürfe ungerecht sind. Bei der Form aber, die Sie dafür wählen, fürchte ich, schon mehr angehört zu haben, als mir zu hören ziemt."

Cäcilie verneigte sich gegen die Umstehenden, und verließ das Zimmer, gefolgt von einigen Anderen. Noch ein paar Damen drängten ihr nach, kehrten aber an der Thür wieder um, denn es wäre doch schade gewesen, den Eindruck und den Rest der Verhandlungen zu verlieren. Diese müssen fürs Erste sich selbst überlassen bleiben. Vor der Hausthür aber stand noch eine Weile eine erschreckte Damengruppe im Gespräch, aus welcher Cäcilie darauf durch Frau Baldung nach Hause begleitet wurde.

Cäcilie erzählte den Ihrigen nichts von dem Auf-

tritt, der ſie tief verletzt hatte. Sie verſchloß ſich kurze Zeit in ihr Zimmer, und ſann nach, das Haupt auf die Hand geſtützt. „Bin ich das, was mir heute ins Geſicht geſagt wurde," fragte ſie ſich, „und was Viele vermuthlich mir nachſagen? Bin ich emancipirt? Will ich nur auffallen? Das letztere mag früher mein Fall geweſen ſein!" antwortete ſie ſich. „Jetzt nicht mehr! Und was iſt emancipirt? Daß ich für mein geiſtiges Daſein mehr bedarf als das hohle Nichts der gewöhnlichen Geſellſchaft? Iſt das bischen lateiniſche Grammatik wirklich ein ſolcher Stein des Anſtoßes? Ich will — ich will Ihn fragen, wie Er ernſtlich darüber denkt! Ich will thun, was Er für gut hält!" Cäcilie dachte das heute nicht zum erſten Mal, ſie fühlte ſich längſt mit klopfendem Herzen glücklich in dem Gedanken. Als Heribert Abends kam, fand er ſie etwas ſtiller als ſonſt. Sie gab ihm Goethe's Iphigenia in die Hand, und bat ihn, vorzuleſen. Er that es gern. Die Tante ſtrickte, Herr Steinkopf lag ausgeſtreckt in ſeinem Wiegeſtuhl, die Augen ſtarr ins Zimmer gerichtet, aber nicht „das Land der Griechen mit der Seele ſuchend", ſondern in einige Berechnungen vertieft. Die Zuhörende und der Leſende ließen ganz den Zauber über ſich walten, in welchem alle menſchlichen Gebrechen durch reine Menſchlichkeit geſühnt werden.

Einige Tage darauf begegnete Heribert ſeinem Freunde Baldung. Dieſer lachte ihm entgegen und rief:

„Du biſt auserſehen, Wunder bei uns zu wirken und dich dauernd in Aller Munde zu erhalten! Der Frauenverein iſt durch dich geſprengt!“ Da Heribert nicht verſtand, erzählte Baldung, was ihm ſeine Frau über jene Sitzung berichtet hatte. Daß der unglückliche „ſchlimme Finger“ dabei wieder eine Rolle geſpielt, hätte ihn humoriſtiſch berühren können, aufgeregter aber wurde er durch den Gedanken, daß Cäcilie eine unwürdige Begegnung erfahren hatte. „Auf dich iſt das Chaos zurückzuführen,“ fuhr Baldung fort, „in welches der Frauenverein augenblicklich gerathen iſt. Man war der Tyrannei der Präſidentin längſt ſatt. Cäciliens Partei hat ihren Austritt bereits angezeigt, die Uebrigen ſollen ſich unter einander dermaßen verzankt haben, daß an kein Zuſammenhalten mehr zu denken iſt.“ Baldung hatte ſeine Luſt, die Einzelheiten eines Kleinkrieges lachend aufzuzählen, während Heribert's Gedanken mehr ihre eigenen Wege gingen. „Nimmſt du deinen Weg auf das Gericht?“ fragte Baldung bei einer Wendung der Straße. „Dann condolire deinen Collegen Täubner auch von meiner Seite!“

Da Heribert nach dem Grunde fragte, blieb Baldung ſtehen, und rief mit dem Finger drohend:

„Mann! Mann! In welcher Welt lebſt du — mitten unter uns? Mach' Anſtalt, daß du auch anderen Intereſſen wiedergegeben wirſt! Verſtehſt du? Alſo: im Hauſe Täubner haben furchtbare Scenen geſpielt!

Er hat hinterrücks ganz stille ein bischen den Haustyrannen spielen wollen, und heimlich den Schlüssel vom Flügel abgezogen. Die Frau läßt einen zweiten machen; es gelingt ihm, auch diesen abzuziehen. Da macht sich die liebe Frau in seiner Abwesenheit über seine Stube her, und findet irgendwo beide Schlüssel. Der sanfte blaue Ehehimmel bewölkte sich, Sturm und Wetter folgte, und vermuthlich ist dem Manne der Schlüsselraub für lange Zeit sehr schlecht bekommen!"

Heribert lachte und schlug sich vor die Stirn.

„Hat er gestanden, daß wiederum ich es war, der ihm den Raub gerathen?"

„Du? Du?" jubelte Baldung. „Dann hast du eine Pflicht gegen den Unglücklichen; hüte dich aber vor den himmelblauen Augen seiner Gattin!"

Wirklich beeilte sich Heribert nach der Sitzung in die Nähe des Herrn Täubner zu gelangen. Den Unbefangenen spielend, bot er ihm die Hand und fragte ihn, wie er lebe? Wenn überhaupt innerhalb der Naturgesetze die Möglichkeit gegeben ist, tragisch zu schmunzeln, so schmunzelte Herr Täubner in diesem Augenblick tragisch und sah Heribert mit einem großen Blicke an. Dann ergriff er seinen Arm, und führte ihn an ein Fenster der Vorhalle.

„College!" rief er dann mit gedämpfter Stimme. „Es ist mißlungen! Jämmerlich mißlungen! Zwei Schlüssel hatte ich schon. Fehlten nur noch zehn zum

Dutzend! Da kam die Entdeckung. Das Weib trium-phirt, und weiß zu vergelten! O ein mißlungener Streich ist eine Dummheit!“ — Schon wollte sich Heribert zu einigen Trostworten aufschwingen, als ihn der Andere unterbrach: „Aber glauben Sie nicht, daß der Kampf zu Ende sei! Jetzt soll er von meiner Seite erst beginnen! Soll ich Ihnen zeigen, was ich hier habe?“ Er griff nach der Tasche.

„Doch nicht wieder einen Schlüssel?“ fragte Heribert.

„Nein!“ war die Antwort. „Dies Mittel ist verbraucht. Sehen Sie hier!“ Er zeigte eine kleine, aber sehr stark gebaute Scheere vor. „Damit zerschneide ich die Saiten ihres Rasselkastens, eine nach der anderen!“

Heribert ließ einfließen, daß er damit vielleicht einige Dissonanzen heraufbeschwören könnte, die außerhalb seiner Berechnung lägen, Herr Täubner aber fuhr fort: „Diese können jetzt nur zu meinem Vortheil ausschlagen! Offen gestanden, das schlechte Klimpern in meinem Hause hat mich niemals genirt, mehr die Ausgabe für das neue Instrument, am meisten, daß das Weib es durchzusetzen gewußt hat. Dieser Tonkasten ist in meinem Hause kein Gegenstand der Harmonie, sondern der Disharmonie. Für sie ist er Alles, er ist ihr Stolz, ihr Triumph, weil er mir unangenehm ist; ich hasse ihn jetzt, weil sie den Kasten in ihr Herz geschlossen

hat! Er hat viel Geld gekostet, die Summe soll mir jetzt den Aerger werth sein, den ich ihr bereiten kann! Denn das Geheimniß ist: Sie ärgert sich leicht, mehr als sie zeigt; ich aber ärgere mich niemals mehr, also bin ich im Vortheil. Und so sollen ihre Saiten unter meiner Scheere klingen! Hoho! Ich will auch einmal Musik machen!"

Der Rath drückte dem Collegen warm die Hand und hub sich mit bedeutender Geberde von dannen.

Als Heribert Abends seinem Freunde Baldung das Gespräch mittheilte, meinte dieser, die letzte Wendung des Herrn Täubner reiche aus für den noch rückständigen Vierteljahreswitz, denn höher pflege er es selten zu bringen.

Heribert aber ließ sich die Worte des Freundes: „Mach' Anstalt. Verstehst du?" gesagt sein. Durch seine Aeußerungen, seine Scherze, durch an sich kleine Dinge war so viel herangewachsen und hatte zu so unangenehmen, sogar häßlichen Auftritten geführt, daß er sich Cäcilien gegenüber geradezu schuldig fühlte. Sie hatte Unwürdiges über sich ergehen lassen müssen, was denn doch auch wieder auf ihn zurückzuführen war. Dem mußte ein Ende gemacht werden, er mußte sie künftig davor schützen können, und dafür gab es ja wohl ein Mittel. Sein Herz war bereits von Cäcilien allein erfüllt, und eine Hoffnung sagte ihm, daß ihr offenes Vertrauen auch nicht mehr nur auf Freundschaft

beruhe. Es kam ein Tag im Steinkopf'schen Hause, der zwei Glückliche vereinigte, es kamen dann gewünschvollere, die besonders der Tante viel Beschäftigung gaben, um dann von stilleren wieder abgelöst zu werden.

Ob der Frauenverein sich wieder einigen wird? ob Herr Täubner in einem waghalsig aufgenommenen Kampfe seine Kräfte glücklich berechnet hat? das bleiben ungelöste Fragen. Ob Cäcilie jemals zum Clavier zurückkehren, oder ob sie ihre lateinischen Studien fortsetzen wird? Die Zukunft muß es lehren. Ob Heribert's dauernder Widerwille gegen das dilettirende Musikmachen, dem er noch oft beredte Worte gab, viel helfen wird —? Baldung fragte ihn einmal, als er sich wieder Luft gemacht hatte:

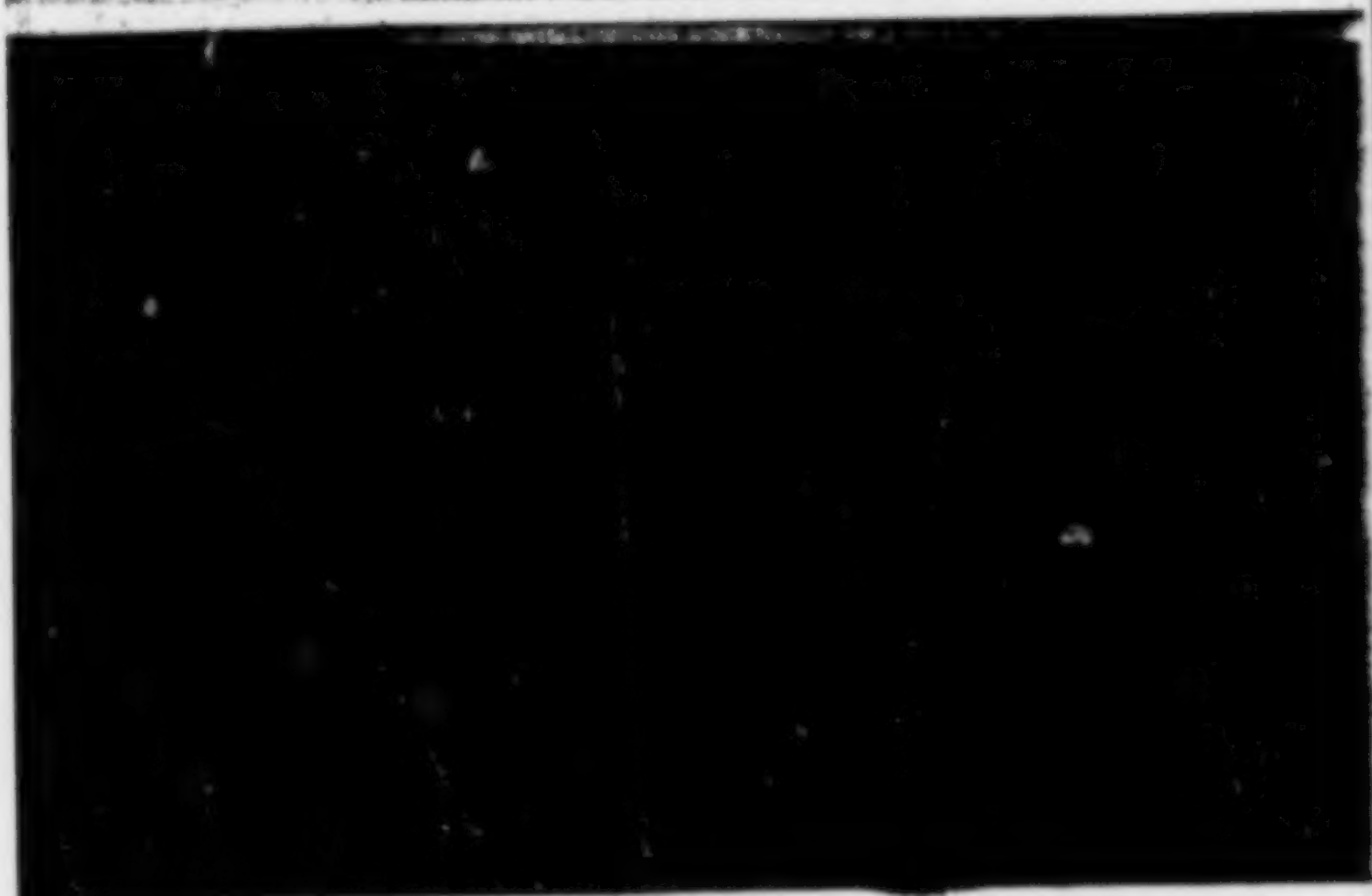
„Glaubst du, daß diese Musikkrankheit jemals sich zum Besseren wenden werde?"

„Nein!" rief Heribert. „Die Seuche wird so lange grassiren, bis der letzte Mann davon angesteckt ist, und dann, in einem Höllenconcert, werden sie einander sämmtlich todtclavieren! Ich bin ein Prediger in der Wüste. Aber wenn sie sich für all die Gehörschmerzen, für all die Ungeduld, die sie mir bereiten, an meinen Worten gründlich ärgern, so soll mir das schon eine Genugthuung sein!"

Königliche Bibliothek

Inhalt.

	Seite
Wintermärchen	1
Vogel flieg' aus!	53
Aborga	206
Der schlimme Finger	299



Gevatter Tod

von

Otto Roquette.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1873.

[illegible]
BERLIN
[illegible]

Druckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

An

Friedrich Jaggers.

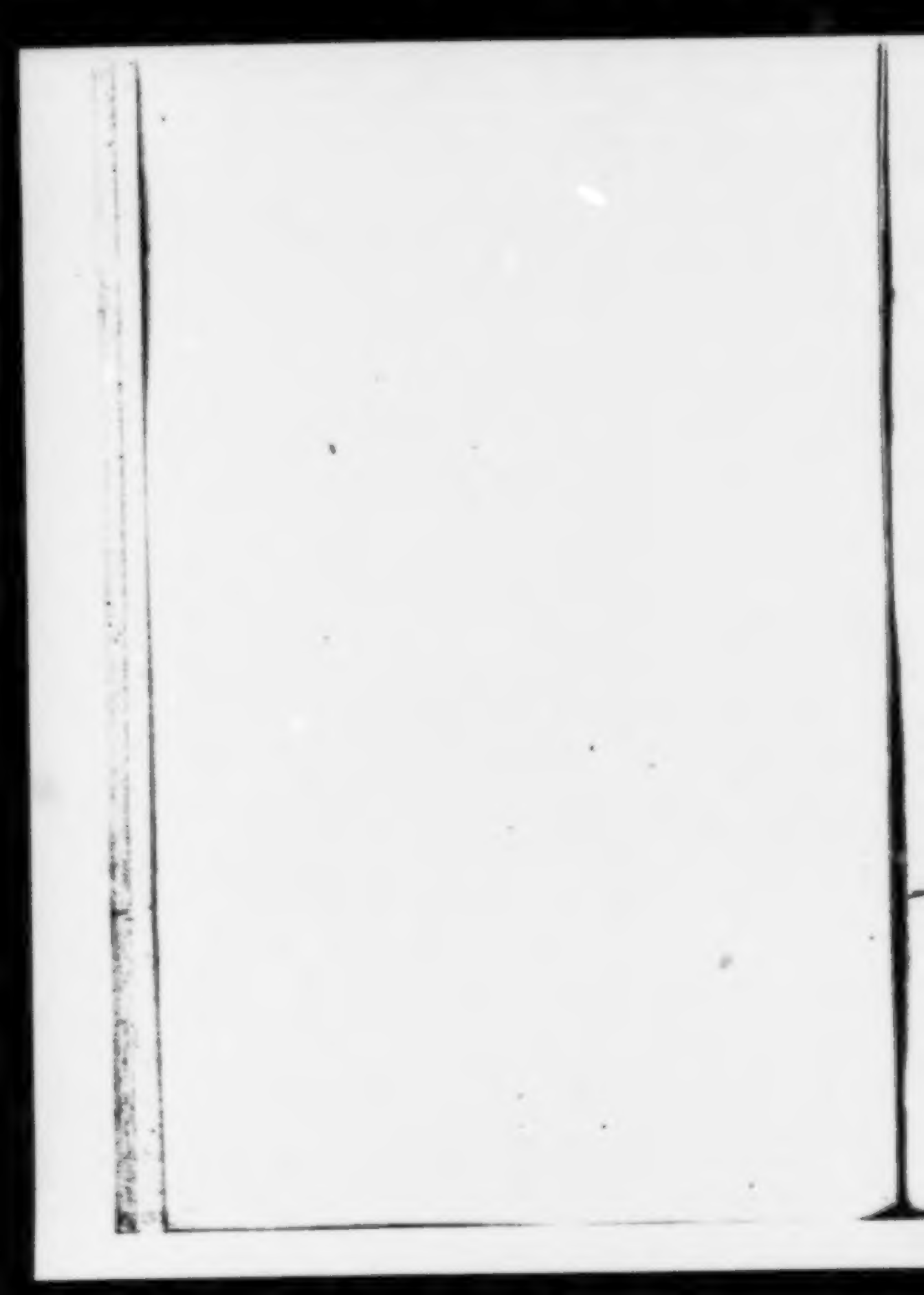
Der Name, den auf dieses Blatt ich schreibe,
Gehöret dem Freunde, der jüngst von uns schied.
Ja, Dir, Du Guter! Dein Gedenken bleibe
Mit eingezeichnet in dies ernste Lied!
Ihr aber, die getreu an ihm gehangen,
Die er mitlebend sich zum Glück begehrt,
Ist's werth Euch, meine Gabe zu empfangen,
Durch seinen Namen sei's Euch doppelt werth.

Nur Monden sind's, es war in Ostertagen,
Als aus der Fern' ich wieder eingekehrt
Zum alten Kreis, wo Antheil und Behagen
Mir immer frisch und gastlich ward beschert.
Und wissen wolltet Ihr, wie weit gediehen
Das Werk, dem eine halbe Lebenszeit,
Immer viel gehütet, mein Dichten war geweiht,

Und dem Ihr oft ſchon Euer Ohr geliehen.
Vollendet war es, und nach alter Weiſe
Gefiel's Euch, anzuhören was ich bot,
So las ich Euch die letzten Ring' und Kreiſe,
Die ſeinem Schüler zog Gevatter Tod.
Das war zum letztenmal, daß wir uns ſahen,
Und Rede tauſchten, ehrlich, offen, wahr.
Wer mocht' es ahnen, daß des Meiſters Nahen
Schon leis geweiht ein Haupt aus unſrer Schaar?
Drum ſchien unfaßbar mir die Todeskunde,
Die nur zu bald mich in der Ferne fand:
Er iſt nicht mehr, der Treuſte unſrem Bunde!
Er ſtarb! Zerriſſen iſt ein altes Band,
Das von der Jugend froh ſich hergeſponnen,
Und Jahr um Jahr an Dauer nur gewonnen!
Auf jähen Schreck kam nun die Trauer ſtill,
Und abzurechnen war mit manchem Hoffen,
Mit manchem Ernſt, der uns vereint betroffen,
Und ewig unvergeſſen bleiben will!

So bleibe ſtumm das Leid. Doch unverſchwiegen
Sei, was Du riefſt zu vollem Wiederklang,
Die Liebe, die Dein Weſen ganz durchdrang,
Um jede fremde Regung zu beſiegen.
Denn in Dir war ein Höchſtes aufgeblüht,
An Menſchenwürde, Seelenreinheit, Sitte,
Ein Seltenſtes an Denken und Gemüth,
In Wort und That, in jedem Lebensſchritte.

Vor dem des Zufalls Tagekram zerſtob,
Und über Groll und bittre Grübeleien
In hoher Selbſtbefreiung ſich erhob,
Um den Befangnen mit ſich zu befreien.
So wirkte Deine Nähe tauſendfach,
So riefſt Du mit verſtändnißvollem Walten
In Deinen Schülern jedes Edle wach,
Im Reich der Kunſt die Seele rein zu halten.
So war jedweder Kreis von Dir geweiht,
Mit Herzensfülle, wie mit Geiſtesregen.
So bleibſt Du uns! Mit Dir ein voller Segen,
Der ſchaffend wirkt in ungemeſſne Zeit!



BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Erſte Scene.

Spinnſtube.

Frau **Erdmuthe**, **Käthe**, **Lisbeth**, **Bärbel**, **Maria** und andre **Mädchen** am Rocken. Abend.

Erdmuthe.

Zu meiner Zeit, ja Lob und Preis,
Da gab's noch Arbeit, gab's noch Fleiß.
Und war's ein Ruhm, vom eignen Faden
Zu ſchau'n das Zeug in Schrank und Laden!
Und ſo geſchickt im Spinnen gar
Wie meine Mutter ſelig war,
Und wie ſie mich's gelehrt im Leben,
Wird's heut zu Tag' nicht Eine geben.
Das ſchaut nur ſtets vom Rocken auf,
Nähm lieber auf die Gaß den Lauf,
Wo kecken Muths die Junggeſellen
Mit Blick und Rede Fallen ſtellen.
Das denkt nur ſtets an Feſt und Tanz,
Wo manche ſchon verlor den Kranz.

So ſchlimme Zeit ſah nie die Sonnen,
Der Faden zeigt's, den ihr geſponnen!

Bärbel.

Ja Baſ', es ward zu Eurer Zeit
Doch auch geliebt und auch gefreit,
Wie konntet ihr ſonſt Wittfrau werden?

Erdmuthe.

Fürwitzig Ding! Hat man auf Erden
So thöricht Fragen je gehört!
Was euch durch Kopf und Sinnen ſtört,
Nahm meiner Zeit geſetzte Weiſe.
Ja, dazumal! Von beſſrer Art
War ſelbſt das Mannsvolk, das geſchaart
Um Unſereines ging im Kreiſe.
Und war's an Einem nicht genug,
Man hatt' von Freiern einen Zug,
Und konnt' ein Mädchen viel erzählen,
Bis ſie den Rechten that erwählen.
Und heut lebt in der Stadt ſo Keiner
Als Junggeſell, wie weiland Meiner!
Beim Tanz konnt' er vor Allen ſpringen,
Die allerſchönſten Lieder ſingen.
Der ward mein Mann zu Aller Neid.
Er blieb nicht ſo — du meine Zeit!
Denn Ehſtand giebt genug zu tragen,
Und auf der Welt nicht größre Plagen
Hat's, als der Männer arg Geſchlecht.
Ist falſch Gepräg', und nirgends ächt!

Gärbel

(heimlich zu ihrer Nachbarin).

Mich dünkt, sie trieb's in jungen Tagen
Noch lustiger, als wir es wagen.

Käthe.

Da schaut nur, daß ich's nicht vergeß,
Das kauft' ich gestern auf der Meß!
Sechs neue Lieder, schön zu singen.
Der Krämer thät's von Augsburg bringen,
Ganz frisch gedruckt in diesem Jahr.
Hört an, wie klingt das fein und klar:

(Sie liest.)

Der Wächter kündigt uns den Tag
Von hoher Zinnen, da er lag:
Wohlan, es muß geschieden sein!
Wo nun zwei Lieb bei einander sein,
Die scheiden sich bald.
Es taget vor dem grünen Wald.

Erdmuthe.

Gott soll behüten! Wirst du schweigen?
Das wär' mir recht, daß solch ein Reigen
Mir arg schimpfirte Luft und Wand!
Gleich thu das Blatt mir aus der Hand!
Weis' her! Dem Vater geb' ich's morgen,
Der soll dir für die Buße sorgen!

Käthe.

Steht doch nichts Unrechts in dem Lied!

Bärbel.

Und daß Treulieb von einander schied
Ward in der Welt, so lang sie steht,
Wohl schon viel hundertmal gesungen.
Braucht drum nicht gleich der Pfaffen Gebet!

Lisbeth.

Was weiß auch der!

Bärbel.

Mit Engelszungen
Singt er die Wort' in hohem Ton,
Doch kennt man Seinesgleichen schon.
Die Rede nach dem Himmel zielt,
Doch wohin er mit den Augen schielt,
Wenn man sich kniet zur Beichte nieder,
Das macht nicht blos das Sonntagsmieder,
Und um den Hals das Schmuckgeräth.

Erdmuthe.

Du loses Ding! Das schwätzt und schmäht,
Und möcht' dem frommen Mann wohl gar
Den Leumund hinterrücks befehden?
Auch ich nahm seiner Blicke wahr,
Und andachtsvoll fand ich noch jeden.

Bärbel.

Ei ja, bei Euch hat's nicht Gefahr,
Doch Unsereins kann davon reden!

Lisbeth.

Mein Vetter sagt — und der weiß viel,

Denn ſoviel Städt' hat er geſehn,
Und thät durch ſoviel Lande gehn!
Mein Vetter ſagt, der Pfaffen Spiel
Sei allerwärts von gleichem Schlage,
Inſonderheit die Kloſterleut,
Und thäte Noth, daß ungeſcheut,
Man ſie aus Stadt und Land verjage.
Wollen nur herrſchen insgemein,
Soll in der Welt Alles finſter ſein,
Auf daß ſie mit begier'gen Händen
Im Trüben was zu fiſchen fänden.
Verwandelt' alles Tuch zu Gent
Sich ſtracks in lauter Pergament,
Wär' nicht genug, das wüſte Treiben
Der Finſterlinge drauf zu ſchreiben.
Wo zu der Menſchheit Nutz und Heil
Der Welt was Gutes ward zu Theil,
Da ſchrei'n ſie gleich und möchten's drucken
Und weiſen auf des Teufels Horn!
Deßhalb auch ſchafft das Bücherdrucken
Der frommen Zunft viel Angſt und Zorn.
Mein Vetter aber hat's gelernt,
Und war gar lange Zeit entfernt
Zu Mainz am Rhein und ſonſt im Reich.
Und wie er heimkam, hat er gleich,
Es war noch in ſeinen jungen Tagen,
Bei uns die Werkſtatt aufgeſchlagen.
Mein Vetter ſagt, die dreißig Jahr,

Daß er nun ſchafft im Druckerorden,
Sei's in der Welt viel beſſer worden.
Und ſchreit auch gleich der Pfaffen Schaar,
Sie bannen nicht mehr das neue Licht.
Und drum iſt's auch vom Uebel nicht,
Daß, was an Liedern lieblich klingt,
Man ſchwarz auf weiß zu leſen bringt!

Erdmuthe.

Hilf Gott uns von dem Ketzerthum!
Das redt ſich noch um Ehr' und Ruhm,
Beſchönigt gar die ſchwarze Kunſt,
Und Zauberei und Teufelsdunſt,
Um an dem Höllenpech zu kleben!
Ja wartet nur, man wird's erleben,
Daß bald St. Peters Zorn ergrimmt,
Und All ein ſchrecklich Ende nimmt!
Zu meiner Zeit, ich ſag's mit Freud',
Wußt' man noch nichts vom Bücherweſen,
Und hatten ſelbſt die ältſten Leut'
In ihrem Leben nichts geleſen.
Und gar ein Mädchen — Herr, du mein!
Doch heut darf gar im Jungfernſchrein
Zu jedes Chriſteamenſchen Schrecken
Der Krakelfüße Zauber ſtecken,
Der böſe Geiſter zieht heran,
Und Unſereins nicht leſen kann.
Der jüngſte Tag iſt nicht mehr weit,
Am beſten ſtirbt man vor der Zeit!

Käthe.

Geh, Baſe, ſprich nur nicht von Sterben!

Erdmuthe.

Will gern mein ewig Heil erwerben.

Maria.

Habt ihr das ſchöne Bild geſehn,
Das jetzt für die Kapellenwand
Im Dom ein Maler klug erfand?
Die Mutter hieß mich mit ihr gehn,
Es zu beſchau'n in ſeinem Glanz.
Sie nennen's einen Todtentanz.

Erdmuthe.

O Jeſus! Nein, was giebt's für Sachen!

Käthe.

Was iſt das? Gruſelt Einem dabei!

Gärdel.

Tanzt auch der Tod? Das iſt zum Lachen!

Maria.

Da führet fort in langer Reih
Der Tod den Reichen und den Armen,
Und kennt nicht Schonung noch Erbarmen,
Wie ſie ſich ſträuben ſeinem Schritt,
Papſt, Kaiſer, Bürger müſſen mit.
Im Kronenſchmuck das ſtolze Weib,
Die Bettlerin mit ſiechem Leib,
Der flinke Junker mit leichtem Fuß,
Der lahme Greis ihm folgen muß.

Das Kindlein in der Wiege gar
Im Zug der andern führt er dar,
Und giebt kein Alter, keinen Stand,
Der sich entwindet seiner Hand,
Weltlich Gewand und geistlich Kleid
Schleppt er vorüber bunt gereiht.
Und drunter schöner Sprüche viel,
Die künstlich sich in Reim verweben,
Erklären das hochernste Spiel,
Daß wir's beherzigen im Leben.
Wohl mancher sprach, da wir's beschaut:
Ist doch ein Trost, daß gleich gebaut
Die letzte Straß' und Wohnung Allen,
Wenn sie dem Todesloos verfallen!
Wie viel im Leben sie erwerben,
Wie groß dahier der Unterschied,
Ist Alles Eins, wenn sie im Sterben
Der Allbesieger nach sich zieht!

Erdmuthe.

Ja, 's ist ein Elend!

Bärbel.

Wenn der Tod
Sich vor dem Tanzen nicht mag scheu'n,
Was soll ein grämliches Verbot,
Daß wir Lebend'gen uns dran freu'n?

Käthe

(heimlich zu Lisbeth).

Hör' du, das Bild macht mir nicht graus,

Viel mehr Maria's bleiche Mienen,
Sie ſieht, bei Gott, zuweilen aus,
Als ob ihr ſelbſt der Tod erſchienen.

Lisbeth (leiſe).

Die Mutter ſagt mir geſtern nur,
Das ſei gar eine ſchlimme Spur.
Das arme Ding, ſo hübſch und fein,
Könn' friſch und roth nicht mehr gedeihn.

Erdmuthe.

Lauf, Käth', und hol' die Aepflein her,
Sie braten ſchon ſeit einer Stund.
Man ſpinnt und ſpricht ſich trocknen Mund.
Dahier, langt zu nach Herzbegehr!

(Ein Schlag von außen an die Fenſterladen. Alle ſchreien erſchreckt auf.)

Erdmuthe.

Erbarm' ſich Gott! Ein böſes Zeichen!
Bleibt ſitzen! Still!

Käthe.

Was wird's auch ſein?
Ein böſer Bub dadrauß verdirbt
Die gute Zeit mit Thorenſtreichen.

Ein Knabe

(Maria's Bruder, reißt die Thür auf und ruft:)

Maria! Schnell! die Mutter ſtirbt!

Maria.

Hilf Gott!

Erdmuthe.

Mir hat's geahnt!

(Maria eilt fort mit dem Knaben.)

Käthe.

O Pein!

Sie war nicht krank, wie kann das ſein?

Erdmuthe.

Wie kam's? So hör' doch, Büblein! Fort
Sind beid', und man erfährt kein Wort.
Da muß ich ſelbſt wohl hin zur Stell.
Räth', bring mir doch das Mäntlein ſchnell!
Nein, ſo was! Frau Brigitt' im Sterben!
Doch dacht' ich's ſchon. Denn als in Scherben
Der irdne Krug ihr letzthin fiel,
Der noch vom Brautſchatz her geweſen,
Da wußt' ich gleich: Ein böſes Spiel!
Und konnt's auch wohl aus Andrem leſen,
Denn ihr Salat im Garteneck
Hat heuer nichts als weiße Fleck'
Und das bedeut' ein Ungemach.
Dazu der Stern, den auf ihr Dach
Ich letzt zu Nächten fallen ſah;
Und wie an ihrem Hauſe nah
Des Nachbars Hund mit Heulen ſtand,
Die Schnauze nach der Thür gewandt —
Ich hab's ja längſt geahnt, ſo kommt's,
Und alſo kam's. Ach Gott, was frommt's,
Daß man ſich quält? Dazu der Mann,

Der arme Schelm, iſt übel dran,
Und mit den Kindern nun allein.
Wen wird er nur zum Andern frei'n?

Frau **Martina**, eine Nachbarin, tritt ein.

Martina.

Grüß Gott, Frau Muhm'! Habt's ſchon vernommen?

Erdmuthe.

Was werd' ich nicht? Du arme Frau!
Ja, ja, ſo hat es müſſen kommen,
Die Zeichen ſtimmten zu genau.
Sie mußt's in was verſehen haben.
Mein ſagt, wann wird ſie denn begraben?

Martina.

Ei, ſprecht Ihr von Frau Gitta Brand?

Erdmuthe.

Von wem denn ſonſt? Hab's längſt erkannt,
Es ſtand gar ſchlimm. Nun iſt ſie todt!

Martina.

Nicht doch, um die hat's keine Noth,
Iſt wieder munter auf den Beinen.

Erdmuthe.

Das wißt Ihr falſch! Der Tod läßt Keinen,
Wenn er ihn auserſehn, wie die!
Und ſolche Zeichen trügen nie,
Das weiß man, wenn man viel erfahren.

Daß ſie noch käm' zu hohen Jahren,
Es wär' gar wider die Natur.

Martina.

Das iſt's ja eben! Hört doch nur!
Ich kam zu ihr vor einer Stund,
Sie ſchien noch ganz und gar geſund.
Ihr Mann trat ein, und hatte Scherz,
Und ging drauf in die Werkſtatt wieder.
Doch mittlerweil thut ſie mir kund,
Es geh ſo ſauer ihr um's Herz,
Und zuck' ihr plötzlich durch die Glieder.
Ich rath' ihr dies und das, doch gleich
Wird ſie Euch wie die Wand ſo bleich,
Thut einen Aufſchrei, daß es gellt,
Will ſich erheben, wankt und fällt,
Und liegt für todt am Boden da!

Erdmuthe.

O Jemine! Da habt Ihr's ja!

Martina.

Ich ruf' und laufe nach dem Mann,
Und wie wir wieder kommen an,
Steht da ein grauer Mönch im Zimmer,
Ich kannt' ihn nicht und ſah ihn nimmer,
Der ſchickt den Mann zum Arzte ſchnell,
Der ſei für ſolche ſchwere Fäll'
Der beſte Doktor allerwegen.
Währt gar nicht lang — du meine Güt'!

Wen bringt der Mann uns da ins Haus?
Ein Bürſchlein, jung und ſchlank und kraus,
Mit Wangen, roth wie Apfelblüth,
Und ſelbſt verwundert und verlegen!
Ich wollt' ihn gar nicht zu ihr laſſen,
Was konnt' auch ſo ein Burſch verſtehn?
Doch der kriegt gleich die Sach zu faſſen,
Und heißt mich raſch zu Hülfe gehn,
Und heißt den Mann bald dies und das,
Und braut ein Tränklein ihr in Eile,
Bringt an Frau Gitta's Mund das Glas,
Und kurz — weiß Gott, nach kurzer Weile
Schlägt ſie die Augen auf, und ſpricht,
Und weiß von keinem Schmerze nicht,
Und möcht' gleich an die Arbeit gehn,
So munter fühlt ſie ſich ſchon wieder.
Die Freude mußt' man jetzo ſehn!
Der Mann zerdrückt ihm faſt die Glieder,
Dem jungen Arzt vor lauter Dank.
Ja, denkt nur, einen einz'gen Trank
Gab er ihr ein, ſie iſt geſund!
Der halben Stadt ſchon ward es kund.

Erdmuthe.

Das geht nicht zu mit rechten Dingen!
Wo blieb der graue Mönch?

Martina.

Ja, der!
Wo ging er hin, wo kam er her?

Eh man noch thät den Doctor bringen,
Weg war er! Keiner hat geſehn
Herein ihn, noch von hinnen gehn.
Das iſt's ja grad! Was ſoll man ſagen?

Erdmuthe.

Nun, alle Heil'gen ſtehn uns bei!
Man muß den Pater darum fragen.

Martina.

Beileibe nicht! Wie's auch drum ſei,
Der ſah gleich Höllenzauberei!
Doch vor Geſchrei und vor Gebelfer
Bewahren muß man ſolchen Helfer.
Konnt's denn nicht gar ein Engel ſein?
Mir war, ich ſah einen Heil'genſchein!

Erdmuthe.

Hört an, das muß man unverzüglich
Bereden mit den Nachbarn klüglich!
Geht heim, ihr Mädchen! Käthe, du
Kommſt mit, ich ſchließ die Hausthür zu.
Mir ahnt, ich ſag's Euch — die Geſchicht'
Iſt lange noch zu Ende nicht.
Erſt geſtern träumt mir — kurz den Leuten
Verhelf ich auf die rechte Spur,
Denn ſo ein Traum — ja wartet nur,
Jetzt weiß ich, was er ſoll bedeuten!

(Alle ab.)

Zweite Scene.

Studierzelle.

Feramund, ein Schüler, tritt ein.

Giebt doch kein ſüßeres Empfinden,
Als nach gelungner erſter That
Den heißen Wunſch erfüllt zu finden,
Ein Ziel zu ſehn auf ernſtem Pfad!
Hier in der einſam ſtillen Zelle
War keine Müh dem Fleiß zu ſchwer,
Geſegnet ſei mir heut die Schwelle,
Zu der beglückt ich wiederkehr'!
In dir hab' ich den Lohn gefunden,
Du ſtärkteſt mir des Geiſtes Kraft,
Und ewig bleib' ich dir verbunden,
Dir, vielgeliebte Wiſſenſchaft!
Du lehr' auch fürder mich, zu lindern
Der Menſchheit Qual und Erdennoth,
Aus deinem Borne ſchöpfend mindern
Ihr traurig Erbtheil, frühen Tod!
Nur meinen Brüdern will ich leben,
Für mich verlang' ich keinen Lohn,
Reich will ich ſein in meinem Streben
Bei ſtillen Dankes Blick und Ton.
Ich ſah, ich hört' ihn heut, aus Thränen
Des Glücks drang er mir ins Gemüth,
Und über Hoffen, über Wähnen.

Fühlt' ich mich ſelbſt von Luſt durchglüht.
Dem Haus gab ich die Mutter wieder,
Die Tochter faßte meine Hand,
Und ſchlug die holden Augen nieder —
Wie kam's, daß ſo verwirrt ich ſtand?
Und wie geſchah's, daß meine Pforte
Vom Hülferuf ward ausgekürt,
Da Hochgelahrtern doch am Orte
Mehr als des Schülers Ruf gebührt?
Genug, ich ging, und unverdrungen. —
Wär' nur mein Meiſter einmal da,
Denn was mit Glück mir heut gelungen,
Gewiß zur Freud' auch ihm geſchah!
Viel dank' ich ſeinem güt'gen Walten,
Ja Alles, wär' der Nothdurft bar,
Wenn meinem vielgetreuen Alten
Mein Leben nicht befohlen war.
Allein geheimnißvoll und ſelten
Erſcheint er meinem Wunſch und Drang,
Denn Jahre lang die fernſten Welten
Durchwandert er im Pilgergang.
Ja, wärſt du, Meiſter, heut zur Stelle,
Geſegnet zehnfach wär' die Schwelle!
Doch harr' ich wohl vergebens dein
Und bleib' mit meiner Freud' allein.

Noch ſchwelt die Lamp' in letztem Schimmer,
Die unverlöſcht ich jüngſt verließ.

Sie ruft zurück zu Buch und Zimmer,
Verheißt mir, was sie stets verhieß.
Befriedigung im Lernensdrange.
Das Flämmchen, eh es ganz verglimmt,
Weck' ich auf's Neu. Sei mir noch lange
Gefährtin heut, du treue Leuchte!

Und doch, ich fühl's, mir glüht die Wange,
Ich bin so festlich froh gestimmt,
Wie einst des Sommertages Sonne
Den Knaben von der Arbeit scheuchte
Von Schulzwang in die Feierwonne.
Ich kann's nicht lassen, all mein Denken
Dem schönen Mädchen zuzulenken,
Das mich durch Thränen angeblickt.
Wie war ich nur so ungeschickt!
Ich wußt' ihr kaum ein Wort zu sagen,
Denn niemals noch in meinen Tagen
Hab' ich so Holdes angesehn.
Recht thöricht mußt' ich vor ihr stehn!
Wunschlos seit meinen frühsten Jahren
War ich den Büchern nur gesellt —
Doch draußen auch ist eine Welt,
Ich hab' es diesen Tag erfahren!
Ich schau nur zögernd, fremd hinein,
Doch schön und herrlich muß sie sein!

(Er versinkt in Gedanken.)

Ein Greis in grauem Pilgergewand (Gewalter Tod) tritt ein.

Der Alte.

Sei mir gegrüßt, mein Sohn!

Faramund.

Willkommen,
Mein Meiſter! Heut, wie hocherſehnt
Hat deinen Gruß mein Herz vernommen!
Weit haſt die Pfade du gedehnt,
Und deinen Schüler, deinen Sohn
Beraubt des Glücks, als ſchwachen Lohn
Die Hand dir dankend zu erfaſſen!

Der Alte.

Dich eigner Kraft zu überlaſſen
Zog weiter ich um dich die Kreiſe.
Allein auch auf der fernſten Reiſe
War ich dir nah, du mir nicht fern.

Faramund.

Du kommſt, ich weiß, du hörſt es gern —
Wie du mir ſelbſt ein Freudenbringer,
Zu einem glückerfüllten Jünger,
Der eine Prüfung heut beſtand.

Der Alte.

Was dir gelang, iſt mir bekannt.
Ich bin mit deinem Thun zufrieden.
Die Zeit hat über dich entſchieden,
Und mündig ſprech' ich dich von heut.

Und wie ich deiner Kraft vertraute,
Vertrau ich, daß zu dieſer Stund,
Wie fremd mein Wille dir auch laute,
Was Ungeahntes er dir beut,
Ob dir zuerſt im Tiefſten graute,
Du fügſam trittſt in meinen Bund.

Faramund.

Du willſt ein ernſt Geheimniß ſagen?

Der Alte.

Es löſt ſich heut, du mußt's ertragen.
Ein Feſttag hat dich mir gegeben,
Ein Feſttag, der heut wiederkehrt,
Dich weiht er ein zu neuem Leben,
Mir ſei in dir ein köſtlich Ziel gewährt.
— Hör' an. Es ſind heut zwanzig Jahr,
Die Mitternacht lag ſternenklar
Auf eines Friedhofs ſtillem Kreiſe,
Den ich durchſchritt auf meiner Reiſe.
Da klang ein jammervolles Wort
Verzweifelnd durch des Schweigens Ort,
Doch galt dem Tode nicht die Klage,
Ein neues Leben ſchuf die Plage.
Der Todtengräber rang die Hände,
Rathlos, wo er ſich Hülfe fände.
Zwölf Kinder barg ſein armes Dach,
Jetzt ward zu neuem Ungemach
Noch eins geboren ſeinen Sorgen,

Und in des jungen Lebens Morgen
Erſcholl als Gruß ein Fluch der Noth:
Die einzige Hülfe ſchien der Tod. —
Ich ging und bot mich ihm zum Pathen.
Der Mann ſah bald ſich wohlberathen.
Zwölf Kinder ſtarben hin geſchwind,
Am Leben blieb das jüngſte Kind.
Das ſpielte roſig, friſch und golden
Um Gräbergrün und Blüthendolden.
Was ſie auch in den Grund verſcharrten,
Der Todesacker war ſein Garten.
Es blieb geſund, ob auch die Peſt
Im Land beging ihr wildes Feſt,
Ob rings zerwühlt auch ward die Stätte
Für Tauſende zum engen Bette,
Ob Meiſter Schaufler ſelbſt das Scheit
Hielt für des Weibes Grab bereit,
Und endlich, aller Mühen bloß,
Hinſinkend theilt der Andern Loos:
Der Knabe lebt' und blieb geſund,
Verwaiſt, doch wie auf Modergrund
Die ſchönſte Blum' ihr hold Geſicht
Erhebt zum reinen Sonnenlicht.
Nun ward er mein. Ich nahm ihn fort,
Ließ ihn erziehn in Schrift und Wort,
Und er gedieh zu meiner Freud'.
Ich liebt' ihn ſehr, lieb' ihn noch heut —
Dich! Dich, mein Sohn! Auch dein Gemüth,

Um das ich liebend mich bemüht,
Gab ſich bis heut mir willig hin
In Liebe, Dank und reinem Sinn.
So war's bis heut, und dieſer Tag
Nur feſter uns vereinen mag.
Doch hör', und halte wacker Stand!
Den deinen Meiſter du genannt,
Iſt Herr von Allem, was da lebt,
Zu dem umſonſt die Bitte ſtrebt,
Vor welchem all was Erdgeboren
Hat Macht und Drohn und Bann verloren,
Dem Purpur, Kron' und Bettlerkleid
Ohn' Unterſchied iſt gleich gereiht,
Der All', ob hoch, ob ſchlecht geehrt,
Stand, Rang, Geſchlecht zuſammenkehrt,
Ob alt und matt, ob jung und neu,
Des Lebens Kern, des Lebens Spreu.
So wandr' ich ſeit der Schöpfungsſtund
Jahrtauſendlang durch's Erdenrund,
Und die ich ausgewählt, erſchüttert
Der Hauch, der meinen Pfad umwittert.
Du ahnſt mich — bebſt in Angſt und Noth —
Vernimm's gefaßt: Ich bin der Tod!

Saramund

(ſinkt ſchaudernd zuſammen).

Weh mir!

Der Alte.

Blick auf! Noch hüpft und quillt

Des Lebens Born dir ungeſtillt,
Ob auch die Furcht dein Herz verſteint.
Euch ſchuf Natur zu kurzer Dauer,
Ihr wißt es, und erkennt mit Schauer
Den Sinn, den euch der Weltgedanke
Gelegt in eng gefügte Schranke.
Die Endlichkeit iſt euch zum Glücke.
Wie ſie gedehnt noch ſcheinen mag,
Ihr ſelbſt verkürzt ſie Tag um Tag.
Zum Ew'gen ſpannt ihr keck die Brücke,
Doch bebend wankt euch Herz und Fuß
Zurück zu darbendem Genuß.
Entſagend halb und ſtets begehrend
Stürmt ihr dahin, euch ſelbſt verzehrend.
Und ſo, was lebt und athmet, Alles
Durchdrang der Keim auch des Verfalles.
Ob ſiech gewelkt, ob in der Schlacht,
Ihr ſelber habt mir's dargebracht.
Ob alt und morſch, ob früh zerſtört,
Ich nehme nur, was mir gehört.
Ich komme tröſtend, hülfbereit
Verjährtem Schmerz und Herzeleid;
Ich komme ſtrafend mit dem Schwert,
Ich komm' erlöſend, vielbegehrt.
Ich geh' vorüber tauſendmal
Wo noch getränkt vom Sonnenſtrahl
Das Leben ſchlingt die vollen Reihn,
Still meidend, harrend, bis es mein.

Was fühlt ihr feindlich euch getrieben,
Und haſſet mich, ſtatt mich zu lieben?

Haramund.

Laß mich noch leben, finſtrer Geiſt,
Vor deſſen Blick mein Blut vereist!
Laß mich noch leben, daß ich's faſſe,
Warum ich lieb', warum ich haſſe!
Mein Herz iſt jung, mein Leib geſund,
Den Becher führt' ich kaum zum Mund,
An deſſen Rand die Welt ſich hängt,
Zu dem die Lippe lechzend drängt.
Ich ſah in wonneſel'ger Feier
Sich heben erſt des Lebens Schleier,
Ich ſah mit Tiefen und mit Höh'n
Vor mir die Welt, ſo fremd, ſo ſchön,
Und alle Sehnſuchtswünſche lodern
Im Herzen auf, ihr Recht zu fodern!
Ich will nicht ſterben an dem Tag,
Da mir zuerſt geöffnet lag
Des Lebens Inhalt, glückerhellt,
Und ich umfangen möcht' die Welt
Mit jauchzend ausgeſtreckten Armen!
Laß mich noch leben, hab' Erbarmen!
Mich treibt's, zu faſſen deine Hand —
Ich ſchaudre weg, von Furcht gebannt,
Durchrieſelt kalt von Todesnähe,
Und athme doch, und bring' und flehe —
Ach, wär' es ſelbſt ein bittrer Wahn,

Der hold mir ſchmückt die Lebensbahn,
Laß mir den Wahn! Statt jeder Luſt
Gieb tiefſte Qual in meine Bruſt,
Gieb ew'gen Durſt mir, ungeſtillt,
Die Wüſte für ein grün Gefild,
Gieb Wermuth in dem Trank der Reben,
Nur laß mich leben! Laß mich leben!

Der Alte.

Drang dir ins Herz ſchon ahnungsvoll,
Was Hoffnung dir erfüllen ſoll?
Wie hoch euch eure Wünſche tragen,
Sich löſen eure Räthſelfragen? —
Doch auf, befangner Erdenthor!
Noch berg' ich dir den dunklen Flor,
Vor dem du bebſt entſetzensbange.
Du lebſt, und lebſt noch lange, lange,
So lang als eurer Lebensfriſt
Als vollſtes Maß beſchieden iſt.
Denn mit an deiner Wiege ſtand
Noch eine Macht mit voller Hand —
Ich duldet' es, daß ſie dich weihte,
Dich lächelnd nahm in ihr Geleite;
Sie, deren Lächeln zu gewinnen,
Die Welt mit Haſt und Wahn und Sinnen,
Erjagend, wagend, ſtürmt und rennt,
Und hoffend ihren Abgott nennt.
Sie diente dir bisher im Stillen,
Ich dulde ſie um deinetwillen.

Sie wird dir bald erſcheinen, bald,
In ihres Zaubers Lichtgeſtalt,
Und vor dich breiten ihre Spenden.
Dann wähle klug aus ihren Händen!

Faramund.

Mir iſt es wie ein Fiebertraum,
Ich hör' und ſeh' und faſſ' es kaum,
Was ich vernehm' in wachem Muth.
Froſt ſchüttelt mich, und wird zur Gluth,
Es will das Grauſen mir nicht ſchwinden,
Daß Uebermächte mich umwinden!

Der Alte.

Getroſt, mein Sohn! Dein Meiſter ſpricht,
Und kommt, wie er dir oft erſchienen.
Zeig mir ein freies Angeſicht,
Und liebevoll des Jüngers Mienen.
Wußt' ich den Schleier heut dir heben
Der Wahrheit, die dich macht erheben,
Um Liebe werbend war die Hand
Des Alten ſtets dir zugewandt,
Und läßt nicht ab, bis dein Gemüth
In Lieb' ihm wandellos erblüht.
Den die Lebend'gen fliehn und haſſen,
Soll eine Seele rein erfaſſen,
Die aus der Schöpfung Ueberſchwang
Harmoniſch, makellos entſprang;
Daß in dem Spiegel ihrer Reine

Selbſt liebenswerth der Tod erſcheine:
Daß, wie der Bergquell friſch erwacht,
Keim, Blüthe, Frucht ins Daſein lacht,
Und wo er ſchlängelt, wo er mündet,
Ein Leben weckt, ein Leben gründet,
Daß ſo durch deinen Werdegang
Mein Weſen ein verſöhnter Klang,
Der ew'gen Liebe zugeſellt,
Durchdringe der Erſchaffnen Welt.
Drum ſei ſie glanzvoll dir bereitet,
Die Welt, ſo weit dein Auge gleitet!
Was du erſehnſt, Macht, Ruhm und Ehr,
Entgegen komm' es dem Begehr.
Was Wenigen ſich ganz enthüllt,
Sei deinen Wünſchen groß erfüllt.
Gelingen ſoll dir, was die Schuld
Des Staubes büßt mit Ungeduld
Für ſeines Daſeins kurzes Weilen
Vom Fluch des Erdenwechs zu heilen.
Sei in der Hütt' und im Palaſt
Ein tauſendfach erſehnter Gaſt.
Deß Nam' und Walten das Verlangen
Gleich einem Zauber hält gefangen,
Und der mit ſeines Willens Kraft
Das Leben weckt und Wunder ſchafft.
Doch denke mein auf deiner Fahrt!
Wie viel gewährt iſt deinem Wagen,
Nicht Alles iſt dir drum erſpart,

Zu halten lern' und lern' entsagen!
Denn ich auch fordre meinen Zoll.
Was meine Beute werden soll,
Zeig' ich dir an. Du wirst mich sehn
Zu Häupten meines Opfers stehn,
Vergeblich dann ist dein Beginnen.
Nun auf, und sammle deine Sinnen!
Wie der Pilot auf fremder Fluth
Zum Stern des Nordens hebt die Blicke,
Vertrauend ihm mit festem Muth
Des ungewissen Pfads Geschicke,
So denke mein in dieser Stund',
In der sich Lieb' in ew'gen Bund,
Nur Liebe fordernd, dir gegeben!
Wie sie dich führen mag durch's Leben,
Mit reinem Auge blick' empor,
Vertrauend läutre sich dein Wesen.
Zu hohem Werk bist du erlesen,
Beginn' es, um es zu verstehn.
Leb wohl! du wirst mich wiedersehn! (Ab.)

Faramund.

Ich träum', ich träum' und möcht' erwachen!
Von Schwindel fühl' ich mich erfaßt,
Der Boden, wie ein schwanker Nachen
Wankt unter mir — es sinkt die Last —
Weh! Weh mir!

(Er fällt ohnmächtig nieder.)

Es wird wiederholt an die Thür gepocht, endlich tritt Emmerich, Faramunds Stubengenoſſe, leuchtend herein.

Emmerich.

Finſter iſt die Klauſ' —
Ich hör' ihn doch, er iſt zu Haus.
Die Lamp' erloſch, ein Windesbrodem
Weht durch's Gemach. Was liegt am Boden?
Nur Licht gemacht! He, Stein und Zunder,
Wo ſind' ich ſie? Wo ſteckt der Plunder?
Da, recht ertappt! — Nun laß doch ſehn —
Hilf Gott! Was iſt mit Dem geſchehn?
Was gab's für Unrath hier zur Stell'?
Todt? Nein, er lebt. Auf, auf, Geſell!

Faramund (erwachend).

Wer ruft? Hinweg! Die Hölle entſandte
Dich mir zum Fluch!

Emmerich.

Ei doch! Die Hölle?
Schau her, ein guter Freund enthannte
Von Ohnmacht dich.

Faramund (richtet ſich).

So ſeh' ich wieder
Ein Menſchenantlitz, fühle warm
Des Freundes Hand!

Emmerich.

Was macht dir Harm?
Was macht dich beben, bringt dir Schrecken?

Du blickst in alle dunklen Ecken
Unheimlich prüfend durch's Gemach?

Faramund.

Ich träumte wohl — doch ich bin wach.
Ich träumte schwer! Doch wie es kam —
O seltsam ist's, und wundersam!
Die Bücher dort, in die versenkt
Ich meinen brennend Durst getränkt —

Cumeria.

Sagt' ich's nicht immer, daß der Kram
Der dich von je gefangen nahm,
Der Wälzerhauf von Pergament,
Ein ungesundes Element,
In dessen Staub und Dunst und Qualm
Kein Lebensborn, kein grüner Halm?
Wenn Unsereins bei seinem Mahl
Sich divertirt mit Gaudium,
Stopfst du mit todtem Zeug den Schädel.
Du siehst, es bringt dich endlich um,
Verwirrt die Sinnen und Verstand,
Schlingt um dein Hirn der Träume Band
Mit Höllen- und Gespensterdunst.
Doch jetzt sollst du mir an die Luft!
Nur fort, ich bring' dich unter Leute!
St. Märtens lust'ge Nacht ist heute,
Im Hirschen gute Kumpani,
Komm, sei mit frischem Sinn dabei,
Und sieh, wie wir's vergnüglich treiben!

Faramund.

Ich wär' bei euch ein schlechter Gast,
Drum zieh' ich's vor, davon zu bleiben.

Emmerich.

Welch Mittel seinem Siechthum paßt,
Weiß Niemand selber zu entscheiden.
Ich nehm' als Arzt dich in die Kur,
Und mag den Grillenfang nicht leiden,
Der wider Jugend und Natur.

Faramund.

Du meinst es gut auf deine Weis',
Doch tang' ich nicht für einen Greis!

Emmerich.

So willst du hier in deinem Neu
In Einsamkeit und Dämmergrau
Anfechtung leiden noch einmal
Von Teufelei, Gespensterqual?

Faramund

(Schaudert und stammelt sich an sich)

Fort! fort!

Emmerich.

Dir gruselt's durch die Glieder,
Jetzt hab' ich dich! Her deine Hand!
Was gilt's, es bringen Wein und Lieder
Heut meinen Trümmer zu Verstand!

(Beide ab.)

Dritte Scene.

Wirthshaus zum Hirschen.

Lutz, Wittich, Seybot, Lambert und Andere beim Wein.

Chor.

Tummel dich, tummel dich Gläselein,
Heut muß Alles verschlemmet sein!

Seybot.

Hupf auf, Präsinger! Laß was los,
Und laß es neu und lustig klingen,
Auf daß wir in St. Märtens Schooß
Mit Gloria die Nacht durchsingen!

Wittich (singt)

Meine alte Liebste spann,
Als wie die Eul' im Dämmerschein,
Ich ging vorbei am Kämmerlein,
Sie sah mich finster an.

Was soll dein Finstersehn?
Du kirrst mich nicht noch einmal an,
Was ich und du getrieben hun,
Das ist schon mehr geschehn!

Lambert.

Das Alte war auch einmal neu,
Ihr liebt's auch frech und ungetreu,

Doch wo man geht und wo man kommt,
Ein feiner Ton viel besser frommt.

(Singt.)

Geschieht dir was zu Gute
Von hübschen Mägdlein zart,
Halt es mit wachem Muthe
Verschwiegen und verwahrt.

Schweigen bei raschen Sinnen,
Keck bei bescheidnem Schein,
Läßt dich im Spiel gewinnen
Riegel und Kämmerlein.

Seybot.

Kein' Buhlerei soll heut mich schieren,
Lauft zu, ihr Gecken, wo ihr wollt!
Es gilt St. Mörtens hohes Fest zu zieren,
Auf daß er als Patron uns bleibe hold.
Weil uns der Wirth ein fettes Gänslein brät,
Laßt eine Mess' uns allerheiligst singen!
Drum salbt die Kehlen, daß es wohl geräth,
Und laßt die Responsorien erklingen!

(Singt recitativisch die Martinsmesse.)

In illo tempore sedebat dominus Martinus —
Oh di do, di do!

Chor.

Oh di do, di do!

Seybot.

Bonus ille Martinus inter ansores im Stroh.

Chor.

Inter anseres im Stroh!

Seybot.

Und sie waren alle froh,
Ja froh die Gänslein alle,
Und schnatterten mit Schalle:
O lieber Bruder Märten,
Was hast du für Gefährten
In stramine nostro?

Chor.

In stramine nostro?

Seybot.

Er aber sprach zu seinen Gesellen:
Laßt uns die Mahlzeit wohl bestellen,
Und dazu geh' der edle Most 'rum
In nostrum rostrum!

Chor (allegro furioso).

Nun fangt die Gans,
Nun langt die Gans!
Nun packt die Gans,
Nun zwackt die Gans!
Nun stehlt die Gans,
Nun kehlt die Gans!
Nun zupft die Gans,
Nun rupft die Gans,
Die feste Gans,

Die beſte Gans,
Die Schnabergans,
Die Bladergans!
So brat' die Gans,
Gerath' die Gans,
Die Märtensgans,
Der beſte Vogel in der Pfanne!
Hoſianne!

Seybot.

Herbei nun St. Velten mit Bechern und Tonnen!

Chor.

Jubilemus!

Seybot.

Geſegn' uns St. Urban den guten Bronnen!

Chor.

Cantemus!

Seybot.

So ſlößen wir's ein, ſo trinken wir's ein,
Die Gans, die will begoſſen ſein,
Will ſchwimmen und will waten,
So wird uns wohl gerathen
Haec anseris memoria!

Chor.

So leben wir in glimper glamper Gloria,
Und ſingen unſres Herren Märtens gaudia,

Druſsla, druſsla, gickgack, gickgack,
Druſsla, druſsla, gickgack! gickgack,
Dulci resonemus melodia
Per omnia tempora!

(Ende der Meſſe. Geläute.)

Seybot.

Kein Abt, kein Biſchof und kein Cardinal
Singt ihm die Meſſ' ſo eifrig hingegeben,
Drum muß bei unſrer hohen Bachanal
St. Märtens Geiſt auf uns herniederſchweben!

Emmerich und **Faramund** treten ein.

Emmerich.

Ihr ſeid ſchon gut im Zug!

Lutz.

Warum ſo ſpät?
Die Meſſ' iſt aus, allein das Gänslein brät'.

Lambert.

Und was kommt da noch für ein ſeltner Gaſt?
War lange ſchad, daß er ſich ohne Raſt
Verdarb die guten Nächt' und guten Tage
Mit vielgelehrtem Staub und Bücherplage.
Brav, daß du den mal eingefangen haſt!

Seybot.

Nichts von Gelehrſamkeit, Duckmäuſerei!
Will er heut mit uns thun, ſo ſag' er's frei,

Doch wer heut Nacht mir nicht von Grund aus tollt,
Dem rath' ich, daß er sich bei Zeiten trollt!

Faramund.

Welch ein Gelag! Sie sind halb voll und trunken.

Seybot.

Wohlauf, Herr Milchbart! Her zu mir gesetzt,
Den Schnabel frisch an diesem Krug gewetzt,
Zeig' er im Trinkspruch seines Witzes Funken!
Nur her! Sonst schrei ich ihm ein Wort ins Ohr,
Und schmählich wiederholt's der ganze Chor!

Gevatter Tod erscheint hinter Seybot, und legt die Hand auf seine Schulter.

Faramund

(der ihn allein bemerkt, für sich).

Entsetzen! Hält der Alte schnell mir Wort?
Ist's abgesehen auf den Wüstling dort?
Und, schauderhaft, in des Gelages Toben!

(Gevatter Tod verschwindet.)

Seybot.

Nur nicht geziert! Die Kann' emporgehoben!

Faramund.

Ich bitt' dich, trink' nicht mehr, du hast genug!

Seybot.

Wird's bald? Den Schluck hinab in einem Zug!

Faramund.

Gieb dich zur Ruh' und ſammle deinem Geiſt,
Du haſt nicht eine Stunde mehr zu leben!

(Geht ab.)

Luy.

Hört den Propheten!

Wittich.

Hei, was du nicht weißt!

Lambert.

So lang's zu trinken giebt, giebt's auch zu leben.

Seybot.

Was faſelt Der? Ich glaub', es war von Tod?
Heißa, mein Leben acht' ich zwar kein Loth,
Doch dieſe Märtenënacht möcht' ich es wagen
Mit Tod und Teufel mich herum zu ſchlagen.

(Singt.)

Hätt' ich das Kaiſerthum,
Dazu den Zoll am Rhein,
Und wär' Venedig mein,
Es wär' doch all verloren,
Es müßt' verſchlemmet ſein!

Zwei Landsknechte, **Gangolf** und **Weigand**, treten ein.

Gangolf (zum Andern).

Wir kommen grad zur rechten Stund,
Der Becher ging ſchon in die Rund.

Mit guten Würfeln und mit Karten
Läßt uns das Glück allhier nicht warten.

Weigand.

Sind Federfuchſer, ſtudierte Zunft,
Haben den Wechſel noch in der Taſchen,
Doch ſchon umdämmert die Vernunft.
Da giebt's vielleicht was zu erhaſchen,

Gangolf.

Viel guten Gruß, ihr wackren Herrn!
Wir tränken mit euch ein Gläschen gern.

Seybot.

Was ſind mir das für Wiedehopfe?
Kommen prunkend daher gegangen,
Mit aufgebauſchtem Bein und Kropfe,
Halb Federvieh, halb Kleiderſtangen.
Und Das will mit uns trinken und thun?

Emmerich.

Schweig ſtill! Du bringſt uns noch in Händel!

Seybot.

Was? Händel ſuchen ſie?

Lambert.

Kannſt du nicht ruhn?

Seybot.

Nur her! Dem pflück' ich was am Bändel!

Emmerich.

Genug jetzt, willſt du's nicht verderben!

Seybot.

Das Leder will ich ihnen gerben!

Gangolf.

Potz Blitz! Iſt das der Brauch hierorten?
Wir kommen mit guter Manier und Worten,
Empfängt man uns ſo grob und wüſt?

Lambert.

Ihr ſeht und hört, er iſt halb trunken.

Weigand.

So ſchmeißt vor die Thür doch den Halunken!

Seybot.

Komm an, du Hund! Haſt ein Gelüſt! (Zieht.)

Faramund.

Den Degen weg!

Seybot.

Vom Hals mir bleib!
Drei Fuß kalt Eiſen durch den Leib,
Wer mir verwehrt, den Kerl zu kriegen!

Gangolf (zieht).

Nur her, beſoffnes Tintefaß,
Du ſollſt mir bald in Scherben liegen!

(Sie fallen gegen einander aus.)

Wittich.

Halt! Haltet ein!

Lambert.

Er wankt! Er fällt!

Seybot.

Der Stoß saß fest!

(Sinkt zu Boden.)

Emmerich.

O Schmach und Schande!

Wittich.

Die Tobsucht ist ihm arg vergällt!

Luk.

Reiß auf das Kleid! Greif zum Verbande!

Weigand (zu Gengolf).

Nur fort, eh's ruchbar wird draußen!
Dies Thürchen führet zur Hintergassen.

(Beide schnell ab.)

Jaramund (neben Seybot kniend).

Wund auf den Tod! Mit ihm ist's aus,
Die Seel' hat schon den Leib verlassen.
O bittres End' in schlechter Sach'!

Wittich.

Wo sind die Landsknecht' hin? Setzt nach!

Lambert (heimlich zu Emmerich).

Und Der da hat's ihm prophezeit?
Kann da glauben nicht an höh're Kräfte?

Emmerich.

Ich hielt ihn stets für sonderlich gescheit,
Weissagte seinem Fleiß viel gut Geschäfte,
Doch das ist mehr, als nur studierte Kunst.

Erſt heut erging ein Dialogiſiren
Durch ſeine Zell', ich drang zu ihm hinein,
Die Luft war drinnen kühl wie Moderdunſt,
Am Boden liegend fand ich ihn allein,
Sah ihn voll Grau'n in alle Ecken ſtieren.
Wer weiß, was für ein Gaſt ſich zu ihm fand!

Lambert.

Nein, ſag'! Denkſt du an heimlich Geiſterband?

Emmerich.

Laß jetzt nur ſein! Genug, daß an dem Knaben
Wir was beſonders Auserleſ'nes haben.

Faramund (ſie ſtehen).

Er hielt ſein Wort, es war kein Traum!
Doch daß es iſt, noch faß ich's kaum.
So könnt' ich ſonder Müh' und Plagen
Den Tod voraus den Menſchen ſagen?
Und hätte nichts zu thun, zu ſtreben,
Denn ob ſie ſterben, ob ſie leben,
Liegt all allein in ſeiner Gunſt,
Und müßig wäre meine Kunſt?
Noch kreiſt's und ſchwindelt's mir im Sinne,
Und ob Verluſt, und ob Gewinn,
Wer mag ſo zweifelvollen Fragen,
Zur Stunde ſchon mir Antwort ſagen?

Vierte Scene.

Gärtchen an der Stadtmauer.

Faramund und Maria.

Maria.

Biſt du bei mir, dann bin ich froh,
Und könnte recht von Herzen ſingen!
Doch, Liebſter, iſt's nicht immer ſo,
Und oft muß ich mich recht bezwingen,
Daß eine ſtille Traurigkeit,
Die in dem Herzen mir erwacht,
Nicht dich und Andre ſorglich macht.
Es iſt noch nicht gar lange Zeit,
Da fürchteten ſie für mein Leben.
Sie ſagten's nicht, doch merkt' ich's gut.
Ich ſelber mochte nichts drauf geben,
Auch ſchuf mir das nicht düſtern Muth,
Denn vor dem Tod bin ich nicht bange;
Nur daß oft bei dem frohſten Klange
Daheim und draußen, weiß nicht wie,
Das Herz mir ſank, als müßt' ich lauſchen
Entfernter Klagemelodie.
Mir ward ſo fremd, dann konnt' ich nie
Im muntern Kreis ein Wörtlein tauſchen.
Und noch in deiner Gegenwart —
Verzeih! Ich kann's ja ſelbſt nicht faſſen —

Durchſchauert's mich ſo banger Art,
Und bin ſo gut bei dir verwahrt,
Und bin ſo glücklich übermaßen!

Faramund.

Ich bin's durch dich! Die Schuld iſt mein,
Mein ernſt Geſicht, wenn mich zuweilen
Gedanken unerwünſcht ereilen!

Maria.

Du biſt nicht ſchuld, mein Liebſter, nein!
Es iſt auch Thorheit, dich zu plagen
Mit Träumen aus vergangnen Tagen.
Froh will ich ſein aus Herzensluſt!
Nur daß das all ſo kommen mußt',
Das Glück, die Freud', die Seligkeit,
So viel, ſo viel in kurzer Zeit,
Das iſt's wohl, was in mancher Stund'
Mich ſchauern macht im Herzensgrund.

Faramund.

So war's, wenn ich mein eignes Weſen,
Beſtürzt von ſeinem Glück, erkannt,
Da ich in deinem Blick geleſen,
Daß deine Seele mich verſtand.
Ein Schauer war's, er wich den Wonnen
Beglückend ew'ger Zuverſicht,
Daß du nun mein, daß uns begonnen
Ein Leben hell wie Frühlingslicht!
Und denken kann ich kaum der Zeit,

Da ich mein Glück noch nicht beſeſſen,
Mir iſt, als wär's von Ewigkeit,
Voraus nicht, noch zurück zu meſſen!

Maria (neckend).

Ei was! Ich ſollt' ein wenig ſchmollen.
Dir däucht die kurze Freudenzeit
Schon eine ganze Ewigkeit,
Du kannſt ſie gar nicht mehr durchmeſſen?
Das geht bei dir ja aus dem Vollen!
Ich glaub', du haſt auch ſchier vergeſſen
So manchen Tag, da ungeſagt
Noch zögerte mit Blick und Wort,
Was wir zu denken doch gewagt?
Iſt das ſchon Alles auf und fort?
Ich muß dich nehmen in die Beicht'!

Faramund.

O Liebſte! Von der goldnen Stunde,
Der keine zweite ſich vergleicht,
Da bebend ich von deinem Munde
Dein zitternd leiſes Ja erreicht,
Seitdem iſt jeder Augenblick
Mit dir ein Denkſtein meinem Glück!

Maria.

Gar ſchön! Und dennoch biſt du ſchlimm,
Vergißt, was früherhin geweſen!
Wart nur, ich muß den Text dir leſen!
Und drum von meinem Mund vernimm,

Auf daß du dein Gedenken mehrſt,
Was mit uns war, ſeit wir zuerſt
Uns ſchüchtern Aug' in Aug' geſehen.
Setz dich nur her, du kommſt nicht los!

Faramund.

Ich ſitz' und hör', und ob ich weiß
Vom erſten Tag was all geſchehen,
Bleibt mein Verlangen gleich und groß
Zu lauſchen der geliebten Kunde.

Maria.

Ach, da du tratſt in unſern Kreis,
Ja freilich war voll Angſt die Stunde,
Voll Angſt um meiner Mutter Leben!
Doch dazumal — mit Widerſtreben
Nur ließen ſie als Arzt dich ein.
Du kamſt, ein gar befangner Knabe,
— Es iſt ſo lange noch nicht her,
Und biſt ſo blöde gar nicht mehr!
Sie trauten wenig deiner Gabe,
Da du ſo jung und ohne Gunſt,
Und doch gelang es deiner Kunſt
Die Mutter wieder uns zu ſchenken!
Von Freude war ich übermannt,
Vergaß die Augen gar zu ſenken,
Und gab dem Arzte meine Hand.
Der hielt ſie feſt — mich überlief es,
Er ſtand, wie ich, ſo ſtumm verlegen —

Und tadelnd mir im Herzen rief es,
Daß ich ſo vorſchnell und verwegen.
Ja, denken mußt' ich es noch oft!
Der junge Burſch ward unverhofft
Ein großer Mann in kurzer Zeit,
Denn wen nur irgend drückt' ein Leid,
Der rief nach ihm, und jedem Haus
Wußt' er Geſundheit, Troſt zu geben,
Und neue Freude, neues Leben
Ging wie ein Wunder von ihm aus.

Faramund.

Sprich davon nicht!

Maria.

Du willſt nicht hören,
Wie man dich anſtaunt? Seufzeſt gar?
Ei was, es iſt doch einmal wahr,
Und mich will faſt ein Stolz bethören,
Daß ich — doch nein, das kommt noch nicht,
Das iſt das Ende der Geſchicht',
Und ich war noch beim Anbeginne.
Mir ward zuweilen bang zu Sinne,
Daß du ſo wuchſeſt in Aller Munde!
Denn, lauſcht' auch freudig ſtets mein Ohr,
Je größer deines Ruhmes Kunde,
Je kleiner kam ich ſelbſt mir vor,
Und dacht', er iſt nun allbegehrt,
Weiß fürnehm, ſicher ſchon zu ſchreiten,

Hält deine Schwelle nicht mehr werth,
Denn all sein Hoffen liegt im Weiten!

Faramund.

Du böses Kind! Und ich derweil
Bei all der Arbeit Ueberlast,
Die mich umhertrieb ohne Rast,
Sah doch mein Hoffen und mein Heil
Nur jenseits der geweihten Schwelle,
Wo ich aus meiner Schülerzelle
Des Lebens Bahn zuerst betrat.
Wie oftmals lenkt' ich meinen Pfad
Vorüber an dem kleinen Haus,
Und spähte jedes Fenster aus,
Und wähnte, daß sich was gerührt,
Und grüßte nur die Blumenscherben —

Maria.

Nein, nein! Du hattest recht gespürt!
Ich saß dahinter, hocherschreckt
Ob meiner Wangen Purpurfärben,
Und hielt geduckt mich und versteckt,
Doch so, daß ich nicht deinen Blick,
Nicht deinen Gang, nicht deinen Schatten
Verlor, und dankte dem Geschick,
Daß wir den Rosmarinstock hatten,
Und hab' wohl nie so frohbewegt
Des Fenstergärtleins Grün gepflegt!

Faramund.

O Schalk! Und nicht ein Einzigmal

Gabſt du dem Blick dich zu erkennen!
Und ließeſt Wochen ohne Zahl
Umſonſt mich ſchauen, hoffen, rennen!

Maria.

Was thatſt denn du? Vorüber gehn,
Und das war All'! Geſchah's auch oft,
So dacht' ich öfter: ſtatt zu ſpähn
Wär's richt'ger, wenn er unverhofft
Einmal herein ins Zimmer käm —
(Er hat's als Arzt ja ſo bequem!)
Ob mit der Mutter Wohlergehn
Die Dinge noch zum Beſten ſtünden?
Die Mutter war zwar ganz geſund,
Doch fand ſich wohl ein andrer Grund.
Ein Jeder mußt's natürlich finden.
Doch kam er nicht, lief ſeinen Gang
Den ganzen böſen Winter lang
Am Haus vorbei von Tag zu Tage.
Wenn er zu ſtolz und hoch hinaus
Noch zu betreten unſer Haus,
Was macht er ſich die arge Plage
Hier grüßend ſtets vorbei zu ſtreifen?
Ich konnt' den Menſchen nicht begreifen!

Faramund.

Begreif' ich ſelbſt denn noch die Scheu,
Die mir verſagt, verboten wähnte,
Was doch ſo heiß mein Herz erſehnte?

Mir war die Welt, das Leben neu,
So neu mein eigenes Empfinden,
Daß ich mit zögerndem Vertrau'n
Mir Glück und Stunden ließ entschwinden.
Zurück dann mußt' ich seufzend schau'n,
Und doch den Weg, den ich erkoren,
Mit neuem Hoffen wieder gehn,
Um, ganz in dies Gefühl verloren,
Entschluß und Furcht zu überstehn.
Da endlich stand ich an der Pforte,
Da pocht' ich an, da trat ich ein —
Mir schlug das Herz! Du warst allein,
Und fast versagten mir die Worte!

Maria.

Die Mutter kam — es war wohl gut,
Denn, lieber Gott! mit unserm Muth
War kein Gespräch recht zu gewinnen.
Schnell kam der Vater auch herein,
Die Brüder alle, groß und klein,
Sie ließen dich nicht schnell von hinnen,
Und war ein Freu'n, daß solchem Gast
Man bieten durfte Dach und Rast!
Der schon berühmt war weit im Land,
Schien doch vertraulich und bekannt,
Und ward geschwätzt das Kleinst' und Größte,
Dieweil sich in gar kurzer Weil'
Des weisen Doktors Zunge löste.
Und reden konnt' er — du mein Heil!

Sie ſtanden faſt mit offnem Munde,
Die Großen und die Kleinen all'!
Als gäb' es nichts als Wunderkunde
Vergaß mein Vater die Geſellen,
Mein Brüderlein den Hühnerſtall.
— Ich ſaß derweil im Fenſtergrunde,
Und meint', es wolle ſich erhellen
Der Tag mit lauter Himmelslicht!
Doch näht' ich weiter, ſo erpicht,
Daß ich empfand der Wangen Brennen,
Und — machte nichts als Prudelſtich'!
Fürwahr, es war recht ärgerlich,
Mußt Alles wiederum zertrennen,
Was ich genäht in jener Stund.
Ach, ſie war ſchön! Und ſtill bekommen
Ahnt' ich doch ſchon im Herzensgrund,
Daß ſchönere noch ſollten kommen!
Und ſo geſchah's. Seit jenem Tag
Warſt du zu Haus in unſerm Kreiſe.
Die Mutter wundert' ſich gar oft,
Daß ich ſeither zu ſingen pflag.
Was doch zuvor nicht meine Weiſe,
Und lachte ſie dann unverhofft,
Dann ward ich roth, und fühlte Scham,
Als wär' ertappt ich im Gemüthe!
Das ging ſo fort, bis Pfingſten kam.
Der Flieder ſtand in voller Blüthe.
Wir gingen Alle vor das Thor

Zu unſerm Vetter nach der Mühle.
Da iſt es ſtill, und vom Gewühle,
Das ſich den breiten Weg erkor,
Durch Wieſen, Wald, den Fluß entlang,
Nur ferner Schall bis dahin drang.
Da, wie ich ſchreite durch den Garten,
Allein, und nur auf einen Huſch,
Da — trittſt du aus dem Fliederbuſch,
Als thäteſt du mich längſt erwarten,
Und ſprachſt — und ſagteſt —

Faramund.

Daß ich lang'
Im tiefſten Herzen dich getragen!
Doch weiß ich, daß es thöricht lang,
Was zwiſchen Hoffen, zwiſchen Zagen
Mir doch aus voller Seele drang.
Ich war recht hölzern, ungelenkig,
Und heut noch mit Beſchämung denk' ich,
Daß ſo verworren mein Geſtehn!

Maria.

Ach geh'! Ich war recht ſehr erſchrocken,
Dich plötzlich gar ſo keck zu ſehn!
Nun freilich gab's ein wenig Stocken,
Und doch war Alles zu verſtehn,
Und klang mir doch wie Feierglocken,
Und drang zum Herzen wonnevoll,
Wie es aus tiefſtem Herzen quoll.

Faramund.

Nicht Worte werden jemals taugen,
Dir auszuſprechen all dies Glück!

Maria (ihn umſchlingend).

So ſieh mich an, mit ſolchen Augen,
Und ſage nichts! Der eine Blick,
Der meine Seele ſucht und findet,
Er ſagt genug mir, er verkündet
All mein beſel'gendes Geſchick!
— Doch horch'! Es pocht am Gartenthürchen!
Von einem Kranken wohl ein Bote.

Faramund

(öffnet, ſieht nach, kommt zurück. Für ſich):

Vom Morgen bis zum Abendrothe
Daſſelbe Lied! Ich kann's am Schnürchen:
Man liegt im Sterben, will nicht ſterben,
So muß der Wundermann herbei,
Der die geborſt'nen Lebensſcherben
Für inhaltloſes Einerlei
Noch einmal wieder leimt und bindet,
Und Ehre, Ruhm, Bewund'rung findet,
Wenn er auch nichts dabei gethan
Als Scham gefühlt bei ihrem Wahn!

Maria.

Was murmelſt du?

Faramund.

Verzeih'! Man weiß

Mich auszuſpähn und aufzufinden.
Der Erzbiſchof, ein luſt'ger Greis,
Fühlt, daß ſein koſtbar Leben ſchwindet,
Das er verthan im Vollgenuß,
Und ſchreit nach Wundern, aus den Ketten
Des Tods noch einmal ihn zu retten.

Maria.

Wie ſprichſt du, Liebſter!

Faramund.

Soll und muß
Verloren ſein für uns die Stunde,
Daß längſt Verlorenes geſunde?

Maria.

Sei gut! Geh, folge deiner Pflicht!
Wir ſehn uns wieder.

Faramund.

Süßes Leben!
Du ſendeſt mich, ich ſäume nicht.
Der Abend ſoll Erſatz uns geben.

Maria.

Ja, ja, der Vater hat nicht Ruh',
Wenn er dich Abends nicht geſehen!

Faramund.

Der Vater nur? Und du? Und du?

Maria.

Ich will, als wär's noch Winterzeit,
Den Rosmarinſtock oft umſpähen,

Erlauſchen, wärſt du auch noch weit,
Bekannten Tritt die Straße her —

Faramund.

Der Tritt beflügelt ſich, als wär'
Ein Königreich mir zu gewinnen!
Was ſag' ich — mehr gewinn' ich, mehr!
Denn ſo —

(Er umſchlingt ſie.)

Maria.

Nur fort! Du mußt von hinnen!

Faramund.

So nehm' ich, wie den Abſchiedsgruß,
Mir jubelnd den Willkommenskuß!

Maria.

Ade! Ade!

Faramund.

Auf Wiederſehn! (Ab.)

Maria (allein).

O alles Himmelsſegens Gnade
Umfang' und ſichre deine Pfade!
Du, mir durch Gottes Hand beſchert,
Bin ich denn deiner Liebe werth?
Durch dich ward mir dies neue Leben
Mit aller Freuden Kraft gegeben.
Im Lächeln deines Angeſichts
Bin ich ſo reich! Doch gehſt du wieder,
Fühl' ich mich klein, ein armes Nichts,

Und ſtilles Bangen drückt mich nieder.
Ach, Liebſter, kehre bald zurück!
— Wie iſt mir doch? Was ſoll dies Bangen?
Ich weiß, daß ſeinen Gruß und Blick
Ich heut noch einmal ſoll empfangen,
Und bebe doch, von Furcht befangen,
Als ſollt' ich ihn nicht wiederſehn!
Warum hieß ich ſo ſchnell ihn gehn?
Mich reut's — er wäre gern geblieben.
Wär' er noch da, daß ich die lieben
Glückſel'gen Augen wiederſäh'!
O Herr — wenn ihm ein Leid geſchäh'!
Mir iſt ſo wirr! Getroſt, mein Muth!
Säh' er dich gar ſo wenig gelten,
Gewiß, er würde freundlich ſchelten.
Stehn wir nicht beid' in Gottes Hut?
Und ſchau', was mir den Sinn verwirrte,
Iſt wohl der weißen Roſen Duft,
Der längſt ſchon in der Abendluft
Beſtrickend durch den Garten irrte.
Und doch kann ich den ſtillen Platz,
Die theure Stätte nicht verlaſſen!

(Sie pflückt eine Roſe und ſetzt ſich auf die Ruhebank.)

Ihr lieben Roſen! Könnt ihr's faſſen,
Was, ach, ſo hold mit uns geſchehn?
Hier ſaßen wir, ich und mein Schatz,
Wir haben knospen euch geſehn,
Beglückt, beſeligt im Gemüth,

Nun ſeid in Düften ihr erblüht,
Und wölbt ein wiegend weißes Dach.
— Ich weiß ein Lied, dem ſinn' ich nach,
Wie war's? Vom — Sterben! Ach, ich bin
Wohl thöricht! — Doch mir bleibt's im Sinn.

(Sie ſummt leiſe vor ſich hin.)

Und kommt die Nacht verſchwiegen,
Gehab dich wohl, mein Knab,
Viel weiße Roſen wiegen,
Sich über meinem Grab.

Frau Nachtigall im Hagen
Singt durch den ſtillen Raum
Ihr Lied aus alten Tagen,
Ich hör's als wie im Traum.

Mein Liebſter kommt gar leiſe,
Und pflückt vom Dorngeheg
Den Strauß ſich für die Reiſe.
Gott ſchütze ſeinen Weg!

Während des Geſanges iſt **Gevatter Tod** durch die Gartenpforte eingetreten.

Gevatter Tod.

Gruß dir, o Jungfrau!

Maria (aufgeſchreckt).

Gute Geiſter,

Umſchwebt mich! Weh! mein Blut gerinnt!
Wer naht mir?

Gevatter Tod.

Was erſchrickſt du, Kind?

Maria.

Verzeiht, o Herr! Ich war allein —
Ein Schreck ward meiner Sinne Meiſter.
Ich ſah Euch nicht. Wie kamt Ihr ein?

Gevatter Tod.

Das Pförtchen da blieb unverſchloſſen,
Durch das dein Liebſter von dir ging.

Maria.

Herr, von Beſchämung übergoſſen,
Ob auch kein Unrecht ich beging,
Trifft Euer Wort mich. Für das Leben
Sind wir einander hingegeben,
Und wiſſen mag's die ganze Welt!

Gevatter Tod.

Ich weiß, wie treu ihr euch geſellt.
Ein Freund bin ich ſeit alter Zeit
Des Jünglings, dem dein Herz geweiht.
Du liebſt ihn ſehr?

Maria.

Mehr als die Welt,
Mehr als ich ſagen kann! Und weiß,
Er liebt wie ich ſo treu, ſo heiß!

Für ihn gäb' ich mit heitrem Sinn
Mein Glück, ja ſelbſt mein Leben hin!

Gevatter Tod.

Das Leben auch? Du bieteſt viel?

Maria.

Wohl habt Ihr recht! Ich weiß zu gut,
Welch wunderſelig Loos mir fiel,
Und ſprach in gar bethörtem Muth.
Er hat mir Leben erſt beſchert,
Durch ſeine Liebe ward mir's werth,
Und was im Leben uns ſoll frommen,
Hofft Er's mit mir, heiß' ich's willkommen.

Gevatter Tod.

Doch wär's zu ſeinem Glücke Noth,
Daß früh du ſänkeſt in den Tod,
Und könnt' er einzig durch dein Sterben
Des Glückes höchſten Kranz erwerben?

Maria.

Ja, dann —! Ade, mein Sonnenſchein,
Und leuchte doppelt ihm allein!

Gevatter Tod.

Du weißt, was er an dir verliert?

Maria.

Nur was ich ſelbſt verlieren würde,
Wenn er das Daſein nicht mehr ziert,
Lichtloſe Nacht die Welt regiert,
Das Hoffen ſtumm, das Leben Bürde,

Nur das vermag ich ahnungsvoll —
Zu faſſen nicht — ach, kaum zu denken!
Doch warum fragt Ihr mich? Was ſoll
So grauſam ich mein Sinnen lenken?

Gevatter Tod.

Nicht ſorg' um ihn! Am Anfang erſt
Iſt ſeine Bahn für mächt'ge Gleiſe.
Nicht ſorg' um dich! Was du begehrſt,
Erfüllt ſich ſtill in engſtem Kreiſe.
Das höchſte Glück iſt dir beſchieden
Zu ſeinem Glück. Fahr hin in Frieden
Mit dieſem Gruß!

(Er küßt ſie auf die Stirn, und entfernt ſich durch die Pforte.)

Maria (erbebend).

Ein Schauder faßt
Und überrieſelt mich! — Was ſprach,
Wer war der räthſelhafte Gaſt?
Wo iſt er hin? — Ich ſinne nach —
Was wollt' er mir? War's nur ein Traum?
Ich bin doch im bekannten Raum
Des Gartens — ach, es iſt wohl ſpät.
Herz, ſteh' nicht ſtill! Laß dich bezwingen!
Nur Muth! Nur Muth! Der Tag vergeht,
Mein Liebſter kommt — es muß gelingen
Ein heitres Antlitz ihm zu bringen.
— Das Pförtchen zu!

(Sie verriegelt die Pforte.)

So! So! Schon quillt
Zum Herzen ruhiger das Leben.
Verschwunden ist das Wahngebild,
Nicht bangen will ich, nicht mehr beben.
Der Mond ist da, der Sterne Licht —
Nun komm, mein Liebster, säume nicht! (Ab.)

Fünfte Scene.

Straße.

Emmerich, Lambert, Wittich kommen im Gespräch.

Emmerich.

Da habt ihr's wieder! Alle Gaben
Und Kunst und Wissenschaft der Welt,
Sind diesem auserles'nen Knaben
Gleich einem Wunder zugesellt.
Man hat zu staunen jeden Tag.

Wittich.

Ein Teufelsjung!

Lambert.

Und gleich heute
Hat er die bischöfliche Gnaden?
Die Monden lang darnieder lag,
An der sie All' herum probirt,
Mehr zu des Kranken Last und Schaden!

Emmerich.

Die Narren! Daß ſich Gott erbarm'
Um ihre Quackſalbaderei'n!
Auch widerſtand der ganze Schwarm,
Und ſah mit Hohn und Aerger drein,
Daß man zu holen ihn gewillt,
Der klüger ſchien als Alle gilt.
Sie hätten gern noch manches Jahr
Als um ein lehrreich Exemplar
Sich um den alten Herrn vereinigt,
Ihn abgemörgelt und gepeinigt,
Bis daß der Kranke klug genug,
Daß er ſich ihrer Kunſt entſchlug,
Und ſich zu Hülfe rief den Jüngſten.
Der kommt, und greift's gleich richtig an.

Wittich.

Ob man dem Schein auch trauen kann?
Der Größte wird aus dem Geringſten.
Der Jung' galt nichts in unſerm Kreis,
Duckmäuſerte ſtill in ſeiner Weiſ'
Hielt nichts von Weibern und Trinkgelag —

Lambert.

Ei was, für den kam auch ſein Tag!

Wittich.

Hoho? Ich wollt' ihm grade ſchon
Ein hochzeitlich Loblied ſingen,
Oder eine Katzenmuſika

Der Jungfernſchaft zu Ehren, bringen.
Geht jetzt das Lied aus anderm Ton?

Lambert.

Da, hier herum — ich ſelber ſah
Ihn oft genug die Straße gehn,
Läßt gar was Liebliches ſich ſehn.
Recht, dort das Haus!

Emmerich.

Kein loſes Wort,
Bitt' ich mir aus, von ihr zu ſprechen!

Lambert.

Schau' doch! Es iſt wohl ſchon Verbrechen
Zu kennen den verſchwiegnen Ort?

Emmerich.

Sie iſt gar eine reine Maid,
Er freit um ſie, und über's Jahr
Führt ſeine Braut er zum Altar.

Wittich.

Was? Der will frei'n? Potz Element,
Der noch kein Schürzenbändel kennt?

Lambert.

Horch! Was iſt da?

Wittich.

Es kommt die Gaſſen
Ein Trupp herauf. Sind Händel los?

Eine Schaar Bürger, darunter der Krämer, der Schuster, der Gerber, der Waffenſchmidt treten auf.

Krämer.

Hilf Gott! Das Unglück wär' zu groß!

Schuster.

Kommt Alle mit zu ihm, wir laſſen
Den heut ihn nicht mehr aus der Stadt.

Gerber.

Er ſoll uns gleich ſein Wort verpfänden!

Waffenſchmidt.

So ſei's! Man halte, was man hat!
Er darf ſich nicht von hinnen wenden.

Schuster.

Man muß ihn halten. Hört, wir legen's
Dem hohen Rath gar dringend vor,
Doch ſchließen wir ihm gleich das Thor,
Und müßt' man ihn im Haus bewachen.

Lambert (tritt näher).

Nun Meiſters? Was für wicht'ge Sachen?

Krämer.

Ach, Botſchaft iſt's voll üblen Segens!
Der ſchwarze Tod iſt unterwegens.

Lambert von Emmerich.

Der ſchwarze Tod?

Schuster.

Schau, iſt das nicht

Herrn Lamberts luſtiges Geſicht?
Ihr kommt uns grade recht zur Stell'!
Er iſt bekannt als Eu'r Geſell,
So wißt Ihr wohl, wo man ihn findt'.

Bürger (durcheinander).

Ja, führt uns zu ihm, und geſchwind!

Lambert (lachend).

Zu wem? Zum ſchwarzen Tod? Ihr kommt
Vom Wirthshaus, Meiſters! Solchen Herrn
Hab' ich im Leben nicht gekannt.

Schuſter.

Verzeih's Euch Gott! Das Scherzen frommt
Gar wenig in ſo böſer Sach'.
Und iſt auch wohl der Tag nicht fern,
Da denkt Ihr ernſter drüber nach.

Waffenſchmidt.

Frohlocken mag, wem nichts verdirbt,
Als was da mit ihm ſelber ſtirbt.
Wer ſtirbt, daß Andre mit verderben,
Verdirbt ſchon, eh's noch kommt zum Sterben.

Krämer.

Ja, ja, ihr möcht's noch bitter ſpüren!

Lambert.

Verſteh' von Allem nicht ein Wort.
So ſagt, zu wem ſoll ich euch führen?

Schuſter.

Ei, zu dem Wundermann im Ort,

Der einzig helfen kann und nützen.
Der junge Doctor soll uns schützen,
Ihr kennt ihn gut — soll die Gemeind
Bewahren vor dem bösen Feind.

Lambert.

So ist's ein Siechthum, das ihr meint?
Vom schwarzen Tod hört' ich noch nimmer.

Gerber.

Ja, Ihr seid jung, habt in so schlimmer
Bedrängter Zeit noch nicht gelebt,
Wie unsereins dran denken kann.
Das übergroße Sterben hebt
Wie dazumal sich wieder an.
Dahier der Nachbar hat's vernommen,
Der just von seiner Fahrt gekommen.
Zu Basel und am Oberrhein
Soll's schon ein Schreck und Grausen sein.
Erzählt' er selbst!

Waffenschmidt.

Wie ich's vernahm
Zu Frankfurt, da die Botschaft kam,
So künd' ich's hier. Es ist ein Sterben,
Dafür kein Mittel zu erwerben,
Kein Arzt, kein Pulver und kein Trank.
Sie sind kaum eine Stunde krank,
Die Leute fallen auf der Gassen,
Und wagt sie kaum wer anzufassen,

Denn alsogleich ist schwarz gefleckt,
Mit gift'gen Beulen überdeckt
Der ganze Leib. Wer ihn berühret,
Sogleich den Gifthauch selber spürt,
Und läßt in Angst das Weib den Mann,
Der Bruder läßt den Bruder liegen,
Die Mutter läßt das eigne Kind,
Dieweil doch Keiner helfen kann,
Und Jeder meint den Tod zu kriegen.
So Tag und Nacht. Es heißt, man sind'
So manches Haus, das ausgestorben,
Die Gassen tebt, die Luft verderben.
Verderben auch, daß Gott erbarm!
Das junge Volk. Das zieht im Schwarm
Und lästerlichen Thun einher,
Als ob's von allen Sinnen wär',
Will noch den Lebtag durchtoben,
Bevor mit Eins die Luft zerstoben.
So zwischen Elend, Rausch und Jagen
Ist es ein Unjal, nicht zu sagen!
Und weiter zieht's, wie mit dem Wind,
Die wilde Geißel kommt geschwind,
Der schwarze Tod — wer schützt davor?
Reit't über Mauer, Wall und Thor!

Krämer.

Erbarm sich Gott!

Schuster.

Wer giebt uns Schutz?

Waffenſchmidt.

Ei was, wir machen uns zu Nutz,
Was Vielen ſchon geholfen hat!
Lebt doch ein Arzt in unſrer Stadt,
Der Wunder thut. Nur friſch gerühret!

Bürger (durcheinander).

Ihr wißt, wo er ſich hält! Ihr führet
Uns zu ihm! Kommt! Er muß dem Ort
Als Schutz verbleiben, darf nicht fort!

Emmerich (leiſe zu Lambert).

Lenkt ihren Weg auf falſche Bahn!
Wer weiß, was ſie in Angſt und Wahn
Für Ungemach ihm heut erſchaffen!

Lambert.

Steckt er denn nicht mehr bei dem Pfaffen?

Emmerich.

Schickt ſie dahin!

Lambert (zu den Bürgern).

Ihr thut gar klug,
Daß ihr an dieſen Mann euch haltet.
Zur Biſchofsburg denn geht im Zug.
Denn da bei der Hochwürden ſchaltet
Und wirkt er neue Wunderdinge.

Krämer.

Nein, Ihr müßt mit! Seid ſein Geſell,
Müßt mit uns reden da zur Stell,
Daß man ihn beſte beſſer zwinge!

Bürger.

Die Herrn da müssen alle mit!

Lambert (zu den Bauern).

Die ganze Sippschaft in der Schlinge!

Emmerich (leise).

Nur fort! Man leitet ihren Schritt,
Und macht sich endlich los.

Lambert.

Zum Lohn,
Daß wir die Stadtdeputation
Ihm lenken in ein falsches Gäßchen,
Setz' er uns heute noch ein Fäßchen!
Ihr Meister, kommt!

Bürger.

Ja, führt uns an,
Daß wir ihn halten in unserm Bann!

(Alle ab.)

Nach einer Pause treten aus einem Bürgerhause **Käthe** und **Lisbeth.**

Lisbeth.

Wie kam so schnell das Herzeleid?
Maria krank? Man hört's mit Beben!
Sie war doch all die letzte Zeit
So frisch als wie das liebe Leben!
Ja früher wohl, da dacht' man eh'r,
Daß es mit ihr nicht sicher wär',

Doch als das Glück sie überkam,
Und der um sie geworben hatt',
Nach dem sich reißt die ganze Stadt,
Da lebt' sie auf gar wundersam.
Vielwohl kein Wunder, wenn der Mann,
Der Arzt, dem keiner noch gestorben,
Als Bräutigam um sie geworben.
Er bringt sie durch. Was wird's auch sein?

Käthe.

Ja, wollte Gott! Er ist schon drinnen,
Doch diesmal scheint er lang zu sinnen,
Und sieht mit ängstlichem Gesicht.
Sie lassen keinen mehr herein.
Die Mutter nur —

Lisbeth.

Schau, geht da nicht
Die Bärbel? Bärbel, he! Geschwinde!

Bärbel (kommt mit einem Kruge).

Was ist? Nur schnell! Muß eilig sein,
Wo ich noch Milch zum Süpplein finde,
Darf nicht so lang hieraußen stehn.

Lisbeth.

Maria liegt gar schwer darnieder!

Bärbel.

Ach, Jemine! Doch hat's nicht Noth,
Ihr Bräutigam kurirt sie wieder.

Lisbeth.

Das ſag' ich auch.

Bärbel.

Was Andern droht,
Davor braucht ſie nicht mehr zu zagen!
Er kommt nur, rührt nur mit der Hand,
Und alle Plag' iſt abgewandt.
Die zog ein Loos, das muß man ſagen!
Ein Bräut'gam, wie er auf die Welt
Nicht mag zum zweitenmale kommen,
Als wär', zu aller Wünſche Frommen,
Er gradezu beim Glück beſtellt!
Beſtaunt, bewundert und begehrt!
Doch braucht's nicht einmal ſeiner Kunſt,
Denn was Natur ihm ſonſt beſcheert,
Verſchafft ihm ſchon genug der Gunſt,
Und ſoll man ſuchen manches Jahr,
Bis ſolch ein Burſch ſich wiederfindet.
Er iſt zu ernſt, das iſt wohl wahr,
Und traurig, daß ihm im Geſicht
Die ernſte Miene niemals ſchwindet.
Man müßt' ihn auch mal lachen ſehn!
Und ſicherlich wird er's verſtehn,
Wie's jungen Burſchen Recht und Pflicht,
Und manche Andre hätt' ihn ſchon
Geſtimmt auf einen andern Ton.
Ja, ſeinem Schatz thät' es gebühren,
Ihn ſo auf beſſern Weg zu führen!

Doch die —? Ja, ſagt mir nur, was hat
Der Geck mit Aug' und Ohr getrieben,
Von allen Mädchen in der Stadt
Sich juſt in dieſes zu verlieben?

Käthe.

Sie iſt doch hübſch und gut!

Gärbel.

Ei ja,
So hübſch wie Andre auch beinah!
Und iſt wohl immer noch die Frag',
Ob ſie mit uns ſich meſſen mag!
Bekennt nur ohne Federleſen,
Euch wär' er auch wohl recht geweſen?

Käthe.

Ei ſchweig!

Lisbeth.

Geh weg!

Gärbel.

Nur nicht geziert!
Ihr hättet's gern mit ihm probirt.

Käthe.

Du ſchwätzeſt!

Gärbel.

Recht! Es iſt nun Zeit
Die Milch zum Süpplein heimzuholen,
Sonſt gibt es mit der Mutter Streit.
Die duldet nicht das Stehn und Schwätzen,

Man ſoll ſich außer Athem hetzen.
Doch iſt es wohl der Rede werth —
Ei ſagt, im Ernſt, iſt's denn auch wahr,
Daß mit Maria ſich's verkehrt,
Ihr Leben wieder in Gefahr?

Käthe.

Wer weiß, wie lang ihr Glück noch währt?
Ich wollt's ihr herzlich gerne gönnen.

Bärbel.

Der arme Jung'! Er thut mir leid,
Er hätt' es beſſer haben können!

Erdmuthe aus dem Hauſe kommend.

Erdmuthe.

O Jammertag! O Herzeleid!

Käthe.

Hilf Gott! Iſt's aus?

Lisbeth.

Maria todt?

Erdmuthe.

Ja, todt und hin! Was er ihr bot,
War all umſonſt! Nichts kann ſie wecken.

Bärbel.

Er ſelber nicht? O Herr, du mein —
Mir grauſt und bebt das Herz vor Schrecken!

Erdmuthe.

Erbarmen möcht' es einen Stein!

Da ſitzen drinnen ſie und klagen,
Der Mann, die Frau, das ganze Haus!
Kein Wörtlein Troſt iſt da zu ſagen.
Der Doctor trieb ſie all hinaus,
Er ſelbſt, mit todesblaſſen Wangen,
Mocht' ihr am Lager noch allein
Sein letztes Wundermittel weihn.
Wollt' aber gar nichts mehr verfangen.

Lisbeth.

Wie kam's denn nur? Was warf ſie um?

Erdmuthe.

Ja, recht gefragt! 's iſt keine Stunde,
Ich geh' ein wenig nur herum
Zur Nachbar Brandin, bring' ihr Kunde,
Was ich beim Vetter hatt' erfragt
Von wegen einer neuen Magd.
Wir reden ſo noch allerlei,
Da hören wir ein laut Geſchrei
Von draußen durch das Haus erſchallen.
Und kurz, iſt auch das arme Ding
Auf gleicher Diele umgefallen,
Wie todt! Es war ganz accurat,
Wie's dazumal der Mutter ging.
Nun war kein Helfen und kein Rath,
Bis daß der Doctor endlich kam —
Ach Gott, er kam nur noch zum Sterben!
Auf ihren Lippen war ſein Nam'

Das Letzte, was er konnt' erwerben.
Da war's zum Grauſen anzuſehn,
Als wär' er irr und ganz von Sinnen,
Und wollte wem zu Leibe gehn,
Fuhr er mit tobendem Beginnen
Von ihrem Lager wild empor,
Und bat und flehte, bis vor Grimm
Er faſt die letzte Kraft verlor.
Ich ſtand dabei mit Angſt und Grau'n,
Und hörte keine fremde Stimm',
Und nichts Lebend'ges konnt' ich ſchaun.
Nun liegt er aufgelöst vor Jammer
An ihrem Bett, in ihrer Kammer,
Er, der ſie All' bisher geheilt.
Wie er ſich mühte, ſie zu retten,
Sein Liebſtes hat der Tod ereilt.
Er ſtirbt mit ihr, ſo möcht' ich wetten!

Bärbel.

Er ſtirbt mit ihr? O armer Mann!

Käthe.

Wir folgen All' Maria's Bahr'!

Lisbeth (ſchluchzend).

Was ziehn wir zum Begräbniß an?

Bärbel.

Schneeweiß die ganze Mädchenſchaar,
Und weiße Roſenkränz' im Haar!
In unſerm Garten blühn genug.

Es reicht wohl für den ganzen Zug.
Sagt's nur der Gretel und Kathrin,
Ich lauf noch zu den Andern hin,
Daß sie auch mit dem weißen Kleid
Auf übermorgen sind bereit,
Und sich bei uns zusammenfinden
Auf Nachmittag zum Kränzelwinden!

Erdmuthe.

Ja, geht nur, geht! Es giebt zu thun,
Ich darf da drinnen auch nicht ruhn.
Ach, Herr! ich hab's all' lang gewußt,
Daß es einmal so kommen mußt'!

(Ab ins Haus, die Mädchen nach verschiedenen Seiten.)

Sechste Scene.

Zimmer im Bürgerhause.

Marie liegt entfernt auf dem Lager, **Faramund** auf den Knien davor, mit Kopf und Armen über sie hingeworfen. Pause. **Gevatter Tod** tritt ein und bleibt unbemerkt von Faramund stehen.

Faramund

(erhebt langsam sein Gesicht).

Noch immer stumm? — In Ewigkeit
Willst du so starr, verschlossen liegen?
Und meinem Elend, meinem Leid

Kein Troſtwort in die Seele ſchmiegen?
Mein holder Stern! Biſt du vergangen?
Erblaßt die letzte Spur des Lichts?
Soll ich umſonſt, umſonſt verlangen
Das Lächeln deines Angeſichts?
Du lächelſt wohl — o Herz voll Güte,
Das noch den Abſchied tröſtend weiht!
Doch weh, im ſchaudernden Gemüthe
Weckſt du mir neuen Widerſtreit!
Noch lauſch' ich deiner Liebeskunde,
Noch fühl' ich deinen warmen Kuß —
Und nun vorbei, im Lauf der Stunde,
Vorbei des Glückes Ueberfluß,
Vorbei! Mit einem einz'gen Schlage
Des Lebens Wurzel abgehau'n,
Der ganzen Kette meiner Tage
Entriſſen Hoffnung und Vertrau'n!
Erſchöpft ſchon wähnt' ich Wort und Klage,
Und immer kehr' ich neu zurück
Zum Schmerzensruf! Wie ſoll ich's faſſen,
Wie trag' ich's, daß du mich verlaſſen,
O du, mein hingewelktes Glück!

Gevatter Tod.

Ermanne dich!

Faramund (ſpringt auf).

Noch Einmal — du?
Kommſt du, auch mir die Nacht zu bringen?
An's Werk! Hier bin ich! Schlage zu!

Gevatter Tod.

Hier iſt mein Werk heut abgethan.

Faramund.

Und kommſt, dich höhnend aufzubringen?
Den ich mit jeder Bitt' umfahn,
An dem der Inbrunſt Gluthgewalten,
Gebet und Jammerſchrei erkalten,
Vor dem die Seel' ich ſelbſt verſchwendet —
Kommſt du, zu weiden deinen Hohn
An dem zertretnen Erdenſohn?
Genügt dir nicht, daß er es weiß,
Wie machtlos all ſein Streben endet?
Was trittſt du noch in meinen Kreis,
Und quälſt die Seele mir, Tyrann?

Gevatter Tod.

Dich ruft das Leben. Sei ein Mann,
Und bring' zur Ruh des Schmerzes Toben!
Was dich gebeugt nach Menſchenart,
Wird bald dir reiner offenbart.
Du fühlſt geklärt dich und erhoben,
Wenn du erkennſt, was du erleſen,
Was dem Geſchick du laſſen mußt,
Wie neue Stärke dem Verluſt
Entquillt für all dein Wohl und Weſen.

Faramund.

Was weißt denn du von Menſchenwohl,
Der mit dem Hauche der Zerſtörung

Durchmißt die Welt von Pol zu Pol,
Taub jedem Worte der Beſchwörung!
Der herzlos reißt durch Millionen
Der Schmerzen ungeheure Spur,
Dem alle Qual der Creatur
Vergeblich tönt durch Welt-Aeonen!

Gevatter Tod.

Du ſchiltſt den Sturm, der durch die Blüthen
Des Frühlings fährt? Er nimmt nur hin,
Was ihm geweiht von Anbeginn,
Nicht was ein ewiges Behüten
Vor ihm geweiht zum Widerſtand.
Viel tauſend trotzen ſeiner Hand
Und bringen Frucht, in neuen Spenden
Den ew'gen Kreislauf nie zu enden.
Biſt du nicht noch? Iſt alles Leben
[illegible]ahin, weil Eins dahingerafft?
Haſt du die Gaben nicht und Kraft,
Die ich zum Ruhme dir gegeben?
Dank ſollt' ich fordern!

Faramund.

Dank von mir?
Nachdem du mir das Liebſte raubteſt?
Hierher dein ſtarres Auge! Hier
Dies bleiche Himmelsbild betrachte,
Und fordr' an dieſem Todespfühl
Von meinem Gram ein Dankgefühl!

Hinweg mit dieſer Gab' und Kraft,
In der du mein Genügen glaubteſt,
Die mich zum Knecht des Lebens machte!
Sie rettet nur, was ich verachte,
Und wenn ſie fremdes Glück erſchafft,
Läßt ſie mich arm und elend ſtehen!

Gevatter Tod.

Was allem irdiſchen Geſchehen,
Was eurem beſten Thun ſich eint,
Mein Sohn, du lernſt es früh verſtehen:
Entbehrung unter vollen Garben,
Verluſt, der als Gewinn erſcheint,
Im Ueberfluß ein innres Darben.
Die höchſten Gaben, die zum Segen
Die edelſte der Kräfte ſtreut,
Die Welt nimmt freudig ſie entgegen
Zum Vollgenuß, doch der ſie beut,
Geht hin mit dürſtendem Verlangen
Nach einem Tropfen aus der Fluth,
Die durch ihn Allen kam zu gut.
Wer Großes bringt, kann nichts empfangen,
Im Kleinen nur giebt's Tauſch und Lohn.
Das Ew'ge iſt nicht abzuſchätzen. —
Du aber ſei getroſt, mein Sohn!
Dir wird das Leben viel erſetzen.
Die Kraft, die dir dein Meiſter ſchuf,
So iſt mein Wille, bleibt dein eigen.
Laß ſeiner Liebe Mahnungsruf

In deiner Seele Tiefen ſteigen!
Denn Liebe war's, die ich geſät.

Faramund.

Auf Liebe hoffſt du, der dem Herzen
Des Lebens Blüthen weggemäht?
Verheert den Weg, gelöſcht die Kerzen,
Die, holden Sternen gleich, die Welt,
Die mein war, liebevoll erhellt!
Du hoffſt zu ernten deine Saat?
Nimm hin, was für dich aufgegangen:
Den Haß, der wuchernd meinen Pfad
Von jedem Gift geſchwellt umblüht!
Der Rache lechzendes Verlangen
Aus unverſöhnlichem Gemüth!
Den Ingrimm, der zum Trotz mich fodert,
Dem meine Seel' in Feindſchaft lodert!
Du, der ſich in mein Leben ſchlich,
In deinem Dienſt mich abzuhetzen,
Nimm die Verwünſchung einer Welt,
Die ſich in mir zum Kampf dir ſtellt,
Ihr Daſein ſtreitend einzuſetzen!

Gevatter Tod.

Unſel'ger Thor!

Faramund.

Du kannſt, die Hand
Erhebend, mich zu Boden ſchlagen —
Du wirſt es nicht, du darfſt's nicht wagen,
Denn eine Macht hält dich gebannt.

Die mächtiger als du, den Faden
Der Tage mir des Lebens spinnt!
Ich fühl's, sie ist mir wohlgesinnt.
Sie ruf' ich mir, wer sie auch sei,
Und wär' sie von der Hölle Gnaden!
Ja hör's, und rief im Racheschrei
Ich mir zum Bunde selbst den Bösen,
Ich geh' ihn ein, mit ihm vereint
Mich und die Welt von dir zu lösen!
Der Fluch, der meiner Qual erwacht,
Durch Ewigkeiten hör' ihn schallen!
Hör' ihn verhunderttausendfacht
Im Fluch der Schöpfung wiederhallen! (Ab.)

Gewatter Tod.

Geh' hin, befangner Erdensohn!
Laß Wahn und Leidenschaft dich blenden!
Die Stunde kommt, wo Haß und Droh'n
Und Zorn und Kampfesdurst sich wenden.
Vom Felsenhause stürzt die Welle,
Zu Thal in hochgebäumtem Lauf,
Beruhigt nimmt sie einst und helle
Im stillen See den Himmel auf.
Der Fluch verweht, es stirbt die Klage,
Du rufst mit Reue deinen Feind
Und lächelst, wenn am letzten Tage
Der Feind als Tröster dir erscheint.

Siebente Scene.

Terraſſe vor einem Kloſter.

Nacht. Ein **Zug Mönche** ſchreitet im Hintergrunde ſingend vorüber. **Faramund** über die Brüſtung gelehnt.

Geſang der Mönche.

Die Stern' erblaſſen allgemach,
Des Tages Bote rief uns wach,
Für Alle, die noch ſchlummernd ruhn,
Des Morgens heil'ge Pflicht zu thun.

Glückſel'ges Licht, du Morgenſtern,
Du leuchteſt uns voraus zum Herrn!
Wenn aller andern Glanz erlag,
Du weicheſt nur dem lichten Tag.

So führ' uns durch die letzte Stund,
Bis daß die erſt' uns werde kund,
Zu der all unſer Hoffen ſteht,
Mit Lobgeſang und mit Gebet!

(Ziehen vorüber.)

Faramund.

Es halten ſich die Wage Tag und Nacht.
Die ew'ger Ruhe ſich geweiht hier oben,
Sind mit dem erſten Liede ſchon erwacht,
Die Andern, ſo das Leben noch erproben,
Von ruheloſer Leidenſchaft entbrannt,

Sie liegen tief vom Schlummer übermannt,
Da drunten, wo in Dunkelheit und Schweigen
Die Thürme kaum belebte Stätte zeigen.
Nur spärlich dämmernd ein verlornes Licht
Aus finstrer Giebelmassen Bann herüber
Verräth, daß dort schon wach des Morgens Pflicht,
Vielleicht auch noch der Abend nicht vorüber.

In Sorg' und Lust armseliges Geschlecht!
Dem Staub gesellt, trotz eures Geists Gefieder,
Verkürzt zur Hälfte um des Lebens Recht,
Drückt selbstgeschaffne Qual euch vollends nieder.
Da drängt in Massen ihr euch eng zusammen,
Und dunkle Mauern giebelt ihr empor,
Und, ob vereint, will jeder sich verrammen,
Und pfercht sich ein in Riegel, Thurm und Thor.
Sein Stückchen Elend eifersüchtig hegt
Jedweder, daß es keiner ihm entreiße,
Und dennoch, daß es vor dem Nachbar gleiße,
Wird's trügerisch mit Flitter überlegt.
Das ist ein Treiben, wenn am Werkeltag
Mühselig schaffend sich die Hände regen,
Um, was der Tag zu missen kaum vermag,
Für künft'ges Elend noch zurück zu legen!
Zum Markte wirrt es eigennützig hin,
Rastlos bewegt sich's durch die finstern Gassen,
Jedweder drängt um Vortheil und Gewinn
Dem Andern seiner Sorgen Werk zu lassen.

Der Thorheit Schmuck, der bittern Nothdurft Gut,
Den Nächten abgetrotzt mit Thränenfluth,
Mit Müheſchweiß gedüngt, liegt's da zur Wahl, -
Gebietend über Alles herrſcht die Zahl. —
Und ſenkt gen Abend ſich der Sonne Wagen,
Ob ihr, erliegend auch des Tags Gewicht,
Euch bettet zu erſehnten Schlafs Behagen,
Höhnt euch in Träumen noch der Sorgen Pflicht,
Indeß hoch über Sorgen, Träum' und Klagen
Mitleidig lächelnd zieht der Sterne Licht. —
Doch ihr, die ihr zum Tage macht die Nächte,
Dann ſchmückt ihr euch, und euer iſt das Reich!
Verirrung, lachend, trotzt auf eigne Rechte,
Und ihr Gebot ſtellt der Natur ſie gleich.
Da gilt's die wilden Kräfte zu vergeuden,
Und ob im Innern ſchon gewelkt und leer,
Streut ihr für mühſam noch genoßne Freuden
Der Roſen holde Täuſchung um euch her.
Mit eitlen Sorgen martert ihr die Geiſter!
Das Schalſte ſtempelt ihr zur Wichtigkeit,
Nennt Lüge, Wahn und Unſinn eure Meiſter,
Und fühlt die Qual, den Fluch der Nichtigkeit,
Der euch dahinreißt, durch euch ſelbſt betrogen,
Wie flücht'ger Schaum, zergehend auf den Wogen!

Der Sorgen Ziel, ob ſie im Kleid der Noth,
Ob im Gewand ſich der Vergeudung bergen,
Wie nichtig vor dem fürchterlichen Schergen,

Der jeder Bahn, der jedem Pfade droht!
Wie nichtig, ach! auch deiner Sorgen Ziel,
Du Edler, dem zu höchstem Wirkensdrange
Des Lichtes Funken in die Seele fiel,
Der glühend dir befeuert Herz und Wange,
Mit Ernst und Wahrheit dieses Lebens Spiel,
Mit Liebe, zu vertiefen, zu erweiten,
Der Menschheit Kampf in höchste Bahn zu leiten!
Ist's auch ein Ziel, das sich der Mühe lohnt?
Ein Ziel, für das Erbärmliche zu kämpfen,
Dem von Geburt in steten Todeskrämpfen
Der Same der Vernichtung innewohnt?
Ja, wär' auch groß dein großgedachtes Streben,
Du selbst bist nichtig, nichtig deine Kraft,
Denn hämisch drängt sich in dein reichstes Leben
Der Feind, der dir der Ernte Glück entrafft!
Warum an Wonn' und Schmerz ein Theil erwerben,
Wenn ziellos doch des harten Suchens Fund?
Warum geschaffen sein, wenn wir verderben?
Warum entstehn, wenn Alles geht zu Grund?
— Alt ist die Antwort, alt wie jeder Wahn.
Wohl, auf ein Drüben will man dich vertrösten,
Dich prüfen hier für eine höh're Bahn! —
Nur daß die Weisung, die wir hüben lösten,
Auch gültig sei für jenes fremde Land!
Da unsre Hoffnungen für Trug nur gelten,
Wer bürgt uns Thoren noch für bessre Welten?
Auch dafür Antwort: Bürgschaft ist der Glaube!

Des Armen Troſt, des Reichen Meiſterſtück!
Zerquäle, martre, tritt den Wurm im Staube,
Und ſprich ihm lächelnd von der Zukunft Glück!
O bräch' zuſammen donnernd dies Gefüge,
Das nichts Lebend'gem Wort und Dauer hält,
Und ſchwemmt' in Einer Fluth des Daſeins Lüge
Zum Nichts, aus dem gefabelt ward die Welt!

Gevatter Tod, im Ordenskleid des Kloſters, von Faramund nicht erkannt, tritt zu ihm.

Der Alte.

So früh ſchon wach, mein Sohn?

Faramund.

Ihr durftet fragen:
So ſpät noch wach? Wer ſeid — Was wollt Ihr mir?

Der Alte.

Erkenn' in mir den Bruder Pförtner wieder
Des Kloſters, das ſeit lange dich bemüht
Und deine Wiſſenſchaft für unſre Brüder.
Du machſt die Leidenden um dich geſund,
Doch tiefres Leiden giebt in dir ſich kund!
Gieb mir die Hand — wie fieberhaft ſie glüht!

Faramund.

Verzeiht mir! Träume ſind es, die mich plagen,
Nur Träume, doch ſie ſcheuchen mir den Schlaf.

Der Alte.

Wo finſtrer Träume Bann in jungen Tagen

Schon das verwachte Aug' erſchreckend traf,
Hat nicht der Leib, hat das Gemüth zu ſagen
Von Schmerz, verſchwiegner Schuld vielleicht geſellt.

Faramund.

Nicht was Geſetz und Brauch und Sitte ſchreiben,
Hab' ich verletzt.

Der Alte.

Vielleicht nicht für die Welt,
Doch Stürme, die durch Herz und Sinne treiben,
Verheeren oft der Seele Blüthenfeld.
Ruh' aus, verſäumte Stunden hole nach!
Geſchaffen für den Schlaf iſt unſer Dach.

Faramund.

Ja, für die Ruh'! Vielleicht ein ſichrer Hafen
Für das Erſtarren, für ein ew'ges Schlafen!
Hier ſollt' ich bleiben! Dies Aſyl iſt ſchön
Mit ſeinen himmelhohen Fichtenhöh'n.
Ihr ſeid wohl glücklich, denn es dringt kein Ton
Des Weltgetümmels in die ſtillen Mauern,
Und jedem fremden Sehnſuchtsdrang entflohn,
Könnt Ihr des Lebens Sturmfluth überdauern.

Der Alte.

Du ſahſt zu tief ſchon, um als müß'ger Wandrer
Dies Haus dir anzuſehn, von außen nur!
Wohl liegt es ſtill in herrlicher Natur,
Dem Eingeweihten iſt der Blick ein andrer,
Und das Aſyl der Ruhe wird zum Wahn.

Faramund.

Auch dieſe Schwelle ward zur Sorgenbahn,
Auch dieſe Pforte nicht'gen Kämpfen offen?
Wo ſoll das müde Herz auf Ruhe hoffen?

Der Alte.

Du ſuchſt ſie nicht, mein Sohn, und hoffſt ſie nicht!
Denn andres Drängen lebt, und andre Pflicht
Tief in der Seele dir, gebietriſch mahnend,
Den höchſten Weg dir durch die Welten bahnend.
Was ſoll die Ruh' dir? Sie iſt Tod und Leid,
Wenn ſie nicht künft'ger Thaten Knospenhülle.
Den preiſ' ich, der der goldnen Kräfte Fülle
Geſtaltungskühn lebend'gem Werk geweiht!

Faramund.

Lebend'gem Werk! Wie klingt das Wort ſo groß!
Und wie erbärmlich Alles, was wir bringen.
Wir ſehn ein Ziel, wir möchten es erringen,
Und ſtürzen hin, der letzten Kräfte bloß!

Der Alte.

Viel giebt's der Erdenziele, die beglücken,
Und viel erreichbar iſt der mäß'gen Kraft.
Doch haltlos und phantaſtiſch baut die Brücken
Sich gern der Jugend hohe Leidenſchaft.
Ein Scheinbild iſt der Bau, ein Regenbogen,
Mit dem ſie ſich um Ziel und Kraft betrogen,
Indem der beßre Weg, zwar unſcheinbar,
Doch ſtiller Arbeit nicht verſchloſſen war.

Dann tobt Verzweiflung, tönt des Herzens Klag',
Und faßt es nicht, daß ſie dem Wahn erlag.
Ein bittres Lied, ein grimmig Selbſtverhöhnen!
So alt es iſt, es wird noch lange tönen.

Faramund.

Was iſt denn Erdenkraft, des Muthes Dauer,
Maß, Fleiß und Arbeit und Beſonnenheit,
Wenn unſer Erbfeind ewig auf der Lauer,
Der Tod, der Herrſcher über Raum und Zeit?
Weßhalb um Nichtiges mit Sorgen werben,
Wenn wir und unſer Ziel zuſammen ſterben?

Der Alte.

Wem nicht das Daſein ſelbſt ein Morgenruf,
Der muthig immer neu die Kräfte rüttelt,
Zu neuer That die Sorgen von ſich ſchüttelt,
Der welkt in Schuld. Was dir der Tag erſchuf,
Iſt da für dich, iſt da für deine Pflichten.
Bewält'ge ſie! Die Schranke wird ſich lichten.
In engen Grenzen liegt das Unterpfand
Der Zukunft und der Urkeim alles Lebens.
Der Fruchtbaum, in das Samenkorn gebannt —
Ein mächtig Bild urſprünglichen Beſtrebens!
So wirkt in engen Kreiſen ſtill der Geiſt;
Es ſchwillt der Keim, die Knoſpenhülle reißt,
Die erſte That verkündet ſeine Blüthe.
Nun hemmt dich nichts, du bringſt dein ganz Gemüthe,
Und ſo, von dir erfüllt, ſiehſt du geweitet

Die Bahn, die ſicher nun dein Fuß beſchreitet.
Ha, welch ein Leben! Wie du um dich ſchauſt
Dein iſt die Welt! Dein ſind die Menſchenherzen!
Was wünſchevoll dich einſt verirrt, durchbrauſt,
Errung'nes ſegnet höher das Verſchmerzen.
Die Welt des Handelns liegt vor deinen Blicken,
Wer recht zu wirken weiß, weiß zu beglücken,
Und ſieht in jedem Auge, das ihn grüßt,
Sein Werk belohnt, der Arbeit Müh' verſüßt!

Faramund.

Du malſt, was ich gefühlt, gehofft, gedacht,
Was mir ſeit früher Jugend Tag und Nacht
Den Sinn belebt, die Seele mir beflügelt!
Wie früh ward, ach, der hohe Drang gezügelt!
Ein finſtrer Bann mit laſtendem Gewicht
Macht all mein Streben, alle Kraft zunicht'.
Erfahrung fragt: verdienen es denn auch
Die Menſchen, daß die Beſten ſich bemühen
Für ſie, die haftend nur an Dunſt und Rauch
Sich bergen vor der heil'gen Flamme Glühen?
Zeigt denn die Welt nicht überall, tagtäglich,
Wie mit Gemeinem ſie es hält? Wie kläglich
Sie nur erfaßt, was prunkend um ſie wirbt,
Und jauchzt, wenn edle Kraft mit ihr verdirbt?

Der Alte.

Die Menſchen ſind die Menſchheit nicht. Das Schlechte
Liegt außer dir, wenn deine Sinne rein.

Ein rechtes Streben kommt zu ſeinem Rechte,
Und ſpräch' auch eine Welt voll Mißgunſt: nein.
Biſt du ein rechter Mann, wirfſt du die Laſt
Vom Nacken, die du nutzlos aufgewogen,
Und blickſt voraus, bis durch bezähmte Wogen
Den Strom, erleichtert, du durchſchwommen haſt.
Willſt du das Gute, ſo ſei unbekümmert,
Und ſchaffe rüſtig auf erwählter Bahn.
Wird dir die Schale freventlich zertrümmert,
Iſt darum des Gehaltes Gold ein Wahn?
Verzagen kündet Schwäche. Fühlſt du Muth,
Blüht aus Vernichtungsſchlägen Kraft dir auf.
Verzichten iſt bequem. Wer müßig ruht,
Verſcherzt ſein Theil am ew'gen Weltenlauf.

Faramund.

Wie ich dich hör', erwacht halb vorwurfsvoll
Und halb verlockend mir im Herzensgrunde
Was ich gehofft, und faſt wie Freudenkunde
Vernehm' ich wieder, was ich kann und ſoll!

Der Alte.

Ich kannte dich! Noch hüpft das warme Blut
Geſchäftig fordernd dir empor zum Herzen.
Was dich bewog das Leben anzuſchwärzen,
Laß es verglühn in rein'rer Lebensgluth!

Faramund.

O daß der holde, ewig theure Schatten
Des Glücks mich ſtärke, das ich früh verlor!

Hier iſt kein Einſt! Wie gäb' es ein Beſtatten
Des Heiligſten, das unſer Herz erkor?

Der Alte.

Bewahr' es ſtill!

Faramund.

Doch auch was ich gelobt
An jener Bahre, heiß von Schmerz durchtobt,
Den ew'gen Kampf —

Der Alte.

Dich ſelber zu bezwingen,
Der Kampf allein kann dir Befreiung bringen!
Auf denn! Verlaß die graue Kloſterſchwelle!
Schon lichtet ſich im Oſt des Tages Quelle,
Und weckt ein jubelndes Gedankenheer,
Das um die Welt ſich ſchlingt im Sonnenreigen.
Bei jenem Licht entlaß ich aus der Nacht
Zum goldnen Tage dich. Du biſt erwacht,
Den wachen Geiſt nun gilt's der Welt zu zeigen.

Faramund.

Ich hör' den Ruf! Hab' Dank! Mit neuer Stärke
Geh' ich getroſt zum neuen Tageswerke. (Ab.)

Der Alte.

Durch Lebensirrthum, Lebenswahn,
Vom Tod geſendet, wandre deine Bahn!
Nimm auf den Kampf, der deine Kraft
Erproben muß in Schmerz und Leidenſchaft.
Verſuchung nicht iſt deiner Fahrt,

Und Schuld und Buße nicht erſpart,
Bis rein, geläutert, dein Gemüth
Aus Flamm' und Dunſt zu Tage glüht,
Und Lieb', als innerſtes Gebot,
Umfaßt das Leben und den Tod. (Ab)

Chor der Mönche

(zurückkehrend, zieht vorüber)

Glückſel'ges Licht, du Morgenſtern,
Du leuchteſt uns voraus zum Herrn!
Wenn aller andern Glanz erlag,
Du weicheſt nur dem hellen Tag.

So führ' uns durch die letzte Stund,
Bis daß die erſt' uns werde kund,
Zu der all unſer Hoffen ſteht
Mit Lobgeſang und mit Gebet!

Achte Scene.

Morgenlandſchaft.

Faramund.

Sei mir gegrüßt, o Morgenlicht,
Das ich ergriffen wiederſchaue!
Vom Herzen fällt, von Angeſicht
Der Flor der Nacht, und ſüß erquickt vom Thaue,
Der jedem Zweig enttropft als duft'ger Regen,

Athm' ich empor im Auferſtehungsſegen.
Vergeſſen nicht, gemildert doch, entrückt,
Liegt was die Bruſt in langer Nacht betroffen;
Du kommſt, o Sonn', und Alles prüft entzückt
Den halbgelähmten Flug zu neuem Hoffen!
Die Botſchaft bringſt du aller Creatur,
Die heil'ge Bürgſchaft ew'gen Werdeganges,
Bevölkerſt neu die faſt verwehte Spur
Mit tauſend Zügen neuen Lebensdranges.
Das Recht des Daſeins machſt du Allen kund,
Die Pflicht, das erſte Recht der Welt zu wahren.
Auf allen Höh'n, in aller Tiefen Grund
Soll um dies Recht der Kampf ſich offenbaren.
Auch mein iſt dieſe Welt! Für ſie zu ringen
Erfaß ich ſie mit jedem Trieb, und wag's,
Was ich gelobt dem Leben, zu vollbringen
Im Daſein meines neuen Schöpfungstags!

Und horch! Erklingt's nicht wie ein Antwortrufen
Der Freude durch die Thäler, von den Höh'n?
Es ſchwebt herbei, wie von den Felſenſtufen
Dort jene Wolkenzüge, zauberſchön
Den Silberſchein in Roſenlicht gebadet.
Von reinſten Wohllauts Melodie begnadet
Trinkt mein entzückt Gehör der Töne Fluth.
Und näher kommt es mit des Lichtes Gluth —
Das iſt nicht in der Schlucht des Gießbachs Toben,
Und nicht des Hirtenhornes Wiederhall —

O Seel' und Sinn, ſeid ihr der Welt enthoben?
Zertheilt, zerfließend vor dem Liederſchall
Ergießet das Gewölk in holden Zügen
Entzückender Geſtalten Schaar um Schaar —
Sie nah'n im Tanz und auf Geſangesflügen,
Die Lüfte klingen bis zum Aether klar.
Es ſchwebt und fließt, und lagert ſich im Kreis —
Sie lächeln, winken — ſelige Geſtalten!
Entflieh' ich? Bleib' ich? Aber feſtgehalten
Fühl' ich mich wie durch höheres Geheiß!

Fortuna, umgeben von den **Genien des Glücks** und **der Freude**, hat den Raum eingenommen.

Chor.

Sei willkommen unſerm Zuge,
Sei gegrüßt auf unſrer Bahn,
Dem mit vollſtem Segensfluge
Liebe ſpendend heut wir nahn!
Auserleſen du vor Vielen,
Die ſich ringend um uns mühn,
Laß dein Hoffen und dein Zielen
Dich erfüllen hoch und kühn!

Wer geweiht vom erſten Tage
Ward von unſrem Lied, wie du,
Was er ſinne, was er wage,
Fällt als reife Frucht ihm zu.

Zu dem höchſten Kranz erheben
Mag er ſicher ſeine Hand,
Dienend hält das ganze Leben
Jeden Sieg an ihn gebannt.

Held verſchwendend, ohne Wage,
Streu'n wir, was die Luft begehrt,
Gehn vorüber wir der Frage
Ueber Recht und über Werth.
Laß von Liebenden erzählen,
Wie ſich Lieb' um Liebe giebt.
Liebe wägt nicht ab im Wahlen,
Liebe wählt nur, weil ſie liebt.

Einzelne Chöre.

Jünglinge.

Dem göttlichen Bringer
Der Rebenluſt
Singt, Thyrſusſchwinger,
Mit jauchzender Bruſt!
Hinjubelt im Tanze
Das Herz mit dem Fuß,
Das Haupt unterm Kranze
Durchglüht von Genuß!

Die Bahn iſt erſchloſſen,
Komm mit in die Reihn,

Zu der Freude Genoſſen!
Die Welt iſt dein.
Es winkt aus dem Grunde
Des Bechers verklärt,
Was mit lachendem Munde
Der Tag dir gewährt!

Goldſpendende.

Golden im Cascadenſprung
Hüpft und blitzt und blinkt es,
Tropfen gleich, noch blank und jung,
Wie verlockend winkt es!
Spring' auf,
Goldesquell,
Wie in Feuergarben!
Klang' auf,
Rieſ'le hell
Ueber Töu' und Farben!
Köſtlich iſt des Goldes Klang,
Süßer als Sirenenſang!
Komm herbei, wer keck, gewandt,
Hände hat zum Haſchen!
Gold läßt von der keckſten Hand
Gern ſich überraſchen.

Liebende.

Roſen in duft'gen Gewinden
Schlingen um Bruſt wir und Haar,
Hold der Erwählten zu binden
An der Beſeligten Schaar.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Lockender noch als die Rose
Winken dir Augen und Arm,
Winken zu himmlischem Loose
Wonnevoll, jugendwarm!

Alle Chöre.

Zaudre nicht! Mit wachen Sinnen
Halte, was die Stunde beut!
Der verdient nur zu gewinnen,
Der die muth'ge Wahl nicht scheut.
Liebend zwar als Segenspender
Hüten stets wir dein Geschick,
Doch der höchsten Gunst Verschwender
Ist allein der Augenblick.

Faramund.

O Lichtgestalten, die mit Himmelszungen
Ihr jedem Erdenwunsch Erfüllung singt,
Ist es kein Traumgesang, den ihr gesungen?
Wer seid ihr, die ihr lockend mich umringt?
Und wer bist du, die thronend über Allen
Als Herrscherin den sel'gen Kreis regiert?
Du lächelst? — Laß mich vor dir niederfallen,
Vor dir, die jedes Reizes Allmacht ziert!
Wie nenn' ich dich? Fee? Gottheit? Zauberin?

Fortuna.

Kennst du mich nicht?

Faramund.

Es zieht mit jedem Sinn

Wie zu bekannter Macht mich zu dir hin —
Kein Name nennt dich mir!

Fortuna.

Wer je mich ahnte,
Schuf ihn Natur auch aus gemeinsten Stoffen,
Kennt mich von fern, und ruft mit jedem Hoffen
Bei Namen mich. Dein reineres Wesen bahnte
Sich eignen Schauenspfad schon seit der Kindheit.
Hoch spannt sich dein Gemüth, hell ist dein Geist,
Und schwankt doch zwischen Klarheit hin und Blindheit.
Dich reizt was tief und was ein Räthsel heißt.
Enträthsle mich! — Ich bin der Geist, der waltend
Die Lebenspulse jedes Wirkens treibt,
Der, dir der Seele Regungen entfaltend,
Dich mächtig hebt, dich still zur Ruhe neigt.
Den Pfeil entsend' ich, der die Brust durchwühlt
Als Ehrgeiz, Drang zur That, Genusseshast;
Befried'gung bring' ich, wenn die Gluth gekühlt,
Dem Sieger oder Müden winkt die Rast.
Die Sorge bin ich, die dich jagt und höhnt,
Der leichte Sinn, der dir den Tag verschönt;
Der Lust Verlockung, muthiges Entsagen,
Der schöne Friede und des Herzens Krieg,
Der Leidenschaften flammend Ueberschlagen,
Des Guten bin ich, wie des Bösen Sieg.
Ich zeige dich dir groß und auch geringe;
Giebst du vollendet dich, so magst du's bleiben,
Doch strebst du noch, werd' ich dich rastlos treiben

Durch Wahn und Irrthums weitgedehnte Ringe.
Von mir beſchwingt ſteigſt du ins Morgenroth,
Sinkt deine Kraft in ew'ger Nacht Erblaſſen.
Wie du begreifſt, wie du mich willſt erfaſſen,
Bin ich das Leben, bin ich auch der Tod!

Faramund.

Der Tod — auch du? Nein, nein! Du biſt das Leben,
Mehr als das Leben! Denn im Strahlenguß,
In jedes holden Segens Niederſchweben,
Bringſt du dem Daſein erſt den Weihekuß!
Du biſt das Glück!

Fortuna.

Fortuna nennt man mich.
So lang bedurft' es, um mich zu erkennen?
Und in der Wiege ſchon begrüßt' ich dich,
Um von des Staubs Genoſſen dich zu trennen!
Doch einen andern Gaſt noch fand ich dort —
Er ſteht an jeder Wiege — nicht verdrängen
Kann ich der Nacht gebieteriſchen Hort,
Kommt er zuvor mir auf geheimen Gängen.
Doch theilt zuweilen er mit mir die Macht.
Mein Theil für dich durft' er mir nicht entreißen,
Und hält er auch das ſeine wohl in Acht,
Den Sieg doch kann ich diesmal mir verheißen!
Du kennſt mich nun. Erblüh' in meinem Schutze,
Du, den ich meiner Geiſter Schaar empfahl!
Sie bieten viel! Mach' dir den Augenblick zu nutze,
Wähl' jede Gunſt dir, du haſt freie Wahl!

Faramund.

Bedrängte Wahl in ſolcher Gabenfülle!
Und doch — kann ich noch ſchwanken? Neu entfacht
Fühl' ich in mir, wonach ein glüh'nder Wille
Mich drängt' und trieb aus banger Erdennacht.
Den Kampf mit ihm, dem Erbfeind meines Lebens,
Du führſt ihn ſelbſt, verheißeſt dir den Sieg —
Ich haſſ' ihn, haſſ' ihn, ſchwur ihm ew'gen Krieg,
Und machtlos knirſchend kämpft' ich noch vergebens!
Behalte, was zu jauchzendem Genießen
Jedwedes Erdenherz bezaubern mag!
Mir gieb aus deines Gebens Ueberfließen,
Was lechzend in mir wuchs von Tag zu Tag,
Was ich nicht bannen will, und nicht mehr dämpfen,
Mein Strebensziel, mein tückiſch Gebot —
Gieb mir den Sieg, um den wir beide kämpfen,
Die Herrſchaft über meinen Feind, den Tod!

Fortuna.

Nicht hadernd mit des Weltenplans Geſetzen,
Nicht in die Sterne greife deine Wahl!
Ein Andres wolle! Wähle noch einmal.
Begehr', was Erdenſinn verſteht zu ſchätzen,
Was menſchlich iſt, was in des Jünglings Bruſt
Mit jedem Reiz ſich des Verlangens ſpiegelt.
Die Thore ſind, die Pforten dir entriegelt
Der Welt, die du erſehnt mit Jugendluſt.
Was hart verſagt iſt tauſendfachem Hoffen,
Dir ſteht es mit Erfüllungsarmen offen!

Faramund.

Erfüllt ist, was ich jemals mir erlesen
Zu Wunsch und Hoffnung in dem einen Drang.
Der allgebietend füllt mein ganzes Wesen.
Wenn ich den Feind des Daseins mir bezwang
Zum Knechtesdienst, ihn, der mein Wesen knechtet,
Mit dem die Welt seit Urbeginne rechtet,
Dann ist sie mein, und drängt sich meinem Segen
Mit Dankesarmen liebender entgegen!
O holde Göttin, wenn du hold mir bist —
Wär' auch mein Leben nur von kurzer Dauer,
Die Hälfte nimm hinweg noch meiner Frist:
Den kleinsten Rest empfang' ich ohne Trauer,
Wenn seine Spann' erfüllt ist mit der Macht
Zu zwingen ihn, der lauernd mich bewacht!

Fortuna.

Nicht jedem Sterblichen verweilt so lange
Mein Flug. Erhalte klug dir meine Gunst!
Befreie von des Grübelns Nebeldunst
Dein junges Herz! Mißtraue diesem Drange,
Der zu entwaffnen strebt der Menschheit Ziel,
Verrückend, niederwerfend ihre Schranken!
Nicht ungestraft versucht ein kecktes Spiel
Sich an der Ordnung ewiger Gedanken.
Besinne dich! — Wohlauf, zum drittenmal —
Die Meinen bieten viel — triff deine Wahl!

Faramund.

Zum drittenmal denn halt' ich an dem Einen:

Mach' meinen Feind, den Tod, mir unterthan!
Und kannſt du's nicht, und mußt du es verneinen,
So fahr' dahin! Dein fahrend Gut iſt Wahn,
Iſt Stundentrug, iſt kurzen Traumes Lachen,
Troſtlos erſchöpft in ſchauderndem Erwachen!

Fortuna.

Fahr' hin auch du! Klagwürd'ger Thor!
Und doch von mir nicht ungeſegnet.
(Sie wirft den Thau aus ihrem Blumenſtrauß über ihn.)
Mit dieſem Thau, der auf dich niederregnet,
Befrei' den Blick vom düſtern Flor,
Befrei' dich von dem trüben Geiſt
Der ſtarr dem Sinn vergichten heißt!
Lerne des Glückes Gunſt zu verſtehen,
Träumer ade, und auf Wiederſehn!

Chor

(im Entfernen)

Fort auf des Segens erblühenden Pfaden,
Ueber die Höhen und Tiefen der Welt!
Heut zu des Südens erwärmten Geſtaden,
Morgen den Firnen der Alpen geſellt;
Ueber des Nordens umdunkelnde Föhren,
Ueber den Fels, der dem Nebel entſteigt,
Trotzend der Sturmfluth raſenden Ehren,
Frei iſt die Bahn, wo das Glück ſich zeigt!

Wie ſich aus weicher durchathmetem Aether
Schmalbenflug ſenkt in der Thäler Grund,

Sehnlich empfangen vom Auge der Väter,
Jubelnd begrüßt von der Jugend Mund;
Ueberall, wie wir die Lande durchmessen,
Grüßt den erklingenden Flügelschlag
Tröstend Erwachen, holdes Vergessen,
Holderes Wandeln in seligen Tag!

(Alles zog vorüber.)

Faramund.

Vorüber ging die erste Stunde
Des Tags, dem hoffend ich entgegen sah.
Sie bot die Füll', und reich'rer Fülle Kunde —
Arm, wie ich kam, und ärmer steh' ich da!
Ließ ich den Wink des Glückes mir entgehen?
Was war's denn, was es Großes mir enthüllt?
Nur das Gewöhnliche ließ es mich sehen,
Was nicht erhebt, gemeinen Wunsch nur stillt.
Mir bot es am erhofften neuen Tage
Nur der Enttäuschung alte Bitterkeit,
Die Trauer, daß des Lebens tiefste Frage
Sich hebt unlösbar über Raum und Zeit.

Du seufzest, Thor? Dem eigenen Gewissen
Verhehl' es nicht, die Frag' ist's nicht allein,
Dich reut, daß du von all dem Glückesschein
Dich störrisch abgewandt und losgerissen!
Nun dir entschwand, was du gering geschätzt,
Erfaßt dich Sehnsucht nach dem Allbegehrten,
Und wähnst im Rausch und Taumel dir ersetzt

Die Löſung, die dir finſtre Geiſter wehrten.
Ward uns des Lebens friſche Jugendkraft,
Daß wir ſie blöd dem ſchönen Reiz verſchließen?
Warum entbehren, was Vergeſſen ſchafft?
Warum nicht lachend Stund' und Tag genießen?
Vergeſſen, ja, im wildeſten Genuß
Möcht' ich mich ſelbſt, daß auch in mir das Denken
Ertränkt wär' in der Sinne Gluthergluß!
Wofür den Geiſt in ew'ge Bahnen lenken,
Wenn wir doch ſcheitern an des Staubes Fluch?
Gleichviel, ob ſtreben oder ſich verſenken
In ſeines eignen Weſens Widerſpruch!

Eine Stimme (von außen).

Halt! Laß dich faſſen! Hör' mich ſchrei'n! O halt!

Faramund.

Ein Hülferuf! Mit raſender Geberde
Stürzt keuchend, wankend eine Grau'ngeſtalt
Entgegen mir. Umſonſt, wer ſie gefährde,
Wen ſie verfolge, ſuch' ich —

Ahasver tritt auf, eilt an Faramund vorüber.

Ahasver.

Hör' mich! Höre!
Entfleuch' mir nicht! Ein Winken! Einen Tod
Gieb mir! Weh, wenn ich diesmal dich verlöre,
Die ich geſucht!

Faramund (hält ihn auf).

Halt ein auch du! Es droht
Des Abgrunds Felsentiefe deinem Lauf!
Wenn menschlich dein Gebein —

Ahasver.

Wer hält mich auf?
Weh mir! Verschwindend fliehen und verklingen
Mit Hohngelächter — laß den Arm mir frei!
Die Hoffnungsbilder! All umsonst mein Ringen!
Ich kann nicht mehr — sie sind vorbei, vorbei!

(Er fällt zu Boden.)

Faramund.

Ist's Wahnsinn, der aus des Erschöpften Zügen
Und Worten spricht? Ohnmacht und Fiebergluth,
Des Lebensstromes hochgehobne Fluth
Scheint einem mächt'gen Willen sich zu fügen.
Er athmet, blickt mich an, durchdringend, klar.
Sprich, wen verfolgst du, Mensch?

Ahasver.

Mensch! — Wen ich suche?
Ertrag's, daß erst den Namen ich verfluche,
Den du mir giebst, der heut und immerdar
Umschreibt den Kreis, die Summ' und letzte Zahl
Von Allem, was verhaßt, verworfen, niedrig!
Die Kette, die sich millionengliedrig
Schleppt durch Jahrtausende, sich selbst zur Qual!
Denn weh! sie lebt, nach Leben geht ihr Trachten
In jedem Glied, und leben heißt verschmachten!

Laramund.

Du giebſt mit vollem Maß, wovon ein Tropfen
Den Becher ſchon vergällt. Von ſo gemiſchtem Wein
Fühlt' ich auch ruhlos ſchon die Pulſe klopfen,
Und fremd nicht ſteh' ich vor der Menſchheit Pein.
Doch wen verfolgteſt du?

Ahasver.

Das Glück! Den Tod!
Den Tod, des Glückes allerhöchſtes Spenden!
Von jener Macht, die wie das Morgenroth
Mir aufging und entfloh, in deren Händen
Die Wünſche ruhn zugleich mit dem Vollenden,
Von ihr nur Eins begehr' ich, nur den Tod!

Laramund.

O Wünſche! Räthſel! Fremd wie Schnee und Gluth!
Wer eint, wer löſ't, wer kann euch ganz ergründen?
Ich, in des Glückes und des Todes Hut,
Erfahr' ich's gleich nur durch ihr eignes Künden,
Zur Wehr rief ich die Göttin wider ihn!
Und dort der Andre, den ſie beide fliehn,
Von ihr mit Inbrunſt bettelt er vergebens
Um Todesgunſt! Ihn reizt, was mir verhaßt,
Was ich zum heißen Kampfe meines Lebens,
Und ach, wie er, vergebens mir erfaßt!
Da ſtehn wir! Ob verſtoßen, ob erkoren,
Gleichviel! Es ſpotten Tod und Glück der Thoren.

Ahasver.

Du zählſt, ich hör's, zu der Geweihten Schaar,

Viel beſſer ſagt' ich, zu den früh Verdammten,
Für die, bei hellerm Blick, nur Eines klar:
Daß dieſer dichte Staub, dem ſie entſtammten,
Ein Dunſtkreis von geheimem Licht durchfunkelt.
Je mehr ihr forſcht, je mehr ſeid ihr umdunkelt!
Doch du biſt ſterblich, und für alle Qual
Giebt's einen Lohn, unſäglich ſüß, ein Sterben!
Doch weißt du, was es heißt: ein Leben erben,
Ein Erbtheil ew'ger Schuld? Vieltauſendmal
Den Tod verſuchen, kreuzen ſeinen Weg,
Ihm folgen, ihn erhaſchen, ihn umklammern,
Und höhniſch fortgeſchleudert, winſeln, jammern,
Daß immer noch dies müde Leben reg'?
Ob auch gewagt in jeden Sturm der Meere,
Zu Gipfeln, in des Nordpols Eis erſtarrend,
Ins Schlachtgemetzel wilder Kriegerheere,
In Wüſtenbrand, des Schakals Ruf erharrend
Wie der Befreiung, der Erlöſung Ruf —
Und, ach, vergebens jedem Tod gebettet!
Aus jeglicher Gefahr, die ich mir ſchuf,
Hinausgehöhnt, und für den Fluch gerettet,
Dem Leben, das dem Fluch, der Qual geweiht,
Zu wandern, wandern durch die Ewigkeit!

Saramund.

Du biſt —

Ahasver.

Wie viel der Namen ihr mir gabt,
Ihr faßt mich nicht, und nur mit dunklem Ahnen,

Wenn im Gemüth ihr euch verloren habt,
Folgt schaudernd ihr des ew'gen Wandrers Bahnen.
Was Menschenaltern — mir nur wie Sekunden,
Der von Jahrhundert zu Jahrhundert lief —
Was jemals durch der Menschheit Träume rief
Mit grausem Weckungsschrei, ich kann's bekunden!
Denn euer haltlos Selbst umfaßt mein Sinn,
Seht ihr's in euch auch nur getheilt, zersplittert,
Was euch als Reu' und Schuldgefühl durchzittert,
Als Gram und Vorwurf und Gewissenspein,
In der Verzweiflung spätgebor'ner Klage,
Daß ihr aus euch verjagt, verlacht, verdrohnt,
Was Gott der Herr seit eurem ersten Tage
In euch nach seinem Bild erschuf und bot:
Was zwischen Trotz und Schwäche hingetrieben,
Des Muthes baar, in Todessehnsucht ringt —
Ach, nimmer wird der ganze Kreis umschrieben
Des Jammers, den der Ewigkeit ihr bringt,
Den sonder Hoffen, Sterben und Vergessen
Ich ewig für euch, mit euch muß durchmessen!
Du aber, dem ein letzter Tag beschert,
Verdirb nicht deines Lebens kurze Spanne!
Dein Leiden, selbst das Glück, das dir gewährt,
Ertrag', umfass' es in des Todes Banne!
Dem letzten Freunde, sieh getrost entgegen,
Der liebevoll dich eint der Erde Schooß!
Nur der versteht des Todes ganzen Segen,
Deß Leben endlos, ziellos, hoffnungslos! (Ab.)

Faramund.

Verweile noch! Sag' mir noch Eins! — Verſchwunden! —
— Der Tod das höchſte Glück? Unſel'ges Wort!
Und hätt' ich's ſelber nicht ſchon ausgefunden,
Da finſtre Nacht die Seele mir gebunden?
Furchtbarer Glaube, der das Herz verdorrt!
Nein, nein! Hinweg! — Noch fließen Lebensbäche,
Und tränken immer neu der Menſchheit Kraft.
Ziellos und hoffnungslos iſt nur die Schwäche,
Stark bleibt der Menſch ſo lang er hofft und ſchafft.
Doch dank' ich, armer Wandrer, deinen Lehren,
Und fühl' erſchreckt, wohin ich mich verlor,
Da haltlos bald ein kämpfendes Entbehren,
Bald Sinnentaumel ſich mein Wunſch erkor.
Frei bin ich nun, und ſpare Wunſch und Frage.
Der Freiheit erſte That iſt der Entſchluß.
Entgegen geh' ich ſo dem goldnen Tage,
Der mich empfängt mit warmem Strahlenkuß.
Schon rief er Alles wach. Es treibt die Heerde
Der Hirt zu Feld, die Wieſe malt ſich bunt,
Die Sichel nimmt, was heimathlich die Erde
Dem Fleiße beut aus unerſchöpftem Grund.
Vom Anger glänzt das Linnen, das zur Bleiche
Der Sonne bot geſchäft'ger Mädchen Hand;
Vom Brunnen lacht's, es rauſcht am Mühlenteiche,
Und frohes Schaffen kündet rings das Land.
Horch! Selbſt die Wanderſtraße klingt von Liedern,
Den Gruß des Morgens feiernd zu erwiedern!

Geſang fahrender Schüler, vorüberziehend.

Wohl in die Berg' und wohl in die Thal',
Fahrende Schüler, he!
Fröhlicher Einlaß überall,
Fröhliche Raſt und Ade!
Klappert im Thor nur ein Kämmelein,
Fahrende Schüler müſſen hinein.
Hederle, juch juch hederle he!
Fahrende Schüler, he!

Sorgen nicht, wer die Zeche macht,
Fahrende Schüler, he!
Mädchen und Glück die ſind allzeit bedacht,
Daß ihnen Liebes geſchehʼ!
Schau'n aus dem Thor nur zwei Aeugelein,
Fahrende Schüler müſſen hinein.
Hederle, juch juch hederle he!
Fahrende Schüler, he!

Faramund.

Leicht iſt der Freude jugendlicher Schritt,
Und ihrer Klänge letzter Wiederhall
Nimmt Herz und Sinne wie auf Flügeln mit,
Ein hold Empfangen kündend überall.
So, von dem Ruf der Freude mitgenommen,
Heiß' ich den Tag und was er bringt willkommen! (Ab.)

Neunte Scene.

Wirthshaus an der Landstraße.

Emmerich, Lambert, Wittich treten auf.

Wittich.

Der Hafen winkt! Ein gastlich Haus!
Frau Wirthin, Wein! Die Kehle will verschmachten!

Lambert.

Da lieg', mein Ränzel! Wanderstab, ruh' aus!
Heda, bedient uns keine Maus?
Nach einem Trunk steht all mein Trachten.

Wirthin (aus dem Fenster).

Gleich, gleich! Ich komm'!

Emmerich.

Gelt, hier ist's schön!
Weinberge, Kühlung, Lindenschatten!
Kommt solch ein Ruheplatz zu statten,
Da lohnt sich's wohl, auf kahlen Höh'n
Vom Wandermarsche zu ermatten.
Es muß bei Kost und kühlem Wein
Im Haus auch noch was Schön'res sein,
Denn als ich einst vor guten Jahren
Als grüner Fuchs von Hause kam,
Um auf gelehrtem Weg zu fahren,
Da weiß ich, daß hier wundersam
Ein Aeuglein paar, noch kinderjung,

Mich angelacht zum Abſchiedsgruße.
Es muß ein feines Jungfräulein
Derweil im Haus erwachſen ſein.

Lambert.

Ei laß uns ſchaun! Wir haben Muße.

Wittich.

'Im Gaumen dorrt mir faſt die Zung',
Heda!

Die Wirthin kommt mit Wein.

Wirthin.

Gemach, ihr Herrn, gemach!
Da, wohl bekomm's!

Lambert.

Zum Gegengruße
Der erſte Trunk ſei Euch geweiht,
Frau Wirthin unterm Lindendach,
Die noch ſo ſchmuck wie Sommerzeit
Uns doppelt Labung hält bereit!

Wirthin.

Ei, ihr verſteht's! Viel ſchönen Dank!
Man merkt, ihr ſchwört zu Buch und Feder,
Und ſaßt auf der Gelehrtenbank.
Kamt ihr ſchon weit? Wohin die Reiſe?

Lambert.

Es geht nach Haus, in alte Kreiſe.
Bald kommt der Kreuzweg, wo Jedweder

Den Andern grüßt, allein zu gehn,
Vielleicht auf Nimmerwiederſehn.

Wirthin.

Ja, ja! Wenn nur kein Abſchied wär'!

Emmerich.

Doch giebt's ein holdes Ungefähr,
Das bringt zuſammen, eh' man's ahnt.
Wir zwei, ja ſeid nur dran gemahnt,
Wir ſahn uns ſchon, Ihr habts vergeſſen,
Fünf Jahr vergingen unterdeſſen.
Eu'r Aenneli war ein luſtig Ding,
Das noch in Kinderſchuhen ging,
Doch wie die Mutter ſchmuck gewandt,
Das gab zum Abſchied mir die Hand.

Wirthin.

O Je, Ihr kennt's? Das wuchs heran,
Ward groß, und weiß auf ſich zu halten.
Fünf Jahr ſind's her? Da thät mein Mann
Noch friſch in Hof und Hauſe walten.
Der ſtarb derweil, ach, viel zu früh,
Nun hab' ich ſelbſt die Laſt und Müh'.
Ach, unſereins, Gott ſei's geklagt,
Iſt ſo allein recht ſchwer geplagt!

Lambert.

Wenn man, wie Ihr, ſo ſchmuck noch geht,
Da iſt's, Ihr müßt es ſelber ſagen,
Zum Wiederfrei'n noch nicht zu ſpät.

Wirthin (heiter).

Ei Schnickeſchnack!

Lambert.

Man ſoll was wagen!
Betrachtet mich, wie ich hier bin:
Geſunden Leib, vergnügten Sinn,
Figur und Haltung gar nicht ohne,
Ein Zwickelbart, der Bärte Krone,
Im Kopf ein Fünkchen Mutterwitz,
Im Ränzel, als mein Vollbeſitz,
Ein ganzes Hemd und ein Virgil.
Geſteht mir ein, ich biete viel!
Wie wär's, Frau Wirthin? Habt Ihr Muth?

Wirthin (lachend).

O Je! Ihr gebt Euch gar gefährlich!
Wiewohl, ich bin nach Hab und Gut,
Wie reich Ihr's bietet, unbegehrlich.
Doch iſt vielleicht für Eure Gaben
Klaus Narren Geſchwiſterkind zu haben!

(Ab ins Haus. Gelächter.)

Wittich.

Hei! Luſtig abgeblitzt!

Lambert.

Sie lebe!
Dem Korb zum Trotz, den ich empfangen.

Wittich.

Und wenn ſie dich beim Worte nahm?

Lambert.

Ei was, ich wär' ihr durchgegangen!

Wittich.

Sag' du von Glück! Du würdeſt zahm
Als Ganymed bei dieſer Hebe!

Emmerich

(der an den Fenſtern geſpäht).

Wo ſteckt das Kind? Ob wohl ein Lied
Die Schneck' aus ihrem Häuslein zieht?

(Singt.)

Es ſteht eine Lind' am Wirthshausthor,
Voll Duft im Sonnenſcheine.
Was lauſcht und lacht aus dem Laden vor?
Grüß Gott dich, Jungfrau feine!

Wittich.

Nun? Weiter nur!

Emmerich.

Mein Reim iſt aus,
Singt Euren drauf, ſo wird ein Lied daraus.

Annneli (im Hauſe ſingt).

Viel Dank, Herr fahrender Geſell!
Ein Glöcklein hört' ich läuten:
Ein Grüßen und ein Wörtlein ſchnell
Das laß dir nichts bedeuten!

Lambert.

Ein Stimmlein, horch, wie wenn im Wald
Der Nachtigallen Lied erſchallt!

Emmerich (für ſich).

Mir klingt's bekannt, und läßt da drinnen
Mich wohl noch beſſern Gruß gewinnen!

(Will ins Haus, bleibt ſtehen)

Wittich

(blickt nach der Straße).

Was kommt uns da? Es glänzt und drängt
Durch Staubgewirbel, Federn wehen.
Ein Reitertrupp kommt hergeſprengt,
Sie ſind gar vornehm anzuſehen.

Lambert.

Sie halten, ſteigen ab vom Roß,
Fürwahr, es iſt ein prächt'ger Troß!

Wirthin

(tritt heraus, ruft ins Haus zurück).

Deckt auf! Vom Keller holt das Beſte!
Es kommen großgewalt'ge Gäſte!

Junker Vohland, Hofmarſchall des Kaiſers, mit **Begleitern**, tritt auf.

Vohland.

Viel Gruß den Herrn, die vor uns ſchon
Sich ſpendeten der Wandrung Lohn!
Geſellſchaft kommt uns wohl zu ſtatten,
Drum ſei gemein uns Raſt und Schatten.

Lambert.

Spricht ſo gewinnend Art und Mund,
So theilt man gern die Reiſeſtund'!

Vohland.

Der saubern Wirthin guten Tag!
Will sie uns bald zu Tische laden?

Wirthin.

Mit Allem, was das Haus vermag,
Steh' ich zu Diensten Euer Gnaden! (Ab.)

Vohland (musternd).

Gelehrte Herrn? Es sagt's die Tracht.
Von wannen kommt Ihr, darf man fragen?

Emmerich.

Von Heidelberg.

Vohland.

Denselben Ort
Erzielen wir. Es lebt sich dort
Gar lustig, heißt's?

Emmerich.

Den guten Tagen
Ward leider uns ein End' gemacht.
Das Pensum ist zurückgelegt,
Das Leben soll uns ernster binden.

Vohland.

Nun, wer's versteht, und wer's erträgt,
Wird sich auch da zurechte finden.
Man nehme seines Vortheils wahr,
Und sei im Halten unverlegen,
So bringt das Leben selbst sich dar,

Und gute Zeit giebt's allerwegen.
Nun denn, von Heidelberg — da wißt
Ihr von dem Doctor mir zu ſagen,
Deß hoher Ruhm in frühen Tagen
Schon durch die Welt geflogen iſt?

Emmerich.

Mein guter Freund iſt's! Denn Ihr meint
Doch wohl den jungen Faramund?
So mancher Tag hat uns vereint,
Und ſchwer vermiſſ' ich jede Kund'
Und jede Spur, wo er geblieben.
Man weiß nicht, was ihn fortgetrieben.
Es war zur Zeit, da durch das Land
Der ſchwarze Tod kam hergezogen.
Ach, da verſagt' auch ſeiner Hand
Die Kunſt, die ſonſt ihn nie betrogen,
Doch, ob verzweifelnd, Tag und Nacht
Sah man auf Rettung ihn bedacht.
Nur Wenige gelang's zu retten.
Doch ſollt' ihn das nur feſter ketten
An Glauben, Hoffen und Vertraun.
Das Sterben ſchwand, man mochte gern
Ins Leben wieder ruhig ſchaun,
Doch plötzlich war er uns verſchwunden.
Zuweilen kam wohl aus der Fern'
Etwas zur Stadt von ſeinen Kunden.
Das ſchwieg nun auch ſeit einem Jahr,
Jetzt iſt man aller Kunde bar.

Man forſcht umſonſt, und ſucht und fragt,
Schickt Boten, um ihn zu erſpüren,
Und in die Stadt zurück zu führen,
Doch All' umſonſt. Man iſt verzagt,
Denn ſtaunenswerth war ſein Gelingen,
Und ſelten hat es ihm verſagt.
Man braucht ihn, flüſtert man auch leiſe,
Es geh' nicht zu mit rechten Dingen.

Vohland.

Das iſt der Welt gemeine Weiſe.
Wo etwas Großes regt die Schwingen
Und über die Gewohnheit hebt,
Da ſchleicht der Neid, und ſpinnt und webt,
Und macht der lieben Dummheit bang.
Wem ſelbſt kein rechtes Ding gelang,
Spricht gar zu gern von rechten Dingen.
Was falſch und unrecht, war bislang
Stets der Philiſter Lieblingsſingen.

Emmerich.

Mich freut's, daß Ihr ſo kräftig denkt,
Und billig von des Freundes Streben.
Wär' er uns nur zurück geſchenkt!
Wer weiß auch, ob er noch am Leben?

Vohland.

Er lebt. Und grad um ſeinetwillen
Bin ich dahier. Er wirkt im Stillen.
Und hier herum muß ſeine Bahn,

Der unſern ſich, ſo heißt es, fügen.
Wenn meine Augen mich nicht trügen,
Seh' ich dort einen Wandrer nah'n.
Vielleicht —

Faramund tritt auf.

Emmerich.

Er iſt es, Faramund!

Lambert.

Willkommen!

Wittich.

Ha, zur guten Stund'!

Faramund.

Gegrüßt mit Freuden ſeid mir Alle!

Emmerich.

Du ſchauſt ſo friſch und lebenswarm,
Als kämſt du aus des Glückes Arm!

Wittich.

Ja, ſprich, in welcher Mauſefalle
So brav das Schickſal dich genährt?
Denn ſtattlicher kommſt du gegangen,
Und auch ein Bart iſt dir beſchert!
Erzähl'! Uns Alle will verlangen,
Wo du geſteckt die lange Zeit?

Faramund.

Den Augenblick laß uns genießen,
Den froh das Wiederſehn uns weiht!

Wittich.

Auch recht! Es ſoll uns nicht verdrießen
Zu ſchonen deine Heimlichkeit.
Komm, labe dich, und ſpül' den Staub
Der Wanderſtunden aus der Kehle.

Vohland

(nähert ſich Faramund).

Mein würd'ger Doctor, mit Verlaub —!
Wenn ich den Augenblick Euch ſtehle,
Die Sendung will es, die mich treibt.
Den vielgeehrten Mann zu finden,
Von deſſen Kunſt man ſpricht und ſchreibt,
Vor deſſen Ruhm die Namen ſchwinden,
Die man gerühmt auf gleicher Bahn,
Den Mann, dem Alles unterthan,
Wenn ſeine Macht er ganz verſtanden,
Den Mann zu finden freut mich ſehr!

Faramund.

Ihr macht mir, Herr, das Danken ſchwer.
Es wird die Freud' an Lob und Ehr',
Am Uebermaß des Worts zu Schanden.

Vohland.

Viel ernſter Sinn! In unſerm Fall
Darf Euch des Ruhmes Laſt nicht drücken,
Denn neue Lorbeer'n gilt's zu pflücken.
Ihr ſeht in mir den Hofmarſchall
Des Kaiſers, an Euch abgeſandt,

Nach Hof Euch ſchleunigſt zu geleiten.
Der hohe Herr, ſeit langen Zeiten
An's Schmerzenslager feſtgebannt,
Hofft auf Geneſung durch die Hand,
Die kraftvoll hemmt des Todes Waffen.
Die Majeſtät, mit ihr das Reich
Berufen Euch zu höchſtem Schaffen.

Faramund.

Mein Wirken iſt für Alle gleich.
Im Prunkſal, unter'm Hüttendache,
Führt meine Hand dieſelbe Sache.
Ich bin bereit mit Euch zu gehn.
Beſtimmt den Augenblick der Reiſe!

Vohland.

Wir ſind entzückt, Euch frei zu ſehn,
Für den die Zeit ſo hoch im Preiſe!
(Seinen Begleitern Faramund vorſtellend.)
Der würd'ge Doctor ward gefunden,
Iſt fortan unſerm Kreis verbunden,
Und ſteht mit uns in Kaiſers Dienſt.

Lamberl (zu den Seinen).

Was ſagt ihr jetzt?

Wittich.

Ich? Gar nichts mehr.
Und käm' der Herrgott ſelber her,
Ihn ſich als Leibarzt zu verbinden,
Ich würd' es ganz natürlich finden.

Faramund

(reicht Emmerich die Hand).

Leb wohl!

Emmerich.

Kaum daß du uns erſchienſt,
Mußt du ſchon wieder von uns fahren?
Mit dir das Glück!

Vohland.

Den Abſchied darf
Der Freund noch eine Weile ſparen.
Die Sonne brennt, wir ritten ſcharf,
Und Raſt iſt nöthig Mann und Roſſen.
Inzwiſchen giebt der Doctor hier
Den Ehrentrunk noch den Genoſſen.
Sein Säckelmeiſter iſt in mir
Der Kaiſer ſelbſt.

Wittich.

Sehr noble Art!
Beleid'gung wär' es, abzulehnen. —
Frau Wirthin, heut nur nicht geſpart,
Es gilt die Mahlzeit auszudehnen!

Wirthin.

Iſt Alles fertig und parat,
Die Suppe dampft. Beliebt's den Herrn?

Lambert.

(Während die Andern ſich dem Hauſe zuwenden, hält Faramund zurück.)

Mein großer Freund, du wirſt im Staat

Nun bald ein auserwählter Stern,
An Macht und Einfluß wird's nicht mangeln,
Und Arbeit giebt's wohl auch zumeiſt.
Fehlt ein Gehülfe dir, du weißt,
In welchem Teich du haſt zu angeln!
Zu Halle wohnt mein ganz Geſchlecht,
Und ſo auch ich, des Stammes Zier.
Nicht weit vom Markt, im blauen Hecht
Schenkt mein Herr Vater, merk' dir's recht,
Saalwein und Merſeburger Bier.
Und kurz, ich wollte dir nur ſagen,
Ich bin dort immer zu erfragen. (Beide ab.)

Zehnte Scene.

Saal in der Kaiſerburg. Glockengeläut.

Junker Vohland tritt auf, **Faramund** folgt ihm raſch.

Faramund.

Weicht mir nicht aus! Ich kenn' Euch nun,
Hab' Euch durchſchaut, weiß Euch zu nennen!

Vohland.

Was wollt Ihr, Herr?

Faramund.

Ich will nicht ruhn,
Bis Ihr Euch klar gebt zu erkennen!

Roland.

Mein Freund, bedenket, wo wir ſind!
Bei Hof wird nichts im Sturm gewonnen.

Faramund.

Wir ſind allein.

Roland.

Das Licht der Sonnen
Hat Augen, Ohren hat der Wind.
Behutſamkeit erlernt bei Zeiten!

Faramund.

Gleichgültig iſt für Euch der Ort,
Wenn Ihr nicht wollt, wird nicht ein Wort
Zu fremdem Ohr verräthriſch gleiten,
Ob Waldesnacht, ob Kaiſerſaal —

Roland.

Ich ſteh' zu Dienſt ein andermal!
Der Kaiſer, der durch Euch geneſen,
Ließ ſich zuerſt im Münſter heut
Die Meſſe feſtlich wieder leſen.
Sein Anblick alle Welt erfreut,
Nie war der würd'ge Herr ſo kräftig,
Und alle Zungen ſind geſchäftig
Zu preiſen ihn und Eure Kunſt.
Genießt der allgemeinen Gunſt,
Mein junger Freund! Der Jugend frommt
Der Tag. — Genug! Der Kaiſer kommt.

Der Kaiſer, von reichem Herrengefolge begleitet, durchſchreitet den Saal. Wie er Faramund erblickt, bleibt er ſtehen.

Kaiſer.

Warum entzieht ſich meinem Blick
Der Mann, den mir ein gut Geſchick
Zum Helfer in der Noth geſendet,
Mehr hat mir Eure Hand geſpendet,
Als es erwiedern kann mein Dank,
Der Euch gebührt doch ohne Wank.
Was ſind Euch Schätze, fahrend Gut?
Ihr weiſt ſie fort mit kaltem Blut,
Und wo viel Hundert um den Thron
Sich drängen um Gunſtgewähr und Lohn,
Steht Ihr mit ſtolzem Sinn bei Seite.
Doch will ich ſiegen in dem Streite,
Und will als Kaiſer Euch nach Werth
Gehalten wiſſen und geehrt.
Der Hofmarſchall weiß meinen Willen,
Wie ich geſorgt für Euch im Stillen.
Doch hier, vor Aller Augen, frei,
Der Lohn für Euch erleſen ſei,
Der Euch und Euer ganz Geſchlecht
Dem Adel reiht und höfiſchem Recht.
Kniet nieder!

(Er nimmt ſein Schwert ab und giebt Faramund den Ritterſchlag.)

In der Edlen Kreis
Sei aufgenommen in rechter Weiſ',

Des Kaisers auserles'ner Mann!
Nimm dieses Schwert und trag's fortan
In meinem Dienst! — Ihr Herrn betrachtet
Den Mann, den ich so hoch geachtet,
Der Keinem soll an Ehre weichen,
Den werthen Mann, als Euresgleichen!
In Eure Sorge, Hofmarschall,
Verweis' ich sein Begehren all. —
Mein Dank soll stets sich Euch bekunden.
Lebt wohl! Wir bleiben Euch verbunden.
(Kaiser und Gefolge ab.)

Vohland.

Nun? Steht man stumm, in sich gekehrt,
Wenn man vom Kaiser so hoch geehrt,
Von höchster Gunst man hat zu sagen?

Faramund.

Den Unwerth kann ich nur beklagen,
Den bei so großer Gnaden Last
Erkenntnißvolles Bangen faßt.
Was that ich denn, um zu verdienen?
Man holte mich, ich bin erschienen.
Das Lied, das man dem Knecht erlaubt,
Hat er nun wieder abgepfiffen!

Vohland.

Bescheidner Sinn wird nie begriffen,
Und Selbsterkenntniß nie geglaubt,
Drum nehmet, junger Herr, mit Ruh

Den Kieſel, den man Euch geſchliffen,
Als käm' er Euch mit Rechten zu.
Doch diesmal iſt's kein werthlos Spiel,
Des Kaiſers Gunſt gewährt Euch viel,
Macht Euch geehrt und macht Euch reich —

Faramund.

Und will, daß ich an Euch zugleich,
An Euch mich wenden ſoll und halten!
Ich thu's! Du biſt nicht, was du ſcheinſt!
So ſehr du dich zu bergen meinſt,
Ich fand dich aus als jene Macht,
Die dieſes bunten Erdenſpieles,
Des Ruhms, der Ehren, ſpottend lacht,
Und, ſtill im Dunklen, ihres Zieles
Verlockend und vernichtend wacht.
Du weißt zu geben, nimmſt den Lohn,
Erſt wenn Genuß und Rauſch entflohn,
Wenn mit dem Leib der Durſt vernichtet,
Die Seel' im Abgrund dir verpflichtet.
So hab' ich dich erkannt, und weiß,
Du kennſt auch den geheimen Kreis,
Den fremde Macht um mich gezogen,
Mich um mein eigen Selbſt betrogen.
Sei mir zu Willen! Mein Geſchick
Werf' ich dir hin für mein Verlangen!

Voland.

Es ſtellt ſich dar, mit ſchärferm Blick,
Als Derer, ſo die Welt befangen,

Seid Ihr gerüſtet und begabt.
Nun, da Ihr ausgefunden habt,
Daß ich vielleicht was mehr bedeute,
Als hier am Hof die andern Leute,
Lüft' ich die Maske denn zum Spaß,
Mit Euch zu plaudern dies und das.
Ihr ſeid gar wacker ausgeſtattet,
Da Mächte, die ſonſt ziemlich karg,
Ihr ſorgſam zu Gevattern hattet,
Und von der Wiege bis zum Sarg
Zum Daſein höher ſeid geweiht.
Reſpect denn vor dem Geiſterband,
Reſpect vor Euch, der mich erkannt
Auch unterm höfiſch ernſten Kleid!
Wohl, wir ſind unter uns! Was wär'
Denn vorerſt Eurer Luſt Begehr?

Faramund.

Eh' ich's begehre, ſag mir an,
Warum entboteſt du mich her?
Was iſt an dieſem Hof dein Treiben?

Vohland.

Nun, junger Herr, die Antwort kann
Und ſoll Euch nicht verſchwiegen bleiben,
Ihr würdet ſelber bald ſie finden.
Der Vetternſchaft mich zu verbinden,
Holt' ich Euch her. Geſchäfte dann,
Geſchäfte ſind's, die hier mich halten.
Ging mancher andre Souverain

Doch auch in mancherlei Geſtalten,
Um ganz incognito zu ſpähn,
Wie es die Leute thun und halten.

Faramund.

Und Mancher iſt, um künft'gen Lohn,
Dir hier am Hof verpflichtet ſchon?

Vohland.

Ich kann wohl ſagen, daß faſt Alle,
Ob groß, ob klein, in dieſem Falle.
Verſteht mich, ohne Schuldvertrag!
Der macht von ſelbſt ſich, ungeſchrieben.
Sie ſind im Haſſen, ſind im Lieben
Wie man am Hof ſie braucht und mag,
Und das kann mir denn auch genügen.

Faramund.

So dachteſt du auch mich zu trügen,
Dem Dümmſten gleich, in dieſem Kreis?

Vohland.

Traut Ihr mir zu, daß ich nicht weiß,
Mit wem ich's hab', mit wem verkehre?
Der Pathenſchaft gab ich die Ehre,
Vor Allem meiner Baſe hold,
Die es einmal ſo haben wollt!
Ob nun, trotz ihr und Eures Alten,
Ihr Euch an mich auch denkt zu halten,
Das ſteht bei Euch. Ich ſag's Euch frei,

Mir liegt nicht viel an Euresgleichen.
Drum laßt es gut sein!

Faramund.

Nicht entweichen
Sollst du mir heut! Die Stunde sei,
Wo ich dein Wesen ganz erkannt,
Nun erst des Glückes Unterpfand.
Ich will den Bund mit dir!

Vehland.

Du willst?

Faramund.

Wenn du mein heiß Begehren stillst,
Nimm was du willst, von mir! Ich werde
Jedwedem Pakt, der mir die Erde
Anheim giebt und das volle Leben,
Jedwedem Pakt mich willig geben.

Vehland.

Nicht doch! Davon will ich nichts hören —
Von Pakt, Bedingung und Vertrag!
Denn, nichts für ungut, Herr, ich mag
Mich selber längst nicht mehr bethören.
Mit Euch Gelehrten thut man gut,
Wenn man, nach Pakten nicht begehrlich,
Vorsichtig bleibt und auf der Hut.
Wir hielten ihn, die Höll' ist ehrlich,
Wir würden unser Bestes thun,
Allein der gute Mensch — ei nun,

Der wärd' uns zu betrügen ſuchen,
Und hat er Glück, gelingt's ihm gar.
Der dumme Teufel mag dann fluchen,
Und ſich geſtehen, daß er's war,
Daß er als Tölpel abgeblitzt!
Erfahrung hat auch uns gewitzt,
Bekenn' ich Euch ganz unverhohlen!
Doch fordert drum, was Euch beliebt.
Ihr ſeid bei mir ſo gut empfohlen,
Daß es wohl wenig Dinge giebt,
Die wir nicht brächten an ein Ziel.

Faramund.

Ich fordre mehr als bloßes Spiel!

Pohland.

Ich glaub's!

Faramund.

Du weißt, daß mir gegeben
Von ungerufner Geiſtergunſt,
Die Menſchen unter'm Schein der Kunſt
Aufs Neu zu weihen für das Leben.
Doch nicht für Alle reicht die Gabe,
Für Alle nicht —

Pohland.

Es wär' auch toll!

Faramund.

Mein Peiniger fordert ſeinen Zoll,
Und was ich bin, und was ich habe,

Iſt eitel nichts, iſt Sklaventhum!
Ich haſſ' ihn, haſſe dieſen Ruhm,
Der nichts mir giebt, mir Alles nimmt,
Die Freiheit und die Luſt am Leben!
Der mich zu fremdem Dienſt beſtimmt,
In Gaukelſpiel verkehrt mein Streben!
Ihn zu beherrſchen, ſeine Macht
Mit eigner Macht zu überwinden,
Davon iſt jeder Wunſch entfacht,
Nur ſo kann ich Genügen finden!
Gieb mir die Kraft, ihn zu beſiegen,
Zu bannen meinen Feind, den Tod?

Oehland.

Nun, das geſteh' ich! Vieles bot
Die Menſchheit ſchon mir an Problemen
Um Macht und Glanz und andre Schemen,
Es mochte brechen, mochte biegen,
Ich hatte Luſt an meiner Luſt.
Auf viel war ich bei Euch gefaßt,
Doch, lieber Herr, ein ſolch Gelingen
Iſt ungefähr ſo gut verbürgt
Als über den eignen Schatten ſpringen!
Unglaublich iſt's! Was preßt und würgt
Ihr Eu'r Gemüth mit Leidenſchaften,
Mit Hoffenstollheit, Strebenskraft,
Darin Eu'r Denken ſchmelzt und praßt,
Um mit Entſetzen zu ernüchtern?
Glückſelig, die am Staube haften!

Im Fordern ſind ſie auch nicht ſchüchtern,
Und ohne Rückſicht im Genuß.
Doch iſt in allem Ueberfluß
Ein Maß, ein menſchlich Ziel zu finden.
Allein mit euch ſtudierten Herrn,
Zumal in Deutſchland, anzubinden,
Iſt wahrlich ſchlimm! Man dient ja gern,
Doch wer vermag noch zu gewähren
Zu grenzenloſem Wunſchbegehren?

Faramund.

Du kannſt es nicht?

Pohland.

Wär' Euch die Macht,
Die Ihr begehrt, anheim gegeben,
Die Erde müßt' an ihrer Tracht
Von überzähligen Menſchenleben
Nur vor der Zeit zuſammenbrechen!
Zwar glaub' ich's, daß die Jugend nie
Dem Tode wird Willkommen ſprechen,
Dem Alter iſt die Melodie
Der hergebrachten Lebensleier
Auch lieber als der Allbefreier.
Und doch, ſo viel ihr möget murren,
Für euch iſt's Wohlthat, iſt es gut,
Eu'r Penſum zeitig abzuſchnurren.
Was würde — denkt's mit ruhigem Muth —
Wenn all die tauſendfält'ge Brut

Die ſich vermehrt ſeit allen Zeiten,
Wär' auserſehn für Einigkeiten?
Iſt doch für Unſereins ſogar
Die Ausſicht des Vergnügens bar!

Faramund.

Nicht ungemeſſ'ne Lebensdauer
Begehr' ich dem, was dieſer Welt
Und ihrem Schmerz ein Weib gebar.
Nur bannen will ich all die Trauer,
Um das, was lebensvoll geſchwellt,
Im Blütenſchmuck, in Segensſpenden,
In Jugendglück, in Glückverſchwenden,
Der Willkür alſo ein Opfer fällt.
Die Macht nur über meinen Feind,
Der, mir das Beſte zu entreißen,
Zerſtörend und verhaßt erſcheint,
Die Macht nur ſelbſt du mir verheißen.
Sprich, kannſt du das?

Vohland.

Nur, nun — verzeiht!
Ein Lächeln iſt hier wohl verzeihlich.
Vom Können iſt man oft nicht weit,
Allein im Wollen nicht gar billig.
Was denkt Ihr auch? Um Eu'r Gemüthe
Zu ſtillen, wollt Ihr rückſichtslos,
Daß ich in die Verwandtſchaft wüthe?

Faramund.

Was heißt das?

Roland.

Ei, vor alten Zeiten
Iſt meine Vetternſchaft gar groß,
Da hat man denn Verbindlichkeiten!
Sphinx, Amor, und Centaur und Faun,
Joan Venus, Ahriman, Alraun,
Hans Mors, Fortuna, und was mehr
Der herzig lieben Ungeheuer
Auf Erden dann zu Ruhm und Ehr,
Stammt eben aus dem gleichen Feuer,
Mir wohlbefreundet und verwandt.
Nahm mein Hans Mors es in die Hand,
Etwas nach ſeinem Sinn zu lenken,
Ei, wie entſchlöß' ich da mich gern,
Den grillenhaften alten Herrn,
Dem ich verpflichtet bin, zu kränken?

Faramund.

Statt ſeine Macht mir zu entfalten,
Weiß Ehren-Roland wie ein Geck
Mit Poſſen mich zu unterhalten!

Roland.

Gemach! Der neugebackne Junker
Beginnt ja ſchon recht laut und keck!

Faramund.

Weg Narrentheidung! Leer Geſtunker,
Nur ausgedacht den Preis zu ſteigern!
Ich fordre deine Hülf' und Hand

Um jeden Preis! Kannst du dich weigern,
Der niemals blöde, wie bekannt,
Mit Wucherzins sein Reich zu mehren!
Ich fordre jetzt! Du sollst gewähren!

Vohland.

Ihr lernet schnell als Günstling hier
Verwöhnt, unartig, dreist zu sprechen!
Bin ich Eu'r Knecht, daß Ihr zu mir
Euch solcher Rede dürft erfrechen?
Beim Abgrund! Wißt Ihr, was Ihr sagt?
Was gegen mich Ihr tollkühn wagt?
Hab' ich mich schleichend aufgedrungen?
Wenn als des Kaisers Hofmarschall
Ich hier Euch biete Gunstgewähr,
Dürft Ihr schon fordern überall,
Als wär't Ihr selbst dem Thron entsprungen?

Faramund.

Seit frühauf hört' ich manche Mähr,
Doch nie vernahm ich noch bislang,
Daß der Teufel gar so fürnehm wär',
Und stolz auf Titel und auf Rang.

Vohland (lachend)

Viel Glück, Hans Merz, zu deinem Vathen!
Der macht mit Frau Fortuna's Schutz
Sich mehr die Vetternschaft zu Nutz,
Als lieb dir ist und wohlgerathen! —
Nun, junger Herr, ich seh', man kommt

Mit Euch nur offen, frei zu Ende.
Ihr wißt und ahnt nicht, was Euch frommt.
Ich weiß für Euch so manche Spende —

Faremund.

Laß ab! Kennst du das Eine nicht,
Dann hat kein Andres mir Gewicht!
Dann muß ich machtlos, rathlos elend
Im Frohndienst meiner Tage gehn,
Mein Herz, mein Hirn, mein Hoffen quälend
Den kleinsten Vortheil zu erspähn,
Der endlich aus der Willkür Ketten
Mich meinem Selbst vermag zu r[illegible]n,
Um, ach, von Neuem stets zu fi[illegible]
Daß Kraft und Hoffen nichtig schwanden!
Ach, wäre dieses Band zerrissen!
Dürft' ich mein Streben und mein Wissen,
So klein es sei, mit freier Hand,
Der ganzen Menschheit zugewandt,
Mit holdem, freudigen Vertrauen,
Mir selber bieten, selber bauen!
Wär' all mein Schaffen, ganz und voll,
In stiller Dunkelheit geblieben,
Ich wüßte, was ich kann und soll,
Und fühlte mit beglückten Trieben
Mich wachsen aus der eignen Kraft,
Die eignen Kräfte frei zu wagen!
Statt in die Welt hinausgetragen,
Vom Schein bedingt, in Wahnes Haft.

Unnütz mir selbst, ein Knecht, ein Nichts.
Dastehn, beschämten Angesichts!

Roland.

O unergründlich Menschengemüth!
Da steht nun Einer, tief erglüht
Die ganze Menschheit zu erlösen,
Und will's erzwingen durch den Bösen!
Hat Unschuld im Herzen, die Tugend lieb,
Und stiehlt doch, wie jeder andre Dieb!

Faramund.

Wie soll ich schaffen, leben können,
Betrogen um mein eignes Sein?

Roland.

Geht, geht! Ihr wart' bereits vernünftig.
Zeit mit denselben Grübelei'n
Und hoch vermegnen Forderungen
Ihr schon wo andere abgeblitzt —
Nun ja, ich weiß, was Euch mißlungen.
Daß Ihr Euch schon umsonst erhitzt
Mit Frau Fortuna, Eurer Grillen
Phantastisch wilden Flug zu stillen;
Doch da's einmal nicht gehen wollt',
Erschien beruhigt Euer Streben,
Ihr habt ganz menschlich in das Leben,
Und zeigtet Euch dem Tage hold.
Wie mögt Ihr jetzt den Tag verlieren,
Vermehrtes nochmals zu probiren?

Faramund.

Es giebt die Stund' uns Fried' und Ruh',
Und ſingt uns holder Täuſchung Lieder.
Die Still' erquickt, wir hören zu,
Entſagung heuchelt den Gedanken
Befried'gung in den engſten Schranken.
Die nächſte Stunde kommt und giebt
Und ſelbſt dem Kampf des Tages wieder.
Was wir gehofft, gehaßt, geliebt,
Es läßt in uns zum alten Ringen
Gebieteriſch den Ruf erklingen.
Doch, weh! ich fühl's, vergeblich ſtrebt,
Auch hier, was ringend mich belebt!
Hinweg aus dieſem eitlen Kreiſe,
Der mir nicht mehr Genügen bot
Als jeder Fleck im engſten Gleiſe,
Wo Leben ringet mit dem Tod!

Wohland.

Halt, halt! Ich darf Euch ſo nicht laſſen,
Noch ſtünd' es ſo Euch ſelber an!
Und dann, wer weiß — vielleicht, man kann
Nach Wunſch für Euch noch was erfaſſen.
Im ganzen Umfang iſt es ſchwer —
Doch will ich's gänzlich nicht verſagen.
Wollt Ihr geduldig Euch betragen,
Stünd' ich im Einzlen zu Begehr,
So hie und da dem grauen Alten

Das Licht ein wenig fern zu halten,
Auch ſo 'mal ſeinen Weg zu kreuzen.

Faramund.

Du kannſt? Sag' an!

Pohland.

Allein mit Wahl!
Die Kerze läßt ſich nicht mehr ſchnäuzen,
Die auf den Grund gebrannt einmal,
Doch manche nährte ſich noch lang',
Zu der er richtet ſeinen Gang.
Bleibt nur bei Hof! Wir wollen ſehn.
Ich habe ſo bei Eurem Alten
Noch etwas auf dem Kerbholz ſtehn,
Und daran wollen wir uns halten.
Inzwiſchen nehmt des Daſeins wahr!
Ihr habt es ja noch kaum gekoſtet.
Das bischen Jugendkraft verroſtet,
Laßt Ihr's der Luſt und Uebung bar.
Es iſt ſo Manches hier zu ſehn,
Um mehr als Augen zu verlieren —
Ihr werdet nicht vorüber gehn!
Und — im Vertrau'n! mir ſchien es faſt
Als wär't ihr ein willkommner Gaſt,
Und — wär' Euch ſchon zu gratuliren!
Nun, das Erröthen ſteht Euch gut!
Man ſiegt oft mit befang'nem Muth.

Beatrix, Herzogin von Parma, des Kaiſers Tochter, geht mit **Gefolge** durch den Saal. Sie läßt Faramund durch einen **Pagen** herbei rufen und ſpricht mit ihm.

Rohland (für ſich).

Ah, brav! Da kommen meine Truppen.
Verſchwendet wär' jetzt jedes Wort.
Bald fällt's vom Auge ihm wie Schuppen.
Geblendet von der Sonne dort
Fliegt bald er durch den Zauberring
Als bunter Tagesſchmetterling.
Ich glaub's, er iſt ein rechter Biſſen
Für's Weibervolk! In reiner Kraft,
Noch unverſucht, in Jugendblüthe,
Schön von Geſtalt und von Gemüthe,
Und reif doch ſchon zur Leidenſchaft.
Man wird ihn anzulödern wiſſen,
Und bald vergißt er mit Behagen
Sein Haſſen, Grollen und ſein Fragen.
Mit ſolchem Völkchen, das im Wollen
Sich drängt zu ſchöpfen aus dem Vollen,
Zu ſchießen weithin über's Ziel,
Iſt's nur ein um ſo luſt'ger Spiel.

Beatrix (zu Faramund).

Wir bleiben noch in Eurer Schuld,
Doch hoffen, einſt ſie abzutragen.

Faramund (leiſe).

O Herrin! Eures Lächelns Huld
Iſt Glück, iſt Sonne meinen Tagen!

Beatrix (leise).

Sie wahrt dir ihre ſchönſte Spende.
Der Ruf iſt nah, den ich dir ſende!

(Beatrix mit Gefolge ab.)

Faramund (für ſich).

Der Ruf iſt nah? — O ſtürze dich
Du Strom der Freuden auf mich nieder!
Was wagt' ich? Weß erkühnte ſich
Die Lippe, jeder Zucht zuwider?
Und doch — o ſel'ger Wonnerauſch!
Nicht Täuſchung war es, nicht Bethörung,
Im Wort und in der Blicke Tauſch
Las ich Verzeihung, las Erhörung!
Halt! halt, mein Herz! Zerſpringe nicht
In der Erwartung Ueberfülle!
Wo berg' ich vor des Tages Licht
Die Gluthen in verſchwiegner Hülle,
Die Gluthen, die ins Angeſicht
Verräthriſch alle Flammen jagen,
Die jauchzend in mir aufgeſchlagen?
Der Schöpfung Stolz, im Hoheitsglanz
Der Frauen Kron' — o, Seel' und Sinn
Sind aufgeſcheucht, Entzücken ganz,
In Ahnung ſchon von dem Gewinn
Der Huld, die lächelnd ſie verheißt.
Und wie im Taumel fliegt und kreiſ't
Mein Hoffen um das eine Wort,
Das Zauberwort von ihrem Munde.

O fülle mit der Wünſche Hort,
Du Ewigkeit der Harrensſtunde,
Zu mächtig nicht mein ganz Empfinden,
Daß ich es vor dem lichten Tag
In mir zu bergen noch vermag,
Was mich bedroht zu überwinden!

Wohland (nähert ſich ihm)
Nun, junger Freund, die Unterbrechung
War ſchön und freundlich — doch zurück
Nun zu Geſchäften und Beſprechung.
Der Kaiſer, wißt Ihr, will Eu'r Glück
Nach ſeiner Art. Es iſt Euch Pflicht
Mit guter Art Euch zu bequemen,
Was er Euch bietet, hinzunehmen,
An Gütern, Gaben von Gewicht.
Ich habe Vollmacht —

Faramund.
Bitt' Euch — laßt!
Ein Andermal! Ich muß — ich kann
Unmöglich zu ſo eitlen Dingen
Im Augenblick den Geiſt bezwingen.
Ein Andermal! — Ich mahn' Euch dran! (Ab.)

Wohland.
Schon ganz vom Schwindel angefaßt?
Vor dieſem übermäß'gen Dränger
Hätt' ich denn vorerſt Ruh' und Raſt.
Hans Moré, mein alter Grillenfänger,

Was du mit manchem Aufgebot
Von Müh', gedachteſt zu erwerben,
Mein wird es ohne Müh' und Noth!
Durch Frau Fortuna's ſchöne Hand
Soll ſich ſein Tag ſo roſig färben,
Daß er geblendet und gebannt
Nicht denkt an Leben oder Sterben,
Und, wie der Andern muntre Schar
Drauf zu lebt, jedes Denkens bar,
Bis dann das Krüglein geht zu Scherben. (Ab.)

Elfte Scene.

Nacht. Ein Kirchhof. An der Mauer Grabgewölbe.

Gangolf und **Weigand**, früher Landsknechte, treten auf.

Gangolf.

Hörſt du nicht was? Es klang ſo ſchrill
Wie Eiſen —

Weigand.

Wo? 's iſt Alles ſtill.

Gangolf.

Dort in der Gruft — iſt's nicht ein Schein
Von Licht?

Weigand.

Ei, Tropf, was wird es ſein?

Das Silber iſt's an den Beſchlägen,
Schon blinkt's im Mondlicht uns entgegen.
Gleich kommt das Ziel — wart: zwei, drei, vier —
Da drüben iſt's.

Gangolf.

Hör', du — horch auf!
Es iſt doch nicht geheuer hier —
Da huſcht was hin!

Weigand.

Geck, biſt du bange
Vor Nachtgeſpenſtern, ei ſo lauf!
Gieb mir das Eiſen, Feil' und Zange,
So ſteig' ich in die Gruft allein.
Doch ſag' ich dir, die Beut' iſt mein!

Gangolf.

Da wär' ich klug, dir Zang' und Feil',
Zum Schaden mir, zu überlaſſen!
Ich will mein gut gemeſſen Theil —

Weigand.

He! Wenn wir hier die Zeit verpaſſen
Geht's dir wie mir zum Teufel! Schnell!
Da drüben iſt die Gruftkapell'.
Die todten Herrn mit Ring und Stab
Vertheid'gen zwar nicht Gut und Hab,
Doch ſoll's bei ihnen uns gelingen,
Gilt's erſt mit Künſten einzudringen.
Willſt du's beſtehn?

Gangolf.

Ja doch, nur fort!
Heil'ger Criſpin, du wirſt mich ſchützen!
Und wird mir wackre Beute dort,
Will ich zum Ablaß auch was nützen. (Beide ab.)

Vohland und **Gevatter Tod** kommen von verſchiedenen Seiten.

Vohland.

Heda, Gevatter! Steh'!

Gevatter Tod.

Biſt du's?
Was willſt du?

Vohland.

Erſtlich meinen Gruß!
Man ſieht im Drang der Weltgeſchäfte
Sich ſelten gnug am hellen Tag,
Ja ſelbſt bei Nacht noch währt die Plag',
Und trotz der dauerhaften Kräfte,
Die unſer Alter ſich bewahrt,
Verwundert's mich zuweilen faſt,
Daß man erträgt der Arbeit Laſt.
Nun denn, willkommen! Deine Art
Hält zwar nicht viel von Plauderſtunden,
Doch feßl' ich dich wohl noch. Du haſt
Dir da ein ſaubres Päckchen Laſt
Mit deinem Schüler aufgebunden!

Gevatter Tod.

Ich wollt' es ſo.

Voland.

Sein Selbſt erwacht,
Und ſchwierig wird dir's, ihn zu gängeln.
Auch iſt er ſchon recht brav bedacht,
Den alten Meiſter zu bemängeln.
Ja, was noch luſt'ger anzuſehn,
Er wünſcht im Kampf dich zu beſtehn!

Gevatter Tod.

Er iſt ein Menſch. Er kämpft und irrt.
Das iſt als Erbtheil ihm gegeben.

Voland.

Was quälſt du dich mit ihm? Er wird
Dich doch nicht lieben. Wen für's Leben
Frau Gunſtverſchwenderin ſo bedacht,
Der zieht, trotz mancher Grübeleien,
Doch bald am allgemeinen Joch,
Wo in Fortuna's luſt'gen Reihen
Er ſpottend dir ins Antlitz lacht.

Gevatter Tod.

Ich weiß, daß er mich haßt.

Voland.

Und doch!

Gevatter Tod.

Und doch! Denn kommen wird die Zeit,
Wo einſt ſein Inn'res ſich befreit,

Das noch getrübt von Leidenſchaft
Sich Haß verlangt, ſich Feinde ſchafft.
Iſt's doch der Menſchen Weiſ' und Weſen,
Daß Gleiches nur ſich mag erleſen,
Daß gleiche Blindheit, gleicher Wahn
Sich einet zu gemeiner Bahn.
Der Jugend holde Sinnenblüthe
Liebt unvertieft, ſo will's Natur,
Im Andern ſtets das Eigne nur,
Und wird im innerſten Gemüthe
Nicht Liebe faſſen, dulden kaum,
Die, kampfgereift auf Geiſtesflügen,
Sich hütend bringt dem Jugendtraum
Mit ältrer Jahre Freundeszügen.
Das gleiche Jahr übt ſeine Macht,
Und höchſtes Lieben iſt Entſagen.
Und dennoch, wo es rein erwacht,
Wird ſorgenfreudig, eigenlos,
Dem Samen gleich im Erdenſchoos,
Es in der Menſchenbruſt getragen.
Einſt kommt, ſo hofft das Herz, die Zeit,
Die lang Erſehntes bringt und weiht.
Iſt ſo der Sterblichen Geſchick:
In Lieb' und Sorge zu entbehren,
Was darf vom Zeitenaugenblick
Ich, der Gehaßte, mir begehren?
Doch harr' ich aus und währt es lang,
Mein Hoffen geb' ich nicht verloren.

Den Einen hab' ich mir erkoren,
Und wie auch wankt und irrt ſein Gang,
Einſt, wenn er ſelbſt ſich wiederfand,
Reicht er, verſöhnt mit ſeinem Meiſter,
Als Freund mir liebevoll die Hand.

Wohland.

Wir wollen ſehn, wie's dir geräth.
Die Hyperidealität,
Du Vielerfahrner, Vielgereiſ'ter,
Du, ſonſt ein alter Praktikus,
Gleich mir, gereicht, du wirſt mir's glauben,
Mir zu beſonderem Genuß.
Denn nur zu leicht iſt's mir gemacht
Das Bürſchchen recht auf Einen Schuß
Dir wegzuſchnappen und zu rauben.
Iſt er doch, als ein Erdenſohn,
Zu mir auf guten Wegen ſchon!

Gevatter Tod.

Ich kenne dich, und kenn' auch ihn.
Stör' mich nicht länger!

Wohland.

Hör' — ich bitte
Nur noch ein Weilchen zu verziehn!
Denn über die Familienſachen
Vergaß ich, was mir wichtig ſchien
Dahier zu kreuzen deine Schritte.
Wie iſt's, wirſt du ſchon dieſe Nacht

Dich auf den Weg nach Parma machen?
Giebt's dort nicht bald für uns Geſchäfte?
Mir liegt daran —

Gevatter Tod.

Mein Schüler macht
Den Weg dahin. Noch iſt die Stunde
Für mich nicht da.

Vohland.

Willkommne Kunde,
Für die ich meine beſten Kräfte
Zum Gegendienſt verſparen will!

Gevatter Tod.

Verlaß mich!

Vohland.

Wolle mir erlauben
Hier zu verweilen! Hör' nur — ſtill!
Ein muntres Paar von meiner Zucht
Hat eben mit Erfolg verſucht
Die Biſchofsgräber zu berauben.
Sie ſcheinen uneins um die Beute.
— Du bleibſt? — Ei ſieh, ſo ſind auch wir
Gemeinſam wohl auf Arbeit hier?
Nun denn, da kommen unſre Leute.

Weigand mit einem Kelch und **Gangolf** treten auf.

Gangolf.

Der Kelch iſt mein! Das beſte Stück
Ich hab's erhaſcht, gieb's mir zurück!

Weigand.

Schweig' du! Es iſt nicht Streitenszeit.
Haſt ja den Ring und das Geſchmeid'.

Gangolf.

Was da, du haſt noch mehr gefiſcht,
Die Taſchen ſind dir weidlich voll.
Meinſt du, daß ich dir laſſen ſoll,
Was ich mir ſelber hab' erwiſcht?
Gieb her den Kelch!

Weigand.

Still, dummer Tropf!
Haſt übergnug ſchon für dein Theil.
Derweil die Angſt dich nahm beim Schopf
Und hielteſt nur Maulaffen feil,
That ich die Arbeit ganz allein.
Gieb dich zur Ruh', der Kelch iſt mein.
Komm' weg!

Gangolf (hält ihn).

Ich ſag' dir, Hund, gieb her!

Weigand.

Mach' mir nicht warm, es wär' dein Schade!

Gangolf.

Du willſt nicht?

Weigand.

Pack' dich!

Gevatter Tod

(ſtreift an ihm vorüber und geht ab).

Gangolf.

So! Nun lade
Beim Satan dich zum Nachttrunk ein!
(Zieht ein Meſſer und ſticht nach ihm.)

Weigand (wankt und fällt).

Oh! Schurk' — ich ſterb'!

Gangolf.

Und kommſt nun leer
Zur Höll', ich weide dir die Taſchen!
(Beraubt ihn.)
So! So iſt's mein! Das nenn' ich paſchen!
Heil'ger Criſpin, mein Schutz warſt du!
Zum Dank kauf' ich dir ein paar Schuh',
Und — trag' ſie ſelbſt zu deiner Ehr'!
(Ab mit der Beute.)

Bohland.

Spaßvogel du! Lauf', Bübchen, lauf'!
Und mög' es dir noch wohl gerathen!
Dich ſpar' ich mir als Feierbraten
Zur nächſten Höllenfaſtnacht auf. (Ab.)

Zwölfte Scene.

Gemach der Herzogin, von einer Ampel matt erhellt.

Beatrix auf ein Ruhebett gelehnt, **Faramund** zu ihren Füßen auf den Knien, ſie umſchlungen haltend.

Faramund.

Daß ſo viel Seligkeit die Erde
Zu bieten hat, ich ahnt' es nicht!
Was einſt geweſen, was einſt werde,
Wohin ſein Werth und ſein Gewicht
Vor der Entzückung dieſer Stunde,
Die erſt das Daſein mir erſchuf?
Ein Schöpfungswort war mir dein Ruf,
O Herrin! Aller Freuden Kunde!
Und nun Erfüllung Alles brachte,
Die Welt des Glücks im engſten Raum,
Nun fühl' ich, daß ich erſt erwachte,
Denn was ich lebte, war ein Traum!

Beatrix.

Geliebter Freund!

Faramund.

In alle Zeit
Wollt' ich die ganze Welt vermiſſen,
Wär' dieſe Stunde Ewigkeit!
Von jedem Hochgefühl getragen
Auf ungemeßner Freudenfluth,

Entflammt von aller Sinne Gluth,
Von holdem Wahnſinn fortgeriſſen,
So, Herrin du von meinen Tagen,
Fühl' ich dich mein, fühl' ich mich dein!
Und ſo, nach aller Pulſe Schlagen
Still aufgelöſ't in dein und mein,
So fühl' ich nur das Glück allein,
Als wär' die Erd' umher verſunken
Mit allem Denken, allem Thun,
Vom Taumelkelch der Wonne trunken
Auf deinen Knien auszuruhn!

Beatrix.

Wo blüht ein Kranz, mir ſchön genug,
Ihn auf dein lockig Haupt zu drücken?
Doch nein, die Blüth iſt ſchöner Trug,
Und welkt ſchon, während wir ſie pflücken!
Von meinem Hals die Perlenſchnur
Will ich um deine Stirne ſchlingen.
So ſchmück' ich dich! Ach, reichte nur
Die holde Kett', auch deine Schwingen
Zu binden, ewig auch dein Herz,
Das heut mir bringt ſein vollſtes Schlagen,
Gefeſſelt mit mir fortzutragen!
Doch weg die Perlen! Weg den Scherz,
Der viel zu ernſt für dieſe Stunde!
Biſt du nicht mein? Und las ich nicht
Bis tief in deiner Seele Grunde?
Ja, mein —! Wie nenn' ich dich? mein Licht?

Mein Glück? mein Falke, den ich band?
Mein Träumer, der ſo fremden Blickes,
Als ſtammt er halb aus Geiſterland,
Mich ſelbſt gefeſſelt und gebannt,
In deſſen Aug' ich des Geſchickes
Gebot für all mein Leben fand! —
Schläfſt du, mein Liebling?

Faramund.

Schlafen? Schlafen!
Im Wellenſturm, im Lärm der Welt
Der Schlaf auf müde Augen fällt —
Wer ſchläft in dieſem Freudenhafen?
Wer mag der Stunde Seligkeit,
Des Wachens Glück, der Liebe Zeit,
Vom Schlaf ſich frevelnd rauben laſſen?
Schlaf komme, wenn die Stern' erblaſſen,
Und neidiſch uns der Morgen trennt!
Hier iſt mein Tag! Das Firmament
Mit ſeines Lichtes Glorienflügen
Liegt feſtgebannt hier im Gemach
In einem einz'gen Funken wach,
Zu unſrer Wonne Hochgenügen.
Das Lämpchen, das uns dämmernd ſcheint,
Hält ſchöner, treuer uns vereint,
Giebt uns das Glück in vollern Zügen,
Als Sonnenlicht und Tagesdauer!

Beatrix.

Und doch, der Tag liegt auf der Lauer

Jenſeit der Stunde, die uns eint!
Sie iſt uns freundlich, doch dem Feind
Gilt es behutſam zu begegnen.
Verſchwiegenheit mit Blick und Mund!
Sind ſelbſt wir Hüter unſerm Bund
Wird treu das Glück uns fürder ſegnen.
— Du ſeufzeſt?

Faramund.

Mahnend ruft ein Ton
Mir durch das Herz mit Schmerz und Hohn,
Und reißt das ſtrebende Gefieder,
Das ſich die Höh'n des Glücks erwählt,
Erbarmungslos zum Staube nieder!

Beatrix.

Was ängſtet dich?

Faramund.

Ihr ſeid — vermählt!

Beatrix.

Still! Still! Hinweg das Wort! Entweihe
Die Lippe, die mir Liebe ſprach,
Nicht mit dem qualerfüllten Ton,
Der jedem Schmerz, dem ich entflohn,
Grauſam, wie eh'rner Bande Klirren,
Mich wiedergiebt!

Faramund.

Herrin, verzeihe!

Beatrix.

Weh mir! Der holde Zauber brach,
Mein Freund iſt hin!

Faramund.

Dein bin ich, dein!
Ach, daß Gedanken uns verwirren,
Wo ganz in des Gefühls Erguß
Sich Seel' und Sinn geborgen glaubte!
O laß' mich, wenn ich büßen muß,
Nicht denken, daß des Denkens Schuld
Mir ganz den Zauber deiner Huld,
Des Lebens Werth, auf Einmal raubte!

Beatrix.

Du miſchteſt in der Schale Spenden
Den erſten Tropfen Bitterkeit.
Und doch, mein Herz vergiebt, verzeiht.
Nur frage nicht, wie ſoll es enden?
Nur ſchicke nicht aus unſres Glückes
Geheimnißvollem Kreis die Augen!

Faramund.

Der Ruf des goldnen Augenblickes
Soll mir genügen, ſoll mir taugen,
Sei mir Gebot, Geſetz und Pflicht!
Ich frage, forſche, denke nicht.
Befiehl mir Leben oder Tod,
Befiehl, wovor der Tapfre zaudert,

Die Hand ſich ſträubt, das Denken ſchaudert —
Ich thu's, denn es iſt dein Gebot!

Beatrix.

Halt ein! — Horch! Still! — Geräuſch! Man ſpricht
Im Vorgemach —

Faramund.

Fand man im Stillen
Den Weg? Nur zu! Ich zögre nicht,
Ich bin bereit —

(Er holt ſein Schwert und zieht.)

Beatrix.

Um Gotteswillen
Die Waff' in Ruh'! —

(Man pocht an der Thür.)

Wer bringt
So ſpät noch ein? Was iſt Begehr?

Kammerfrau (draußen).

Der Hofmarſchall des Kaiſers bringt
Botſchaft aus Parma —

Beatrix.

Was will der?
Doch muß ich ihn empfangen. — Fort!
Verbirg dich auf dem Söller dort!
Der Vorhang deckt dich.

Faramund.

Nimmermehr!

Er ſpürt mir nach, er wird mich finden.
Ich bleibe.

Beatrix.

Fort! Es gilt nicht dir.
Hier giebt's ein wichtiges Verkünden
Von dort, wo alle Schrecken mir
Und alle Qualen ſich vereinen.
Verbirg dich, Liebſter! Bleibe ſtill!
Den Vorhang zu! Was er auch will,
Du hörſt es! So! — Er mag erſcheinen.
(Sie verbirgt Faramund und öffnet.)

Vohland tritt auf.

Beatrix.

Ich bin erſtaunt, Herr Hofmarſchall,
Zu dieſer Stund' Euch zu empfangen.

Vohland.

Wie ſehr beklag' ich ſelbſt den Fall,
Der um die Morgenruh' Euch bringt!
Befehl des Kaiſers iſt's. Mit Bangen
Richt' ich ihn aus. Die Botſchaft klingt
Betrübend für der Gattin Herz —

Beatrix (haſtig).

Der Herzog ſtarb?

Vohland.

So bittren Schmerz
Will nicht das Schickſal, daß ich bringe.

Doch kam zu Nacht die Botſchaft her,
Daß böſes Siechthum plötzlich ſchwer
Und hart den edlen Herrn bezwinge.
Doch, hohe Frau, verzaget nicht!
Der Kaiſer wünſcht in Eurer Pflicht
Mit Antheil Euch zu unterſtützen.
Es gilt den Augenblick zu nützen,
Und ſo iſt Alles ſchon bereit
Für Eure Fahrt und Eu'r Geleit.
Es kann des Morgens erſtes Grauen
Euch auf dem Weg nach Parma ſchauen.

Beatrix.

Ich ſoll —? Der Kaiſer will —? Ich bin
Erſchreckt, verſtört in Seel' und Sinn —

Vohland.

Ich fühl' es mit. Doch giebt in Gnaden
Der Kaiſer Hülf' uns mit und Troſt —
Denn ich auch, Fürſtin, bin erlof't
Zu folgen Euren Pilgerpfaden, —
Der Arzt, durch den er ſelbſt geſund,
Der junge Ritter Faramund,
Empfängt Befehl, mit Euch zu fahren,
Durch alle Mittel ſeiner Kunſt
Den werthen Herzog zu bewahren.

Beatrix.

Mich rührt, erhebt des Kaiſers Gunſt.
Ich bin bereit, in jeder Stunde
Zu folgen meiner Pflicht.

Vohland.

Ich eile,
Dem Arzte zu melden seine Kunde.
Getrost, o Fürstin! Ihn im Bunde
Wird Reis' und Ziel uns noch zum Heile! (Ab.)

Beatrix.

Zum Heil —! Ein leuchtender Gedanke
Zuckt in mir auf. Ein Meteor,
Furchtbar — doch schön! Tritt ganz hervor,
Dies Herz zu prüfen, ob es wanke,
Ob es ertrage deine Macht!
Du schauderst, Herz? — Nein! Nein! Es winken
Erlösungsstrahlen aus der Nacht —
Sei stark! Es darf dein Muth nicht sinken,
Wo ein Entschluß gewaltig drängt
Mit der Nothwendigkeit Befehle! —
Doch Er —? Wie trägt es seine Seele,
Wenn ich es fordre? Zukunft hängt
Und Leben an dem Wort. —Ich wag's!
Es muß!

(Am Vorhang.)

Hervor, Geliebter! Drang
Die Rede zu dir?

Faramund.

Mit dem Klang
Der Wanderlust, zum Lied gewoben!
Wir reisen mit Beginn des Tags.

Des Kaiſers Willen muß ich loben,
Ich darf, o Herrin, mit Euch gehn!

Beatrix.

Den Herzog gilt's vom Tod zu retten
Durch deine Kunſt — wird es geſchehn?

Faramund.

Wenn ich's vermag —

Beatrix.

Wenn du's vermagſt —?
Soll das Geſchick mich ewig ketten?
Und ewig trennen dich und mich?
Mein Freund —!

Faramund.

O Herrin, wie du fragſt!

Beatrix.

Wenn ſein verhaßtes Leben wich,
Gefallen unſres Glückes Schranken —
Geliebter, faſſe den Gedanken
In deinen Geiſt, in deinen Willen!
Gekommen iſt der Augenblick
Zu wenden mein und dein Geſchick,
Uns Alles, Alles zu erfüllen!
Gefährdet iſt des Herzogs Leben —
Es liegt bei dir, in deiner Hand.
Kannſt du, dem alle Kraft bekannt,
Ihn nicht dem Tage wiedergeben,
Wer zweifelt, daß des Schickſals Spruch

Gelöſcht ihn aus des Lebens Buch,
Daß rettungslos er war verloren?
Wer fragt, wer ahnt nur —? Faramund,
Wir ſtehen an den eh'rnen Thoren,
Die ſelten in der Zukunft Land
Dem kühnen Blick, der muth'gen Hand
Zu wagendem Entſchluſſe winken.
Verlieren wir die günſt'ge Stund',
O dann verloren iſt das Hoffen!
Sei ſtark, beherzt, mein Freund — und offen
Stehn uns die Pforten! Gieb der Nacht
Was unſre Tage trübt und neidet,
Was, wenn es lebt, uns ewig ſcheidet!
Gieb's hin! Löſch' aus! Du haſt die Macht! —
Sprich! Sprich ein Wort!

Faramund.

O Herrin — laß
Mich Athem ſchöpfen! Wie des Abgrunds Mächte
Stehn die Gedanken wider mich!

Beatrix.

So ſchnell vergaß
Dein Herz, was noch im Uebermaß
Und ungefordert vor Minuten
Die Lippe ſchwur? So plötzlich ſchwächte
Der Schreck die hochentfachten Gluthen,
Und färbt die Wange todesbleich?
Verzagter Knab'! Hinweg! Du logſt
In meine Seele dich, verſchwendend

Mit Worten, kühn, verheißungsreich,
Indeß du kühl die That erwogst,
Mit Furcht sie hin und wieder wendend!
Geh hin! Du liebst mich nicht!

Faramund.

O Gott!

Beatrix.

Mach' alle Schwüre denn zum Spott,
Des Herzens heiligstes Empfinden
Zum Knabenspiel, zum Trug, zum Wahn!
Tritt kalten Blickes an die Bahn
Des Elends, wo mich Ketten binden,
Die furchtbar, wie lebend'ger Tod,
Mein Dasein foltern, jede Stunde
Mich mahnen an ein hart Gebot
In ewig tief verhaßtem Bunde!
Daß meine Jugend ungefragt
Durch Fürstenwillen hingegeben,
Verkauft, geschmiedet an den Mann,
Dem Herz und Wille widerstreben;
Daß Gram und Kummer an mir nagt,
Verzweiflung mir auf jedem Pfade
Das Herz verstört — was geht's dich an?
Du liebst mich nicht!

Faramund

(stürzt zu ihren Füßen, drückt sein Gesicht auf ihre Hand).

Erbarmen! Gnade!
Dein Knecht! Dein Sklav!

Beatrix.

Ach — Faramund!
Nein, ſprich nicht! Dieſe glüh'nden Thränen
Auf meiner Hand, was thun ſie kund?
Darf ich mich dennoch glücklich wähnen?
Mehr, mehr als das! Du liebſt, ich weiß,
Du liebſt mich! Ach, verzeih' der Rede
Die, mit mir ſelbſt in Streit und Fehde,
Dich kränkend ſchalt! Du liebſt mich heiß,
Du biſt, wie ich aus Millionen
Als meinen Freund dich ſucht und fand!

Faramund.

Du weißſt zu ſtrafen, weißt zu lohnen!
Gebiete! Fordre! Dieſe Hand —

Beatrix.

Steh' auf! Steh' auf! Der Morgen graut,
Die Stunde drängt, wir müſſen ſcheiden.
Vertrau', ſo wie ich dir vertraut!
Der Wonnen denke, die uns beiden
Eröffnen kann der Zukunft Thor,
Der Qualen denke, die wir leiden —
Nichts mehr! Der Tag hat Aug' und Ohr,
Fort, fort! Hinweg!

Faramund.

Ich athme nur
Im Wiederfinden deiner Spur,
Die mir der Stunde Lauf verheißt!

Beatrix.

Bewahr' dem Morgen wachen Geiſt!
Bald reiſen wir auf kurzen Wegen
Der Tage goldenſtem entgegen!

(Sie trennen ſich. Beide ab.)

Dreizehnte Scene.

Parma. Geräumiger Saal. Muſik aus den anſtoßenden Sälen.

Der **Herzog von Parma** und **Damaſus**, ſein Leibarzt, ein Mönch, treten auf.

Herzog.

Ihr haßt ihn, das iſt zu verſtehn,
Weil er zu mächtig Euch geworden.
Da ſoll ich denn, dem heiligen Orden
Zu Lieb', in ihm den Ketzer ſehn!

Damaſus.

Ich haſſe Niemand. Meine Pflicht —

Herzog.

Schon gut! Er machte mich geſunden.
Was rare Baderkünſte nicht
Vermocht, das ward in wenig Stunden
Durch ſeinen tiefern Blick gefunden.
Er gab dem Leben mich zurück,
Ich leb', um wieder zu genießen.

Damasus.

Wir beten, daß zu unserm Glück
Der Jahre viel Euch noch verfließen —

Herzog.

Nun, thut's nur immer! Seh' ich gleich
Vor Neid euch und vor Aerger bleich,
Daß ich nach eurem Sinn nicht handle,
Und, was ihr mühsam, lang erbaut,
Durch andre Gunst zum Schatten wandle,
Mir ist es recht, wenn leis und laut
Zu meiner Freud' und Lust Vermehrung
Gewirbte Lippen sich bemühn.
Die Weihe bringt vielleicht Gewährung,
Die Wünsche wandelnd, die von Grund
Als giftgenährte Pflanzen blühn.

Damasus.

Ihr Heiligen! Hat je mein Mund —

Herzog.

Dein Mund hat treulich mir geheuchelt,
Wie ich's verlang' von deiner Art,
Die, gunstgenährt und fettgehäuchelt
Sich fremd in meiner Gegenwart.
Ihr sollt mir heucheln, mich umkriechen,
Ob weltlich, ob im Ordenskleid,
Mir schmeicheln, lächeln alle Zeit,
Umlungern mich, umschnüffeln, riechen,
Es macht mir Spaß! Denn wohl bekannt

Ist mir, ihr haßt mich Alle, Alle!
Und wünscht in eures Herzens Galle
Mich längst im tiefsten Höllenbrand.
Doch weil ihr euch auch gegenseitig
Mit Lächeln tigermäßig haßt,
Und es zum Vortheil euch nicht paßt,
Stürb' eurer Feindschaft ich zu zeitig,
So wünscht ihr mir recht langes Leben.
Und da ich's weiß, und mir's gefällt
Zu sehen, wie mein Gunstvergeben
Den Sinn euch blaht, der Kamm euch schwellt,
So laß ich steigen euch und mögen,
Und seufzen unter Glückes Last,
Und wiederum mit ein paar Zügen
Streich' ich euch aus, wie mir es paßt.

Damasus.

Herr! Herr! Wie soll ein treuer Sinn,
Ein Gott und Euch geweihtes Streben
Noch wagen, Wahrheit Euch zu geben,
Wenn —

Herzog.

Wahrheit! Wahrheit her und hin!
Doch immer zu! Verleumdung brennt
Dir auf der Zung' und will zu Tage.
Wen trifft's denn heut'?

Damasus.

Wenn ich es wage,

Und, wie mich auch mein Herr verkennt,
Ihm treugemeinte Warnung sage,
Ein Wort von drängendem Gewicht,
Ist's nicht um schlechtes Lohnbegehren,
Ist's nur, weil mein Gewissen spricht
Weiß nur zu wohl, daß solche Kund'
Und Botschaft jedes Lohns entbehren.

Herzog.

Weißt du? Nun —?

Damasus.

Ritter Jaramund —

Herzog.

Doch also der!

Damasus.

Kam hergesandt
Vom Kaiserhof, und im Geleit
Der schönen Herzogin. Er fand
Die Kunst, die mit geschickter Hand
Dem Leben Euch von Neuem weihte.
Er fand auch wohl noch andre Kunst.
Die Fürstin schenkt' ihm hohe Gunst —

Herzog.

Was wird das?

Damasus.

Er ist jung, gewandt,
Weiß Blick und Rede wohl zu setzen,

Die Frauen wissen das zu schätzen.
Selbst unsre hohe Frau — verzeiht —!

Herzog.

Du wagst's, die Herzogin und ihn
In Einem Athem nur zu nennen?
Versteh ich deiner Rede Sinn?
Was soll ich wissen? Was erkennen?

Damasus.

Mein gnäd'ger Herr, es thut mir leid —
Durch Teufelskunst nur konnt's ihm glücken
Den Sinn der Fürstin zu berücken!
Man sagt —

Herzog.

Kommst du mir mit: Man sagt?
Es wahre seinen Kopf, wer's wagt
Zu sagen, was ich selbst nicht sagte!
Beweise gieb mir! Daß mein Zorn
Den, der des Leumunds Frevel wagte,
Der Rache hochgeschwellten Born
In Flammengüssen schleudr' entgegen!
Beweise gieb mir, daß ein Knecht
In meines Weibes Arm gelegen!

Damasus.

Zum Schlafgemach der Herrin führt
Geheim ein Gang —

Herzog.

Ha! Wer erfrecht
Sich, meinen Weg im Haus zu kennen?

Damasus.

Die Kammerfrau —

Herzog.

Hast du's erspürt
Bei ihr, du Schuft? Weißt du zu nennen
Die Zahl der Schritte, altgewohnt,
Die dich im Vorgemach belohnt?
Und wußtest mit begier'gen Ohren
Zu lauschen an der Fürstin Thür',
Frohlockend still der Ungehört,
Die deinen gift'gen Wünschen frommt?

Damasus.

Herr, wenn mein Eifer — wenn —

Herzog.

Da kommt
Der Mann, den ich mir auserkoren
Vor Allen —
(Zu Pohland, der sich nähert:)
Tretet her!
Ist Euch geläufig auch die Mähr',
Die schon bei Hof in Aller Ohren
Zum Ueberdruß ermüdend klingt?

Pohland.

Ich weiß nicht, hoher Herr —?

Herzog.

Man singt
Ein Lied von meinem Weib und dem,
Der mir vom Kaiser ward empfohlen —

Vohland.

Gerudet, Herr — ein Lied, von wem?

Herzog.

Muß ich's Euch selber wiederholen?
Der Pfaff dort hat nach seiner Art
Zum Festeschluß mir's aufgespart.
Man weiß — nicht wahr? — man weiß, der Mann,
Der jüngst dem Tod mich abgewann,
Empfing inzwischen meine Rechte
Im Schlafgemach der Herzogin —!

Vohland.

Unmöglich! Welcher Mund erfrechte,
Wem kam es jemals in den Sinn,
Der edlen Fürstin Ruf zu kränken?
So ungesprochen, und so neu
Wär' dies Gerücht — ich trüge Scheu,
So ganz Undenkbares zu denken!

Herzog.

Undenkbar —? Hm! Ich weiß, ihr Wesen
Ist unhold mir. Ihr bitterer Groll
Verabscheut mich. Ich konnt' es lesen
Am Tag schon, der mich ihr bestimmt.
Und nun, mag sein — ihr Herz ergrimmt,
Und hätte reichern Freudenzoll,
Wär' ich vom Tode nicht genesen!
Wohl glaub' ich, daß ihr mein Gebahren
Ins Leben keine Rosen flocht!

Nun ja, ich hab' sie nie gemocht,
Und mag sie nicht, sie hat's erfahren!
War's denn undenkbar, wenn ihr Hirn
Der meine Freuden zählt' und dachte,
Sich nun aus der Vergeltung Born
Ihr Freudenmaß zu schöpfen suchte?
Ha! Wenn sie's that —! Wenn mich ihr Hohn,
Mich, der die Welt mit Trotz verlachte,
Wenn sie, beschimpfend Haus und Thron,
Mich selber zum Gelächter machte —
Dann eine Rache, wie noch nie
Der Tag erblickt, die Nacht verhüllte!
Das Maß der Schmach, das sie mir füllte,
Ich füll' es aufgehäuft für sie!

Rohland.

Nur Fassung, Herr! Der Fürstin Ehre
Steht Eurer gleich. Gesetzt den Fall,
Daß solcher Leumund leerer Schall —

Herzog.

Gesetzt den Fall —! Wohl, ich begehre
Den Fall zu prüfen! Weh dem Mund,
Der fälschlich unser Ehr verwirrte!

Damasus (zum Diener)

Gott weiß, mein Fürst, wie gern ich irrte!
Doch den Beweis für meine Kund',
Ich bin so glücklich, ihn zu geben.
Die Herzogin verließ so eben
Das Fest, und Ritter Jaromund —

Herzog.

Bist du so glücklich — Bestie! Hund!
Als Hahnrei mich zu überführen?
Zum Dank für dein beflissnes Spüren
Sollst du auf dem verborgnen Gang
Mein Leiter sein zum guten Fang.
Doch merk' dir's wohl, du kehrst zum Licht
Nicht mehr zurück. Thu' dein Gebet!

Desdemona.

Erbarmen! Gnad' —!

Herzog.

Um Gnade flicht
Umsonst, du weißt's, wer mein Gesicht
Im Zorne sah. Ihr, Volsland, laßt
Euch diesen Weg mit mir gefallen!
Euch hier' ich viel heut, Euch vor Allen,
Als meinem auserkornen Gast.

(Zu zwei Kammerherrn, die sich im Hintergrund hier schon)

Antonio! Pedro! Gebt dem Tanz
Erneuten Schwung! Blaßt in die Fanfaren
Der Luft! Man feire taumeltrunken
Meiner Genesungsfeier Glanz!
Niemand vermisse mich! Zur Zeit
Kehr' ich zurück zur Festlichkeit.
Kann sein, ich gebe meinen Gästen
Noch selber einen Tanz zum Besten!

(Ab ab.)

Vierzehnte Scene.

Gemach der Herzogin.

Beatrix tritt ein. Zu einer Kammerfrau:

Beatrix.

Weiſ' ihn zurück! Er darf nicht ein!
Unleidlich wird mir ſein Erkühnen,
Das keinen Späherblick der Nacht,
Das nicht des Tages hellen Schein,
Sich ſelber nicht mehr überwacht!
Den übermüth'gen Trotz zu ſühnen,
Mein Herz ſei endlich ſtreng und hart!
Das iſt nicht mehr der ſcheue Knabe,
Der fügſam eines Glückes Gabe
Geheimnißvoll im Buſen wahrt.
Schon macht gebieteriſch ſein Weſen
Sich meinem Sinn und Willen kund,
Und — weh mir! zu unſel'gem Bund
Will ſich, wozu ich ihn erleſen,
Das Ziel gefahrvoll mir verkehren!

Leremund (herein dringend).

Hinweg! Wer will den Weg mir wehren?
Du gabſt Befehl? Du wollt mich fern,
Du ſelbſt, von deiner Pforte halten?

Beatrix.

Ha, unerhört! Spielſt du den Herrn?

Und meinſt nach Willkür hier zu ſchalten?
Wo blieb dein Sinn, mit keckem Fuß
Durch der Gemächer offne Reih'
Vor Aller Augen herzuſchreiten?

Faramund.

Sie ſind beim Feſt, ſind beim Genuß,
Und ſelbſt des Spähers Blicke weiten
Sich blendendem Spiel. Der Weg iſt frei.
Und wär' er's nicht, mit meinem Schwert
Erzwäng' ich heut, was man mir wehrt!

Beatrix.

Unſel'ger Trotz, der unbedacht
Sich wie ein wild verheerend Feuer
Zu blinder Leidenſchaft entfacht,
Gleichgültig, was ſein Gang vernichtet!
So fühlſt du nicht, daß dieſe Gluth
Zertrümmert, was dir werth und theuer,
Und in des Herzens Frevelmuth
Auch mich mit dir zu Grunde richtet!

Faramund.

So muß, ich fühl's, ſo muß es enden,
Wenn nie gekannter Sterne Schein
Nicht kommt, erlöſend dieſe Pein,
Die innre Seele mir zu wenden!
Wenn mir nach aller Gunſt Verſchwenden,
Zu der mein Sinnen drängt und treibt,
Dein ſtrafend Wort nur übrig bleibt!

Kannſt du, was du mir gabſt, noch rauben?
Was mein iſt, fordr' ich nur zurück!
Iſt's doch kein holder Himmelsglauben,
Ach, nur ein ſchmerzgemiſchtes Glück
Von Schuldgefühl, Verzweiflungsſchrecken,
Die, wie mit droh'ndem Richterblick,
Das Herz aus jedem Traume wecken!
Und doch, ſelbſt dieſer Qualen Maß
Iſt Lebensnahrung, Labungsbronnen!
Denn weh uns, wenn dein Herz vergaß,
Daß meine Seele du gewonnen,
Weh dir und mir! Verzweiflung wär's,
Die mich ergriff und ſinnlos ſtürzte
Zum Abgrund blinden Ungefährs!
Nein, nein, ich denk's nicht, kann's nicht denken!
Sag' mir, was that ich? Was verkürzte
Mich um dein Lächeln? Was geſchah,
Daß du dich wendeſt, wo ich nah'?
Was ſucht dein Schweigen fort und fort,
Was ſucht dein Hohn mein Herz zu kränken?
O ſprich!

Beatrix.

Du fragſt? Der Herzog lebt!

Faramund.

Beatrix! Weh — nicht mehr dies Wort!

Beatrix.

Vor dieſem Mahngebot erbebt

Der Heldenleidenſchaft Geprahl',
Und wagt es noch, um Gunſt zu werben?

Faramund.

Weib! Weib!

Beatrix.

Vernimm's noch tauſendmal:
Der Herzog lebt, uns zu verderben!
Sein Leben war in deiner Hand,
Ich hofft' auf dich. Warſt du beherzt,
So war ich frei. Mein Hoffen ſchwand
Durch dich getäuſcht und hingegeben.
Nun frage noch, was du verſcherzt?

Faramund.

Unſel'ge Mahnung, die mein Leben
Mit neuer Höllenqual erfüllt!
Was des Gewiſſens Schreckensgeiſtern
Ich gern, und doch umſonſt verhüllt —
Erfahr's! Es gab einſt eine Stund',
Wo ich mich bis zum Herzensgrund
Von finſtrem Wollen ließ bemeiſtern.
Schon war der Todestrank gebraut,
Die Schale ſchon in meinen Händen,
Am Lager ſtand ich, meiner Beute,
Dem Opfer, das ſich mir vertraut,
Unweckbar ew'gen Schlaf zu ſpenden.
Schon neigt' ich mich — da plötzlich ſcheute
Die Hand mir! Schaudern packt mich an

Vor meinem Thun, und durch die Seele
Schreit mir's wie tauſend Stimmen: Mord!
Als wär' ich ſelbſt in Todesbann,
Erſtickt den Athem, ſchnürt die Kehle
Das eine fürchterliche Wort,
Und, ringend mit der eignen Kraft,
Gelingt mir's noch, den Schlummerſaft
In raſcher Wendung einzutauſchen
Mit Rettungsbalſam, Lebensfluth.
Und wie ich bebend ſtand, zu lauſchen
Jetzt auf des Lebens Wiederkehr,
Und unter meiner Sorg' und Hut
Es kam und wuchs, und mehr und mehr
Obſiegend trotzte der Gefahr —
O mein Geſchick! — ich ſelber war,
Ich, der Erlöſ'te, der Befreite! —
Was ſich in jener Stunde Bangen
In meinem Selbſt mir offenbart;
Was ich ſeither, ob unbegangen,
Doch als Gefühl der Schuld bewahrt;
Was, als ein grau'nvoll Nachtgeleite,
Mit jedem reinen Glück in Fehde,
Mir folgt durch jeden Lebenstag —
Es ſei genug: Vergiß die Rede,
Die mehr verlangt, als ich vermag!

Beatrix.

Vergeſſen ſoll ich, daß die Stunde
Der Rettung mir durch dich entflohn!

Du zogſt es vor, daß Er geſunde,
Nicht ich! Statt meine Ruh' zu wahren
Wähnſt du die That im Willen ſchon,
Denkſt meiner nicht, noch der Gefahren,
Die mir um deinetwillen drohn!

Faramund.

So denkſt du mein, und meiner Ruh',
Wenn du mich treibſt zu Todverbrechen?
Bin ich dir gut genug dazu,
Verhaßte Bande zu zerbrechen,
Gleichgültig, ob die ſchwere That
Für ewig ſchändet meinen Pfad?

Beatrix.

Wohlan denn, kindiſch banger Thor,
Ich will, ich ſelber will dich lehren
Mit Kühnheit der Gefahr zu wehren!
Gieb mir — ich ſchaudre nicht davor —
Gieb mir den ſchlummerreichen Saft!
Ich ſelber will ihn lächelnd reichen,
Den Trank, der Sicherheit uns ſchafft!

Faramund.

Beatrix —! Nein!

Beatrix.

Jedweder Tag,
Jedwede Stund' iſt ſchon umſpürt,
Umdroht von der Gefährdung Zeichen;
Du ſelbſt haſt die Gefahr geſchürt.

Denn, was zu retten uns vermag,
Mit rascher Hand sei's ausgeführet!
Gieb mir den Kasten! Ich mach' uns frei!

Faramund.

Niemals! Niemals!

Beatrix.

Du willst es nicht?

Faramund.

Nein!

Beatrix (bittend).

Faramund —!

Faramund.

Du lockst vergebens!
Ich weigre dir's. Verloren sei
Die Rettung, eh' dies Fluchgewicht
Mich treffe mein und deines Lebens!

Beatrix.

So geh' denn hin! So sei's vorbei,
Wie abgeriss'ne Traumesweise!
Verbannt aus meinem Herzen sei,
Verbannt aus meinem Blick und Kreise!
Verzeihen konnt' ich — ich kann hassen,
Und — wehe! wer zum Haß mich treibt!

Faramund.

Beatrix —!

Beatrix.

Fort, aus meiner Nähe,
Für ewig!

Faramund
(nach kurzem Ringen).

Ewig —! So geſchehe
Was muß! Gleichviel, was übrig bleibt,
Ob Leben — ob — Leb wohl! Ich gehe —
Leb wohl!

(Wendet ſich zum Gehen.)

Beatrix (erſchreckt).

Ha! Faramund — wohin?

Faramund.

Was fragſt du noch? Du ſiehſt, ich bin
Entſchloſſen —

Beatrix (eilt ihm nach).

Kannſt du mich verlaſſen?

Faramund.

Du ſelbſt verbannſt mich!

Beatrix.

Bleib' —! O bleib'!
Ich halte dich, ich kann's nicht faſſen
Dich zu verlieren!

Faramund.

Ew'ge Mächte —!
Tod, Leben, Elend, höchſtes Glück
Gedrängt in einen Augenblick!
Du liebſt mich doch, unſelig Weib —
Zu deinen Füßen lieg' ich wieder!

Beatrix.

Sei wie du willſt! Thu' wie du mußt!
Nur reiße nicht in meiner Bruſt
Die letzten Hoffnungsſterne nieder!
Bleib'! Bleib'! Ich liebe dich —

Gevatter Tod ſteht plötzlich zwiſchen beiden und berühret Beatrix' Schulter. Nur Faramund gewahrt ihn.

Faramund (aufſchreiend).

Entſetzen —!
Du hier? Entweiche, Geiſt der Nacht!

Beatrix

(tritt erſchreckt von ihm weg).

Was redeſt du?

Faramund

(immer zu Gevatter Tod gewendet).

Will deine Macht
Mich oder ſie zum Abgrund hetzen?
Nein, nein! Ein Trugbild nur, ein Nichts —
Und doch! Es bleibt — es iſt — es droht
Unwendbar finſtern Angeſichts!

Beatrix.

Was haſt du, Liebſter? Was ergreift,
Was ſchreckt dich auf, wie bleicher Tod?

Faramund.

Er iſt's! Er iſt's! Wer von uns Zwei'n,
Furchtbarer Meiſter, ſoll von hinnen?

Gevatter Tod

(deutet auf Beatrix und macht eine fortweisende Bewegung gegen Faramund).

Faramund.

Sie! Sie! O gräßlich!

Beatrix.

Wo? Und was?

Mich schaudert's —!

Faramund.

Laß mich nicht allein!
Zwei Opfer giebt's für deinen Haß,
Ja, zwei auf Einmal zu gewinnen!
Ich biete mich! Nimm mich dazu!

Beatrix.

Er ist wahnsinnig! Todesbeben
Erfaßt mich kalt! Wen ruf' ich an?
Wo find' ich Hülfe?

Faramund.

Wirf den Bann
Rasch über uns! Lösch aus das Leben —
Nur beid' auf Einmal!

Beatrix

(wagt es, sich Faramund zu nähern).

Komm zur Ruh',
Geliebter! Kannst du mich noch hören?

Gevatter Tod

(macht nochmals eine hinwegweisende Geberde gegen Faramund und verschwindet).

Faramund.

Der Schatten ſchwand. In nächſter Stund'
Erliſcht ein Stern!

Beatrix.

Mein Faramund,
Mein Liebling — laß durch gutes Wort
Den wachen Schreckenstraum beſchwören!
Was ſahſt — was ſprachſt du?

Faramund

(ſtürzt an ihre Bruſt).

Noch iſt mein
Ein Augenblick an deinem Herzen!
O Jammer! Jammer!

Beatrix.

Du willſt fort?
Willſt dennoch fort? Hör' an — wir fliehn,
Wir fliehn gemeinſam! Eh' die Kerzen
Des Feſts erloſchen, hat die Nacht
Zu Rettungspfaden uns gebracht.
Die Stunden, die uns noch verliehn —

Faramund.

Umſonſt! Umſonſt!

Beatrix.

O faſſe Muth!
Nach Deutſchland gehn wir. Gehn, wohin —
Wohin du willſt, wohin die Sterne
Den Weg uns führen! Mag die Ferne,

Mag Landesweite, Meeresfluth,
Von Menſchen unſern Weg verſchlagen,
Mir ſei's des Lebens Hochgewinn
Selbſt Qual und Leid mit dir zu tragen!
Komm! Komm —?

Der Herzog iſt mit Bohland durch eine Seitenthür im Hintergrund aufgetreten.

Herzog.

Nimm dieſen Reiſeſegen
Auf deine Fahrt! (Ertheilt ſie.)

Beatrix.

Der Herzog! Weh —!
(Sie ſtirbt.)

Faramund
(hat ſein Schwert gezogen).

Verruchte Hand —!

Bohland
(fällt ihm in den Arm und tritt zwiſchen ihn und den Herzog).

Herzog.

Wahnſinniger! Steh'
Bei Seite!
(Er öffnet die Thür des Gangs, durch den er gekommen. Trabanten treten ein.)
Ihr da! Schnell herein!
Die Herzogin ſtarb dieſe Stunde.
Tragt fort die Leiche!
(Beatrix wird hinausgetragen.)

Faramund (für ſich).

Todespein
Und Schmachgefühl im Herzensgrunde —
Verzweiflung —! Furchtbar grimme Macht,
Warum —? Was iſt an mir gelegen?
O warum ſie —?

Herzog.

Zur guten Nacht,
Mein weiſer Arzt, nun deinen Wegen
Den Lohn und Scheidebrief! Du haſt
Dir's wohl ſein laſſen hier als Gaſt,
Und, war auch etwas bunt dein Treiben,
Der Wirth muß dir verpflichtet bleiben.
Du riefſt ins Leben mich zurück,
Und wollteſt mir's nicht wieder rauben,
Ich hört' es ſelbſt, und will es glauben.
So dank' ich dir ein doppelt Glück,
Und denk' es doppelt zu vergelten.
Dein Leben, das du hier verwirkt,
Sei dir geſchenkt und neu vergütet.
Das Haus zwar, das wir dir beſtellten,
Iſt etwas feſt und eng umzirkt,
Doch ſchützt es mich vor deiner Kunſt,
Die mich wohl kaum mit gleicher Gunſt
Vor einem — zweiten Trank behütet!
— Fort mit dem Hund!

(Trabanten legen Faramund Ketten an und führen ihn ab.)

Herr Vohland — nun?
Der Hofmarſchall hat was zu thun,
Dem Kaiſer dieſe That zu künden!
Thut's denn! Vergeßt mir keinen Zug!
Thut's wie Ihr mögt! Ich laß mich finden
Von Kaiſer und Reich. Damit genug!
Dies häusliche Verweilen macht
Zu lang ſchon harren unſre Gäſte.
Ich hoff', es wird die luſt'ge Nacht
Mir doppelt zum Geneſungsfeſte!
(Beide ab.)

Fünfzehnte Scene.

Eine tiefe Felſengrotte. Aufſteigende Gänge im Hintergrunde. Unzählige Lichter, die ſich, gruppirt und gereiht, in der Höhle verlieren.

Gevatter Tod und Faramund treten auf.

Faramund.

Du führſt mich weit und weiter nur
Durch dieſe Höhlen, dieſe Gründe.
Erſtorben ſcheint hier die Natur.
Abhänge thun und Felſenſchlünde
Die ungeheuren Tiefen auf,
Und wieder hinter engen Thoren
Scheint über unſres Pfades Lauf

Die Wölbung himmelhoch verloren.
So bannſt mit ſchweigender Geberde
Du meinen Schritt an deinen Gang,
Als ging's zum Mittelpunkt der Erde,
Wo ſelbſt den fernſten Wiederklang
Der Waſſer, die zum Lichte ſchäumen,
Tonloſe Einſamkeit verſchlang,
Und fürchterlich in ſtarren Räumen
Mein Herz nur, das ſich bang bewegt,
Als einzige Lebensregung ſchlägt.
Brich dieſes Schweigen! Rede mir!
Wohin der Weg? Was thun wir hier?
Was deuten jener Lichter Reih'n,
Die endlos uns in Schlangenwindung
Von unſres Pfades höchſter Mündung,
Abwärts und aufwärts, groß und klein,
Begleiten durch den Dämmerſchein?
Iſt es dein Reich, durch das wir gehn?

Gevatter Tod.

Von ſeinem Eingang nur die Halle,
Den Vorhof nur laß ich dich ſehn.
Schau um dich her! die Lichter dort
Sind Lebensflammen Derer alle,
Die droben in des Lichtes Hort
Noch athmend gehn als Deinesgleichen.
Schnell brennt die eine Kerz' herab,
Doch andre läßt des Lichtes Gab'
Auch längre Dauerzeit erreichen,

Und viele lösch' ich, kaum entfacht.
Ich kenne jede, die hier flimmt,
Und weiß den Tag, der ihr bestimmt.

Faramund.

O kummervolle Willkürmacht!
Zu löschen jeden holden Funken,
Der still, vom eignen Lichte trunken,
Zum allgemeinen Licht erwacht!

Gevatter Tod.

Nicht Willkür üb' ich. Macht ist mein,
Doch höhern Mächten untergeben.
Was ihr gesä't, ich ernt' es ein,
Und schaff' euch Raum für euer Leben,
Still! Stör' mich nicht.

(Er geht und löscht eine Kerze aus.)

Faramund.

Wer sank dahin
Im Eiseshauch von deinem Munde?

Gevatter Tod.

Des Weibes seligster Gewinn,
Ein rosig Kind.

Faramund.

Nun hebt ein Schmerz
Auf Erden sich, ein jammernd Klagen!
Nun blutet aus der tiefsten Wunde
Ein hart enttäuschtes Menschenherz,
Und fragt — o antwortloses Fragen!

Warum die Knospe ſchon gebrochen,
Die aller Schönheit Glanz verſprochen?

Gevatter Tod.

Des Lebens Hoffnung wär ein Wahn,
Des Lebens Farbe trugumfahn,
Siech war der Stamm, der ſie geboren.
Ihr klagt um das, was ihr verloren,
Und wollt die Schuld nicht ſehn noch kennen,
Mit der ihr ſtürmt in euer Sein.
Ihr ſchaffet, ſündigt, wirkt allein
In Schuld verderblich euch zu ſtürzen,
Des Lebens Dauer ſelbſt zu kürzen.
Ihr lebt nur in der Täuſchung Licht,
Und denkt nicht, und erkennet nicht,
Daß, was auch von euch ausgegangen,
Des Todes Recht von euch empfangen.

Saramund.

So wär' des Lebens Recht ein Wahn,
Und Schuld ſchon wär' es, nur zu leben?
Warum denn gab man uns die Bahn,
Wenn jeder Schritt, wenn alles Streben
Nur Selbſtvernichtung iſt und Schuld,
Vernichtung Derer, die da werden?
Warum iſt ſchön geſchmückt die Erden?
Warum, in Täuſchung eingelullt,
Sind wir erſehn, den Wahn zu tragen?
Ach, warum ſelbſt dies müßige Fragen —

Antwort von dir kann uns nicht tröſten
Auf Räthſel, die wir ſelbſt nicht löſ'ten!
Du gehſt durch unſer Erdenhaus,
Und löſcheſt nur die Lichter aus!

Gevatter Tod

(der eine andre Kerze gelöſcht hat).

Am Ziel!

Faramund.

Wer war's?

Gevatter Tod.

Er trug die Krone.
Im Glanz der Laſter, wildem Thun,
Ließ er die Welt umher nicht ruhn,
Und Schmeichlerangſt und lächelnder Haß
Bedienten ihn auf ſeinem Throne.
Er leerte ſchnell ſein Stundenglas.
Um ihn, der eine Welt verwirrt,
Die ihn erhob, die ihn beirrt,
Als deren Abgott er erſchien —
Nicht eine Seele weint um ihn.

Faramund.

Nicht eine? Weinenswerthes Loos,
Ganz unbeweint dem Staub ſich einen,
Ein gern Entlaßner, leicht Entbehrter!
Wie, oder wär's nicht weinenswerther,
Der Lieb' im Herzen bar und bloß,
Im Leben ſelbſt nichts zu beweinen?

Und nie ein Glück beweint zu haben?
Und wär' die Klage noch so groß
Und so gehäuft des Schmerzes Gaben,
Es iſt ein Schatz, den das Gemüth
Sich ſtill geſammelt, ihn zu hegen,
Aus dem die Trauer ihm erblüht
Als letztes Glück, als letzter Segen.
Nun wohl, ich hab's erlebt, erkannt.
Doch was blüht andres mir entgegen?
Und, ach, was knüpft mich für ein Band
Noch an die Welt? Wer weint mir nach?

Gevatter Tod
(eine Kerze löſchend).

Empfange Troſt und Frieden! Aus —!

Saramund.

Von Tröſtung und von Frieden ſprach
Der nimmer ruhende Wirth im Haus?
Wem glaubteſt Frieden du zu geben?

Gevatter Tod.

Ein Mann war's, der ſein halbes Leben
In Kerkernacht gefeſſelt lag.
Hoch trugen einſt ihn ſeine Schwingen,
Er ſuchte neuen Geiſtes Tag
Der Menſchheit freudig darzubringen
Mit Wort und Werk. Doch undankbar,
Gehäſſig, angſtvoll vor dem Licht,
Umgarnte ihn der Feinde Schaar,

Und ſtellt ihn vor der Welt Gericht.
Weil Freiheit ſein Verbrechen war,
Weil ihn die Zeiten nicht verſtanden,
Büßt' er im Kerker lange Jahr',
Verzweifelnd, faſt in Wahnſinns Banden.
Das Leid iſt aus, ſein Geiſt iſt frei.

Faramund.

Geſegnet zu vieltauſendmalen,
O du, Genoſſe meiner Qualen!
Der auf der Bahn zu höchſtem Ziel
Ein Kämpfer ſtand, als Kämpfer fiel!
Ob durch der Menſchheit Wahn und Irren
Dein Wort und Werk auch ward verflucht,
Im Geiſtesboden bleibt gebucht
Des Lichtes Samen für die Zeit.
Bis er, wie goldner Pfeile Schwirren,
Aufgeht, und fliegt, dem Wahn ins Herz,
Dem Licht entſtammend, himmelwärts.
— Doch, weh mir! Bin ich dir Genoß?
Was that ich, dir mich zu vergleichen?
Der Kerker nur, der dich umſchloß,
Läßt mir, wie dir, den Tag verſtreichen,
Vereinſamt, fremd und unbekannt.
Ein Kerker —? War's nicht mein Gemach
Seit lang'? Wie iſt mir? Bin ich wach?
Bin ich in einem Fiebertraum?
Ich lag in eines Kerkers Raum,
Ich weiß, daß Finſterniß und Nacht

Seit Jahren — nein! Ich bin erwacht
Erſt jetzt —! Im Traum lag ich gefangen
Im Kerker — ſei's — und wie es ſei,
Doch leb' ich noch! Warum verlangen
Zu leben, wenn mein Tag vergangen?
Wie ſoll ein Erdenmorgen leuchten
Dem Schuldverfallnen, Haßverſcheuchten?
Wenn ich nicht hoffe mehr, nicht glaube,
Bleibt nur ein Wunſch: es ſei vorbei!
Ha! Wenn mein Lebenslicht ich raube,
Und löſch' es ſelbſt — bin ich nicht frei?
Willkommner Troſt! Mir iſt, es tagt
Vor deinem Licht! Schnell ſei's gewagt!
— Wo biſt du, grauer Meiſter?

Gevatter Tod

(der inzwiſchen in den Hintergrund hinaufgeſtiegen iſt).

Hier!

Faramund.

Machſt du da oben Arbeit dir?
Hör' mich!

Gevatter Tod.

Ich hör'!

Faramund.

Iſt in den Reih'n
Der Kerzen, die ſich ſchlängelnd winden,
Auch meines Lebens Licht zu finden?

Gevatter Tod.

Es iſt zu finden.

Faramund.

Zeig mir's an!

Gevatter Tod.

Komm her!

Faramund (steigt hinauf).

Da droben? Hellern Schein
Verſtreut die Flammenſaat bergan,
Als ging' es in den Tag hinein.
Nun wo — wo iſt's?

Gevatter Tod.

Streck' aus die Hand,
Du ſtehſt davor!

Faramund.

Wie — dieſes?

Gevatter Tod.

Ja!

Faramund.

Und tiefer nicht herabgebrannt?

Gevatter Tod.

Zur Hälfte kaum.

Faramund.

Und ſteh ſo nah,
Und kann's ergreifen, kann es faſſen —

Gevatter Tod.

Verſuch's!

Faramund.

Ich thu's! So iſt es mein!

Ich hab's! Du mußt den Raub mir laſſen,
Er ſoll mich löſen, mich befrein!
Kommt noch ein Tag, ich will ihn grüßen,
Sei es zum Dulden, ſei's zum Büßen,
Sei es zur Freude, zum Gericht —
Fahr' wohl, erliſch mein Lebenslicht!

(Er iſt mit der Kerze bis in den Vordergrund geeilt, wo er ſie auslöſcht und zuſammenbricht. Der Hintergrund ſchließt ſich.)

Faramund liegt ſchlafend in einem dunklen Kerker auf dem Strohlager. — Der **Schließer** des Gefängniſſes tritt ein, gefolgt von **Monica**, ſeiner jungen Muhme.

Schließer.

Da, Brod und Waſſer! Schläft er noch?
Er wacht doch ſonſt um dieſe Stunde.
Fürwahr, er trägt ein hartes Joch,
Und doch vernahm von ſeinem Munde
Ich noch kein Klagewort. Man gönnt
Den Schlaf ihm.

Monica.

Armer, guter Mann!
Daß ich ſein Schickſal ändern könnt'!

Schließer.

Das iſt wie Todesſchlaf, ſchau' an!

Monica.

Nein, nein, er lebt. Sein Athem geht.
Er ſchläft und träumt. Er träumt ſich frei.

Laßt ihm den Schlaf. Wär' mein Gebet
Geſchickt, zu löſen ſeine Bande,
Sein Leiden, ach, wär' bald vorbei!

Schließer.

Nun komm!

Monica.

Hört, Ohm! Ihr ſpracht ihn viel —
Iſt er ein Mann von hohem Stande?

Schließer.

Es ſtellt ſich dar.

Monica.

Ein falſches Spiel,
Der Feinde Haß macht' ihn zu ſchanden!
Wie käm' ein Mann ſo edler Art
Zu Elend ſonſt und Kerkerbanden?
Ihr haltet ihn ſo ſtreng verwahrt,
Und könnt ſo ruhig von ihm gehn?
Mir bricht's das Herz, ihn anzuſehn.
Soll er in dieſer Schmach verderben?

Schließer.

Laß das! Ich hab' ein hartes Amt,
Und thät nicht eben darum werben.
Weiß nicht, was ihn hierher verdammt,
Weiß nur, daß er ſo manches Jahr
Des Lichtes und der Freiheit baar.

Monica.

So manches Jahr! O grauſam Loos.

Nur eine Stund' in dieſen Mauern,
In dieſer Oede finſtrem Schoos,
Die holden Tage zu vertrauern!
Und Jahre nun —! Kein Vogel ſingt
Dem Armen, daß die Bäume ſproſſen,
Kein Sonnenſtrahl, kein Frühling bringt,
Was aller Creatur erſchloſſen
Mit wonniglichem Offenbaren,
Ihm Freud' und Leben ins Gemüth!
Doch ſoll er's heut einmal erfahren,
Daß es noch draußen grünt und blüht.
Den friſchen Maienglockenſtrauß,
Den von der Wieſ' ich trug nach Haus,
Setz' ich in deinen Krug, zum Zeichen
Daß bis in deines Kerkers Nacht
Gebet und Wünſche dich erreichen.

Schließer.

Gäb' ich des Amtes ſchärfer acht,
Wär's wider Pflicht in dieſem Raum.
Genug der Rede! Komm von hinnen!

Monica.

Leb wohl, du Armer! Mög' ein Traum
Von Glück die Seele dir gewinnen!

(Beide ab.)

Geiſterchor (unſichtbar).

Wenn auf den befreiten Flüſſen,
Neuer Wind die Segel hebt,

Unter warmen Sonnengüſſen
Jedes Ufer ſich belebt,
Singt der Schiffer frohe Weiſe,
Denn mit jedem Ruderſchlag
Kommt auf mühevoller Reiſe
Er zu ſchönerm Frühlingstag.

Wandellos, vom erſten Ahnen,
Füllt die Welt Verjüngungshauch,
Wandellos auf tauſend Bahnen
Naht des Glückes Segen auch.
Jener erſte Strahl, der offen
Deines Kummers Nacht durchdringt,
Glaub' es, daß er all dein Hoffen,
Das verlorne, wiederbringt!

Rückwärts auf des Lebens Fluthen
Schwimmt der Sorgen Nebelland,
Wenn die erſten Glücksminuten
Du ergreifſt als Unterpfand.
Durch des Stromes Morgenhelle,
Ruderſt du mit Sangesgruß,
Denn du weißt, daß Sonn' und Welle
Dich zum Ziele führen muß!

Saramund (erwacht).

Da ſind ſie wieder, dieſe Wände,
Wo ich nun kenne jeden Stein!

Wo war ich denn? Nicht Traumesſpende
War, was ich ſah und hört' und that.
Mein grauer Meiſter trat herein,
Ich rief ihn nicht — der Tod kommt nimmer,
Wenn man ihn ruft. Ich ſah den Schimmer
Der Lebenskerzen, ſah der Nacht
Tiefgrauend Reich, und ſah ihn walten,
Und hatte ſeines Treibens acht.
Ich weiß, erzwingen von dem Alten
Wollt' ich das End' — o thöricht Wollen!
Dann ſank ich hin, dann träumt' ich — ja!
Ich träumt', ich wär' zu Hof. Ich ſah —
O müßt ihr ewig euch entrollen,
Ihr Bilder meiner Schuld und Schmach!
Was einſt verlockend zu mir ſprach,
Wie Seligkeit mich angemuthet,
Mich überſtürzt, mich überfluthet,
Zum Wahnſinnstaumel mich entfacht;
Was, wenn ich aufgeſchreckt erwacht,
Verwünſcht und hundertmal verſchworen,
Geflohn, gehaßt — mit neuer Macht
Mich feſter nur an ſich gebannt,
Daß alles Denkens Widerſtand
Im Sturm von Seel' und Sinn verloren —
Ach! immer noch in Träumen droht,
In Träumen zuckt's, wie Wetterſtrahlen,
Und mahnt an jener Seelennoth
Unfaßbar ungeheure Qualen!

Der hat vom Leben nicht zu sagen,
Der Leid's nur eben wie ein Buch,
Das Andre für ihn aufgeschlagen:
Wer nicht in Irrthum und in Wahn
Des Schmerzes Wiederguß empfahn,
Wer nicht, von Leidenschaft bezwungen,
Des Lebens Glück, des Lebens Fluch
Bis zur Verzweiflung durchgerungen!

Es ward mein Theil. Es ist vorbei.
Gefangen war ich, da ich frei,
Frei bin ich nun, ob auch gefangen,
Frei nun von Leidenschaft und Wahn,
Von Erdenwünschen, Schuldverlangen.
Nur, daß auf allgemeiner Bahn
Sinn'rung quälend kommt gegangen,
Nicht fragend, ob ich sie mit Bangen,
Ob mit Willkommen will empfahn.
Nun denn, den einzigen Gefahren
In langer, banger Einsamkeit
Wer kann, wer mag ihn von sich weisen?

Wieviel wohl ging an Jahreskreisen
Vorüber zur Vergangenheit
In diesen Mauern, die mich hegten
Wie lang die Zeit, wie schnell die Zeit?
Ob sie ereignißreich und jagend,
Geschäftig, wechselvoll uns treibt,

Ob trag und lahm zu ſchreiten Tugend,
Zur Laſt, zum Gram uns dienſtbar bleibt:
Bald ſcheint die inhaltvolle Spanne
Raſtloſen Thuns uns weit gedehnt;
Die andre, deren dumpfem Banne
Verlangend wir ein Ziel erſehnt,
Scheint wie ein Hauch dahin geſchwunden.
Zeit iſt für uns die Welle nur
Der Ewigkeit, die unſre Spur
Uns zeigt und unſer eignes Weſen,
Was wir erhofft, was wir erleſen,
Was wir entbehrt, was wir gefunden.
Gleichmäßig wechſelt Well' um Welle,
Jahrtauſendlang, donnerweit,
Und doch, ein einz'ger Blick wie ſchnelle
Zeigt uns jahrtauſendlange Zeit
Mit Völkerſtürmen, Völkernamen,
Nur wie ein Bild in engem Rahmen.
Der du mit Haſt und Ehrbegier
Dich ſelber feierſt, ruhmesfeiel,
Nach Kränzen ringſt für deinen Scheitel,
Da blick hinein! Was bleibt von dir?

Einſt wollt' ich mehr — nicht mir, errungen
Der Menſchheit allgemeinem Glück
Hofft' ich mich lebend beizubringen.
Auch das iſt hin, ſeit ihr Geſchick,
Seit Schuld und Wahn mein Ziel verrückte,

Seit dieſes Mauerwerk mich lehrte
Zu prüfen, was ich wollt' und war.
Gekämpft hab' ich ſo manches Jahr,
Gegrollt mit dieſen öden Wänden,
Gegürnt auch dir, mit Fluchverſchwenden,
Mein grauer Meiſter, deſſen Hand
Mir viel verliehn, mir viel entwandt!
Mir iſt, als zürnt' ich dir nicht mehr,
Und kämſt du heut als Freund mir her —

Ha —! Was umweht mich? Würz'ge Luft
Macht plötzlich mir die Sinn' erſchauern,
Als käm' verirrt in dieſe Mauern
Ein Lenzhauch — das iſt Blüthenduft!
Es ſteigt mit koſendem Berühren —
Will mir ein Traum das Herz verführen?
Ein Blumenſtrauß in meinem Krug!
Woher? Glückſeliger Athemzug!
Wer hat mit euch, ihr Frühlingsſpenden,
Den Eingekerkerten erfreut?
Blüht's draußen? Iſt das Jahr erneut?
Um Lebensſegen zu verſchwenden?
Wärmt noch des Himmels Sonnenſtrahl?
Ach, einmal noch, ein einzigmal,
Dich, Frühlingsodem, möcht' ich trinken!
Die Wälder ſehn, am goldnen Tag
Ins Gras beſeligt niederſinken!
Weh', wehe mir! So viel vermag

Ein Hauch, ein Gruß, die kleinſte Blüthe!
Gefühl des Lebens, Jugendkraft,
Sie ſpringen in des Kerkers Haft,
Im halb erſtorbenen Gemüthe
Befreiten Quellen gleich hervor.
Weh' mir! die mir das Zeichen brachte,
Die Hand, die zu erfreu'n mich dachte,
Sie zeigt mir erſt, was ich verlor!
Hinaus, hinaus geht mein Verlangen,
Und bin gefangen, bin gefangen!

Die Pforte ſpringt auf und ſchließt ſich wieder, nachdem Vohland aufgetreten.

Vohland.

Gruß und Willkommen!

Faramund.

Weicht der Riegel
Vor meiner Sehnſucht nach dem Tage?
Mein Kerkermeiſter — keine Klage
Vernahmſt du noch von meinem Munde —
Heut, heut laß mich nur eine Stunde
Die ſchöne Welt, der Gottheit Spiegel,
Die Sonne mich noch einmal ſehn!

Vohland.

Der Wunſch iſt freilich zu verſtehn,
Wo modernd ſelbſt die Mauer friert.
Ihr ſeid hier unbequem logirt.

Ein Aufenthalt für Reich und Jagd,
Für Einen nicht, dem warm Geblüt
Noch feuernd durch die Adern glüht.
Ihr sollt auch fort, in bessern Stand.

Faramund.

Das ist mein Wächter nicht! Wer sandt,
Wer sonst, den Weg in diese Kreise?

Wahland.

Ei nun, der schon so manche Reise
Mit Euch gethan, und ferner that.
Erfreut mich nur!

Faramund.

Du! Du —!

Wahland.

Nur Muth!
Es scheint, die lange Kerkernacht
Hat etwas schreckhaft Euch gemacht.
Ihr sollt zum Licht Euch bald gewöhnen,
Denn endlich die Geduld zu krönen,
Die Ihr bewiesen, steht mir frei.
Noch immer mein' ich's mit Euch gut,
Und hol' Euch ab von hier.

Faramund.

Es sei!
Kein Widerstand vor dieser Gluth,
Die freiheitlechzend, gährend innen
Emporringt, Leben zu gewinnen!

Fort, fort! Wohin, ist einerlei!
Nur gieb den Tag mir, mach' mich frei!

Pohland.

Die Hand her! So! Da geht's hinaus!
Du wankst —? Das Dunkel soll sich hellen.
Ihr, Flämmchen, macht uns Licht im Haus!

(Er schwingt mit den Fingern, eine Flamme springt hervor und erleuchtet den Kerker.)

Faramund (zusammenbrechend).

Weh mir —!

Pohland.

Nur fort! Die Kerkerschwellen
Umspielt schon Glanz und Lebensluft!
Hinaus aus dieser Mördergruft!

Faramund (sucht sich zu halten).

Ich kann nicht! Will nicht!

Pohland.

Wie? Verzagt
Vor dem erschnten Rettungsschritte,
Als wär' hier irgend was gewagt!
Geschwind ans Werk! Mit schnellem Ritte
Dann in die Welt, die frühlingsoffen
Dir jeden Durst zu löschen harrt.
Erkenne des Glückes Gegenwart,
Und glaub', du hast noch viel zu hoffen
Und viel zu leben. Hast die Wahl,
Ob du in langen Jahreskreisen

Blitzt auf der Menschheit Höhen schnöden,
Ob modern hier in Kerkerqual.
Komm, komm! Des Zauberns ist genug,
Ich nehm' dich mit zu raschem Flug?

Faramund.

Halt! Laß mich! Nein!

Wahlund.

Laß dich bereden!
Es ist der letzte Augenblick
zeitlich zu wenden dein Geschick.
Gestorben bist du vor den Leuten,
Und vor der Welt verbleibst du tot.
Es giebt kein irdisch Machtgebot
Zu lösen dich aus diesen Wänden,
Denn Niemand weiß, daß du noch lebst.
Hier mußt du weltverloren enden,
Wenn meinem Wink du widerstrebst.
Der Kerkermeister, der dich hütet,
Darf dich vergessen ungestraft.
Wenn Hunger deinen Leib durchwühlet,
Zehrende Qual dein Hirn erschlafft,
Wenn die Genossen deiner Zelle,
Wenn Kröt' und Schlange sich dir naht'n,
Wenn dich noch vor des Todes Schwelle
Gewürm als Beute will empfah'n —

Faramund.

Weh! Wehe! Weh!

Vohlend.

Dann klimme dich,
Dann ächze, winsle, schrei' vergebens!
So halten diese Räume dich,
Bis einst nach des Jahrhunderttebens
Zerstörungs- und Vernichtungssturm
Die Feste wankt auch diesem Thurm,
Und in der Tiefe dein Gebein
Sich spät entdeckt dem Sonnenschein.
Lockt dich die Aussicht? Immer zu!
Genieße deine schöne Ruh'!
Was geht's mich an? Hab' dein Genügen,
Dich selbst um's Dasein zu betrügen!
Des Lebens reifste, vollste Frucht
Blieb dir entrückt und unversucht.
Was ward dir groß zu Theil? Den Schaum,
Den leichten Duft vom Becher kaum
Hast du geschlürft, wo Krug um Krug
Sich bietet für den durst'gen Zug!
Wo Freude, tausendfachgestaltig,
Wie Mädchenlachen dich umklingt,
Und Schönheit, noch so hochgewaltig,
Vertraut sich dir entgegen bringt!
Das ganze Füllhorn, gabenschwer,
Des Glückes steht dir zu Begehr.
Was Jugend wünscht, den Tag verschönt,
Entzückung malt auf Lipp' und Wangen,
Den Mann nach trotzigem Kampfe krönt;

Was Heldenbrust erhebt und schwellt,
Was Königstöchtern, Herrschermienen
Je als begehrenswerth empfangen,
Die ganze Herrlichkeit der Welt
Erwartet dich, um dir zu dienen!
Ermanne dich! Die Kette reißt,
Der Riegel springt — Auf! Auf! Entschließe!

Faramund.

Heb' dich von hinnen, böser Geist!
Fluch! daß ich jemals zum Genossen
Für meinen Irrwahn dich erlesen!
Als Thorenwunsch mich ganz berückte,
Hast du mein Dringen abgelehnt,
Du mußtest wohl! — sahst höhnisch drein
Wie ich, zu bald vereinzt vom Scheine,
Der Sünden Kranz aufs Haupt mir drückte.
Die büß' ich hier. Und nun verblüht
Mein Leben in des Kerkers Qualen,
Und noch einmal durch mein Gemüth
Sich aufgegebne Wünsche stehlen —
Verfluchter du, nun schleichst du her,
Und hoffst mich sonder Halt und Wehr,
Um listig in Verzweiflungsschlingen
An dich zu letten meine Seele?

Wohland.

Wem deklamirst aus voller Kehle
Du deine schönen Reden vor?
Doch mir wohl nicht? Ich will, du Thor,

Als guter Freund dir Freiheit bringen,
Und du gebarst dich ohne Noth
Wie Einer, der seit gestern Abend
Auf seiner Kanzel eingepfarrt,
Und nun am Pflichtgefühl sich labend
Die Litanei herunter schnarrt.
Ich weiß wohl noch die bess'ren Tage,
Wo du dich nicht so leicht geduckt!
Und wenn ich dir ein Wörtlein sage,
Das einst dich feuriger durchzuckt,
So werden wir uns noch verstehen.
Hör' an! Wenn ich dir gebe heut
Wonach du drangst mit Drohn und Flehen:
Wenn ich die Macht, die dir auch dräut,
Bewältigt geh' in dein Gebot,
Wenn ich dir gebe die Gewalt
Zu bannen deinen Feind, den Tod —?

Faramund.

Ha, wenn du's könntest! Wenn du's je
Gekonnt, du hättest Alles eh'
Als solche Macht getheilt mit Einem!
Ja, wäre sie ein Gut von deinem —
Beweis' es denn! Ist dir gegeben
Zu schalten über Tod und Leben,
Wohlan, die Probe mach' an mir!
Lösch' aus mein Licht — hier steh' ich, hier!
Wirf mich ins Nichts, gieb mir den Tod!
Und wenn du's kannst — (zwar lach' ich dein,

Und weiß, daß mehr als ich du wagst!)
Verſuch's an mir, wenn du's vermagſt,
Und drüben wird, was nicht mehr mein,
Von ſelbſt dir zugehörig ſein!
— Du zauberſt? Ha! Du kannſt es nicht!
Hinweg, du Ausgeburt der Lüge,
Hanswurſt des Weltalls, Jammerwicht!
Verſprich und ködre, lock' und trüge,
Wo Thorenwunſch des Trugs bedarf!
Ich lache dein mit freier Seele.
Und ſeit die Sonne mich verwarf,
So ſei's die Nacht, die ich mir wähle,
Der Sehnſucht trotzend und der Pein,
Und wollte ſie in dieſen Mauern
Dies öde Leben überdauern.
Entflieh! Nicht will des Tages Schein,
Nichts will ich, nichts durch dich gewinnen.
Verruchter Geiſt, heb' dich von hinnen!

(Die Flamme verliſcht, Fohland verſinkt mit Getöſe.)

Ah! — War's nicht wie ein Fiebertraum,
Der mich im Innerſten erfaßte?
Frei bin ich von dem finſtern Gaſte,
Und wieder Herr in dieſem Raum.
Mir iſt ſo leicht — ſo licht, ſo ſtill —
Und leiſe Schlummerſehnſucht will
Den Geiſt mir löſen und die Glieder.
Komm, Schlaf! Dir biet' ich Seel' und Sinn
Vertrauensvoll und freudig dar.

Komm, Ruh'! Komm, neuen Traums Gefahr,
Und komm auch du, Erwachen, wieder,
Komm was da will — ich nehm' es hin!

(Er ſinkt in Ermattung. Glockengeläut und Kirchengeſang wird aus der Entfernung hörbar.)

Der **Schließer** und **Monica** treten ein. Die Pforte bleibt offen, helles Tageslicht dringt herein.

Schließer.

Herr! Herr! Heut ſing' ich beſſern Ton,
Und war's noch nie ſo froh befliſſen!
Auf! Auf! Was krieg' ich Botenlohn,
So ſag' ich Euch — ja, was iſt dies?
Bei Gott, der hat ein gut Gewiſſen,
Er ſchläft noch, wie ich ihn verließ!
Nun, heut verlohnt ſich's, ihn zu wecken.
Auf, Herr! Erwacht!

Faramund.

Wer ruft?

Schließer.

Verbei

Iſt alles Leiden! Ihr ſeid frei!

Faramund.

Kommſt du noch einmal mich zu ſchrecken,
Verſucher? Weg von mir! Es bleibt
Mein Wille feſt und ohne Wanken,
Der Freiheit Tag nicht dir zu danken!

Schließer.

Das hat's nicht Noth! Nur auf, und reibt

Vom Aug' den Traum, der Euch betroffen!
Da seht nur hin, die Pfort' ist offen,
Nichts soll Euch halten, Ihr seid frei.
Der Herzog starb. Ein Gnadenwort
Des neuen Herrn kam in die Lande,
Es löst auch endlich Eure Bande.
Nun denn — Ihr zaudert? Fort nur, fort!

Laramund.

Frei! Frei! Ein Strom von Licht erhellt
Der Kerkermauern Grundgebäude —
O Sonn'! O Freiheit! Luft —!

(Er wankt hinaus.)

Monica.

Er fällt —
Ihr Heil'gen, helft! Er stirbt vor Freude!

(Sie eilt ihm nach, der Schließer folgt.)

Sechzehnte Scene.

Volksfest auf der Wiese. Vogelschießen. Besetzte Tische vor dem Wirthszelte. Heitres Gedränge um die Würfelbuden. Seitwärts das bunt aufgeputzte Zelt eines Quacksalbers, mit einer kleinen Vorbühne, das Innere noch verhüllt.

Vielstimmiger Ruf (in der Entfernung).

Getroffen, getroffen recht ins Ziel!
Ein Königschuß! Der Vogel fiel!

Wirth.

Lauf, Bub! Gleich wird's hier bunter kommen,
Sie räumen drüben ſchon das Feld,
Zu ſchau'n des Wunderdoctors Zelt.
Die Nachbarſchaft ſoll mir auch frommen.

Stimmen am Tiſche.

He, Wirthſchaft! Kännlein und Würfel her!

Wirth.

Steh' gleich den Herren zu Begehr!

Rathsherr mit dem **Domherrn** vorübergehend und das Zelt betrachtend.

Rathsherr.

Ein Wunderdoctor? Es iſt nicht recht,
Dergleichen Unfug hier zu leiden!

Domherr.

Mich reut der Gang. Das lärmt und zecht,
Und drängt und ſtößt ohn' Unterſcheiden.
Das Volk wird überall zu frei.

Rathsherr.

Et ſeht, lockt ſolch ein Feſt ſogar
Die hohe Wiſſenſchaft herbei?

Emmerich, als Rector, tritt grüßend zu ihnen.

Emmerich.

Recht luſtig anzuſehn, fürwahr!

Rathsherr.

Magnificenz will nicht verſchmähn
Die Narrentheidung anzuſehn?

Emmerich.

Iſt nicht ſo närriſch, als man meint.
Die Welt im Kleinen lehrt erkennen
Was all die große in ſich eint.
Man ſeh die Leute nur drauf an,
Wie ſie da um einander rennen,
Und prüfet jeder, was er kann.
Die da ſind froh bei ernſtem Spiel,
Und ſchießen mannlich nach dem Ziel.
Die andern dort am Würfelzelt
Schau'n, wie das Glück die Wage hält.
Der Eine zielt, der Andre wagt,
Ob Ruhm er, ob Beſitz erjagt.
Was er verliert, was er gewinnt,
Leicht wieder durch die Taſchen rinnt,
Den Einſatz mag heut Keiner ſcheu'n,
Man will genießen, will ſich freu'n.
So, was die Menſchheit all begehrt,
Iſt hier zum heitren Spiel verkehrt.

Rathsherr.

Ja, wer's vermag ſo tief zu faſſen,
So wie's Magnificenz verſteht —

Emmerich.

Iſt doch nicht ſchwer! Man kommt, man geht,

Betrachtet's ohne Groll und Haſſen.
Beliebt's Eu'r Würden, muſtern wir
Gemeinſam wandernd das Revier.

(Sie gehen vorüber.)

Zwei Studenten, **Eoban** und **Rhenanus**, treten vor.

Eoban.

Suche nun ſchon ſeit einer Stund,
Wo ſind die Mädchen nur geblieben?

Rhenanus.

Bin lang genug herum getrieben!
Mach du fortan allein die Rund,
Und hab' mit Dirnen deine Laſt!
Was geht's mich an? Hier mach' ich Raſt.

(Sie gehen zu den Wirthstiſchen.)

Hanswurſt, des Quackſalbers Knecht, kommt ſchellend aus dem Zelt auf die Vorbühne geſprungen.

Hanswurſt.

Nur heran, ihr Herrn und ſchöne Frau'n,
Nur heran, zu hören und zu ſchau'n!
Allhier iſt des Doctor Faramund Zelt,
Iſt der größte Wundermann der Welt!
Ich bin Hanswurſt, ſein Diener klug,
Spreche ſo gelehrt als wie ein Buch,
Ergeh' mich in allen Dingen ſo weiſe,

Als wie der Eſel auf dem Eiſe.
Enthalt' mich auch aller ſchlechten Zoten,
Wenn ſie nicht durch die Umſtänd' ſind geboten.
Wir kommen grad aus Egypten her,
Ueber die Nordſee und das ſchwarze Meer.
Haben für alle Krankheiten der Erd
Pillen und Salben, wie ihr's begehrt.
Iſt Einer gelähmt und am Leibe krumm,
Wir machen ihn reden, er bleibt nicht ſtumm.
Kommt Einer geplagt vom Zipperlein ſchwer,
Wir ſchenken ihm wieder das Gehör.
Hat Einer die Würm, das Kneipen und Bläben,
Mein Doctor macht ihn wieder ſehen,
Und in minder als einem Jahr
Iſt ſeine Frau nicht mehr unfruchtbar.
Dem Wundermann Doctor Faramund
Sind alle Geheimniß und Mittel kund!
Der König von Frankreich zu Paris
Sich die Milz von ihm ſchneiden ließ,
Und dem Mohrenkönig von Zaſſamank
Putzt' er die ſchwarzen Zähne blank.
Allerendlichſt vom Papſt zu Rom
Kriegt er ein bullenmäßig Diplom,
Weil er ſeiner Großmutter lobeſam
Wieder ließ wachſen den Weisheitszahn.
Nur heran, ihr Herrn und ſchöne Frau'n,
Zu rathen, zu kaufen, zu hören, zu ſchau'n!

Des Quackſalbers Frau tritt aus dem Zelte zu ihm.

Frau.

Heda, Hanswurſt! Da ſteht er und ſchreit!
Zum Rufen iſt's noch lange nicht Zeit.
Geh hinein zu meinem Mann,
Alles allein er nicht ordnen kann.
Hilf ihm die Büchſen und Schachteln ſtellen.
Man hat nur Aerger mit dir Geſellen!

Hanswurſt.

Schönſte Frau Meiſterin, ich blieb lieber hier
Bei Euch, aller Weibsbilder Kron' und Zier.

Frau.

Du wärſt ſonſt wohl ein flinker Jung,
Biſt aber gar nicht beſcheiden genung.

Hanswurſt.

Euer alter Mann taugt Euch nicht viel,
Ich wüßt' Euch wohl ein beſſer Geſpiel.

Frau.

Mein alter Mann iſt mir eben recht,
Gewährt mir Alles, was ich möcht',
Drückt, wenn ich's heiße, die Augen zu,
So haben wir alle beide Ruh.

Hanswurſt.

Poß Motten und Fliegen! Mit mir iſt's aus!

Frau.

Was krümmſt du dich, und machſt ein Graus?

Hanswurſt.

Ich hab' eine Liebespille verſchluckt,
Jetzt weiß ich, was mir am Herzen druckt!
Und kann ich nicht Gegenlieb' erwerben,
So muß ich vor Brennen und Kneifen ſterben.
Schönſte Frau Meiſt'rin, macht mich geſund,
Helft mir mit Eurem holdſeligen Mund!

Frau.

Stirb nicht, ich kann das Sterben nicht leiden!

Hanswurſt.

So bleib' ich leben, und helf' uns beiden!

(Küßt ſie.)

Quackſalber (im Zelte).

Hanswurſt! Wo ſteckt der Tölpel drauß?

Frau.

Mein Mann!

Hanswurſt.

Die Kur iſt noch nicht aus.
Alle Stund das Recept dreimal,
Bis ich loswerde meine Qual!

(Ab ins Zelt.)

Frau.

Er iſt ein gar zu lieber Geſell,
Aber zu überdreiſt und ſchnell.
Schmachten laſſen gefällt mir mehr,
Wenn es nur immer zu machen wär'!
Hübſch bin ich, das weiß ich, und liebenswerth,

Und was uns an Kunden wird beſchert,
Das kommt auch wohl um meinetwillen,
Nicht blos um meines alten Namens Pillen.

(Ab ins Zelt. Beifall, Gelächter, Gedränge um das Zelt.)

Stimmen (an den Tiſchen).

Drei Schoppen! Vier! Vom Allerbeſten!

Wirth.

Lauf, Seppel, lauf, und bring's den Gäſten!

Ein **Bauer** und **Trude** kommen durch das Gedränge. **Töffel** folgt ihnen.

Trude.

Vater, komm weg! 's iſt hier gar wüſt,
Sie gucken mich an von allen Seiten!

Bauer.

Guck ſie wieder an, und doppelt wüſt.
Soll ich wie'n junges Kalb dich leiten?

Trude.

Wenn nur der Töffel wär' mitgangen,
Würde mir lang ſo ſehr nit bangen.

Töffel.

Ei, der Töffel iſt gar nit weit!

Trude.

Ach, da iſt er! Du meine Zeit!

Bauer.

Soll ich dir's, Bub', noch einmal ſagen,
Daß du mich all umſonſt thuſt plagen?

Schaff' dir groß Gut, und Haus und Feld,
Hab' erſt den Kaſten ſo hoch geſchwellt,
Wie ich daheim ihn zeigen kann,
Dann magſt du kommen, biſt mein Mann.
Meine Tochter kriegſt eher nicht,
Alſo geh' mir aus dem Geſicht!

(Zum Tiſch tretend.)

Kann man hier ſein Schöppchen trinken?

Töffel.

Trude, laß noch den Muth nicht ſinken!
Ich will den Wunderdoktor fragen,
Der kann uns wohl Rath und Mittel ſagen.

(Sie trennen ſich.)

Studenten, **Picus** und **Saxo**, zu den Uebrigen.

Picus.

Ihr ſitzt ſchon brav? Was zapft man hier?

Rhenanus.

Ein Weinlein, gut für Durſt und Ruh'.

Saxo.

Dünnleibig Geſöff! Herbei braun Bier!

Picus.

Noch Platz für Viele! Rückt nur zu!

Faramund tritt auf.

Faramund.

Ein fremder Wandrer tret' ich her,

So fern ſeit Jahren froher Menſchen Weiſe.
Daß mich's ergreift, und meiner Wiederkehr
Unnahbar ſcheinen allbetretne Kreiſe.
Iſt's Freude, die mich bis zum Herzen rührt?
Spricht nicht ein Warnungston dazwiſchen,
Der Furcht und Sehnſucht, ach, nur heft'ger ſchürt,
Mich in des Lebens heitern Kreis zu miſchen?
So lockt die ſilberkühle Fluth
Den Wegemüden zum Erquickungsbade,
Doch ſtumme Mahnung hemmt den Muth
Vor Klippen, Strudeln, tagesſcheuer Brut,
Die aus dem Grunde reckt die Glieder,
Und hält zurück ihn auf dem heißen Pfade. —
Zwar manchen Ort erkenn' ich wieder,
Den ich durchſtreift im Knabenkleid,
Auch denk' ich noch der alten Zeit,
Da mit dem Pfennig, ſchwer errungen,
Am Glückstopf, an der Würfelbank
Mir mancher reiche Wurf gelungen,
Der mich berauſcht, wie Zaubertrank,
So geht die alte Jugendluſt
Noch unverſiegt durch tauſend Leben.
Der unbefangne Sinn in ſtiller Bruſt
Weiß leicht zum Feſtgefühl ſich zu erheben.
Was ihm auch Tiefbewegliches geſchah,
Er ſchmückt zum Feſt ſich, und das Feſt iſt da.
Verſuch' ich's denn, von Neuem zu beſchauen,
Wie ungehemmt und ungeſtört,

Dem Tod zum Trotz, der Menſch ſich ſelbſt gehört,
Mit ſtaunenswerthem Glückvertrauen!

(Er will ſich durch die Menge bewegen, zuſtrömendes Gedränge ſperrt den Weg.)

Die Schelle ertönt, die Vorhänge des Zeltes öffnen ſich. Der **Quackſalber** ſteht in der Mitte, die **Frau** rechts, **Hanswurſt** mit der Schelle links.

Coban.

Jetzt aufgepaßt! Das Zelt geht auf!

Picus.

Iſt die ſchöne Donna mit zu Verkauf?

Hanswurſt.

Ohren auf! Augen auf! Geld aus dem Sack!
Wer hat ein Gebrechen, Gemakel, Geplack?
Doktor Faramund, der Wundermann,
Alle Leiden ſchockweiſe heilen kann!

Quackſalber (gravitätiſch).

Empfehle mich hohem Publikum!
Bin gereist in allen Landen herum,
Kaiſer und Könige waren meine Patienten,
Haben mich überhäuft mit Präſenten,
Und recommandirt mit Complimenten.
Von Mohrenland bis Island ward kund
Mein Name, Doctor Faramund.
Nicht weiter mich empfehlen will ich,
Meine Kur iſt probat, meine Mittel billig.

Frau (mit Grazie).

Haben auch Manches für Herz und Gemüth,
Und gar zu feuriges Geblüt.
Jungen, so wie ältlichen Herrn
Stehen wir zu Dienſten gern!

Coban.

Hat die Schöne ſo lindernde Mittelchen feil?

Picus.

Komm, da verſuchen wir unſer Heil!

(Großer Zudrang und Zuſpruch zum Zelte.)

Faramund.

Was iſt dies? Welchen Namen ſprach er aus?
War's nicht der meine, den er nannte?
Und war es nicht — mich faßt ein Graus!
War's nicht das Wort, das furchtbar mir bekannte,
Das auf die Jugendſtirn mir ſchon
Des Wundernamens Zeichen brannte?
Hört' ich auch recht? Es war ein Ton,
Vor dem mein Innerſtes erſtarrt,
Der mir Vergangnes mit der Gegenwart,
Und Haß und Liebe, Lebensdrang und Laſt,
Noch Einmal in Entſetzenswirbel faßt.
O, eine Menſchenſtimme, die das Wort
Beſtätigend wiederhole meinen Sinnen —

(Zu einem Bürger.)

Mein guter Mann! Der weiſe Doctor dort
Wie nannt' er ſich?

Bürger.

Nun, könnt' Ihr leſen?
Da ſteht's gemalt und Allen kund
Am Zelte: Doctor Faramund.
Gar Viele ſind durch ihn geneſen,
Auch kann er ſonſt noch allerhand
Was ihn willkommen macht in Stadt und Land.
Es hat damit ein eignes Weſen.
Verſucht's mit ihm, wenn's Euch wo fehlt.

(Geht vorüber.)

Faramund.

Ich dank' Euch! — Ja, da ſteht's zu leſen!
Da ſteht mein Zerrbild unverhehlt,
Und ich ſteh' hier — ſteh' hier, und ſchaudre!
Wie? Ob ich den verruchten Trug,
Das Schelmſtück zu vernichten zaudre?
Ob ich das lebende Geſpenſt,
Den angemaßten Schemen, niederſtrecke?
Ob ich — bin ich der Welt ſo todt? —
Erinn'rung meines Daſeins wieder wecke?
— Halt! Halt! O Thor! Haſt du noch immer Noth
Um dieſen Lebensfaſching, den du kennſt?
Zum Ernſt verkehrend dieſen Mummenſchanz
Willſt du dich zum Geſpött der Thoren machen?
Dahin ſchau' ruhig! und begreif' es ganz,
Und nenn' es noch ein Glück, ein neu Erwachen,
Daß dein Vergangnes ausgelebt,

Du ſelber todt, indeß in deiner Bruſt
Ein neues Daſein dir bewußt,
Das über eitlen Selbſtbetrug dich hebt!

Wer feiernd für die Welt verſchwindet,
Gilt ihr für todt, iſt für ſie abgethan,
Kaum daß ſein Beſtes noch ſie an ihn bindet,
Indeß ſie ſeinem Irrthum, ſeinem Wahn,
Geſchäftig neue Wechſelformen findet.
Schau an dein ausgeartet Bild!
Schau, da umdrängt die wahnbeirrte Menge
Der Thorheit aufgehängtes Schild,
Als ob ihr Heil und Weſen daran hänge!
So miſcht der Weltgedanke ſeine Fäden,
Webt dunkle Trauer, webt ein buntes Kleid
Dem Aberſinne, wie der Eitelkeit,
Und wirkt doch, ſchaffend ſo für Jeden,
Unendlich fördernd durch die Zeit.
Unhemmbar wächst, und wär's mit Widerſtreben,
Im Geiſte fort der Menſchheit Leben.
Daß jeder Tag uns beſſer finden mag
Braucht's einen neuen Irrthum jeden Tag.
— Laß dich betrachten, mein verzerrtes Ich!
Nun lach' ich ſelbſt! Nun dank' ich dir ſogar!
Du gabſt ein Mittel mir, denn wunderbar
Ein alter, kranker Reſt von mir entwich,
Mein eignes Selbſt zu überwinden.
Nun erſt kann ich befreit mich wiederfinden.

Emmerich mit dem Rathsherrn durch die Menge.

Emmerich.

Hier ſollt' es ſein, wovon der Ruf
Der mein erſtauntes Ohr getroffen,
Mir Schreck zugleich und Freude ſchuf!
Ein Name, der mich tief bewegt,
Den hier man auf den Lippen trägt —
Was muß ich fürchten — darf ich hoffen?
Das Zelt, ich überſah's zuvor!
Der dort, der Mann — der wär' es, der?
Unmöglich iſt's! Von ihm kein Zug!
Ein Schelmenſtück iſt's, ein Betrug!
Maßt ein gemeiner Scharlatan
Sich hier den beſten Namen an?
Ihr Herrn der Stadt, braucht eure Macht,
Vertreibt den Gaukler von der Stelle!

Faramund (für ſich).

Die Stimme kenn' ich! Froh erwacht
Bei ihrem Ton mir manche Nacht,
Und manches Glück der Jugendzelle!

Rathsherr (zu Emmerich).

Ich wünſcht' es ſelbſt, allein die Menge,
Ihr ſeht's, mit Antheil und Gedränge
Tritt für ihn ein, nimmt ihn in Schutz,
Und bot' uns wohl beherzten Trutz.
Laßt's heut noch gehn, doch über Nacht
Werd' in der Still' er weggebracht.

Emmerich.

Ich kann's nicht ſehn, nicht hören kann
Mein Ohr, daß hier ein theurer Nam'
Verunglimpft werde ſonder Scham!

Faramund (für ſich).

O treues Herz! O wackrer Mann!

Emmerich.

Vielleicht noch lebt (o, daß er lebte!)
Der, früh verſchollen uns entſchwand,
Und muß erleben, wo er ſtrebte,
Daß Unehr', Makel, Gauklertand
Sich bös an ſeinen Namen webte!
Ich duld' es nicht, müßt' ich den Trug,
Ich ſelber, laut dem Volk verkünden!

Faramund (tritt zu ihm).

Mein würdiger Herr — dem Fremden gönnt
Ein Wort, das ohne Recht und Fug
Ein günſtig Ohr doch wünſcht zu finden.

Emmerich.

Was wollt Ihr?

Faramund.

Einen Namen nennt,
Ein Leben fälſcht man, Euch zum Schmerze —
Der beides trug, der Faramund,
Iſt lange todt.

Emmerich.

Ihr wißt? Wer ſeid —?
Was ward von jenem Mann Euch kund?

Haramund.

Wer Kummerbotſchaft hält bereit,
Muß wagen, daß er günſt'ge Stund'
Und das Willkommen ſich verſcherze.
Und doch, mit Euch verlangt mich ſehr,
Mit Euch, der ein ſo treues Herze
Bewahrt, und Achtung ihm und Ehr'
Behütet wie ein Freundesgut,
Mit Euch verlangt ſeit Jahren her
Mein Herz, zu tauſchen gute Rede.
Wir ſchwammen durch die Lebensfluth
Eu'r Freund und ich, ſo manches Jahr.
Gemein war uns der Noth jedwede,
Gemeinſam Ruh' und Glück uns war.
Und was erinnernd ihn bewegte
Von Jugendglück, mit Euch getheilt,
Das wurde mein, und Sehnſucht regte,
Seit ihn ſein früh Geſchick ereilt,
Sich oft in mir, den Mann zu kennen,
Auch wohl, ihn meinen Freund zu nennen.

Emmerich.

Willkommen ſeid! Nehmt meine Hand.
Es knüpf' ein abgeriſſ'nes Band
Durch Euch ſich neu, und möge dauern.
So ſtarb er denn! Es ſtarb mir viel,
Und durft' ich ihn auch längſt betrauern,
Noch hofft' ich auf ein günſtig Ziel.
Was hofft man nicht!

Faramund.

Doch Euer Leben,
Verzeiht, es ſcheint des Daſeins werth,
Ihr ſeid in Würden, ſeid geehrt!

Emmerich.

Je nun, die Wahrheit Euch zu geben,
Es ging mir Vieles nach dem Sinn.
Zufrieden bin ich, wie ich bin.
Man lernt, ſtudiert, man rührt die Feder,
Hat Freud' an Arbeit und Katheder,
Klimmt eben nicht die Sterne an,
Doch thut man eben, was man kann.
Daheim mit Weib und Kindern auch
Reichlich geſegnet, wie's gelehrter Brauch,
Bei vielen Mäulern manchesmal
Ein wenig knapp, und eng und ſchmal,
Inzwiſchen geht's und muß es gehn,
Wie's hundert Andern auch geſchehn.
Doch Ihr — Ihr bleibt im Haus mein Gaſt —
Ihr habt, ich hör's an Wort und Wendung,
Auch eine Wiſſenſchaft erfaßt,
Und ſtrebt darinnen nach Vollendung.
Ihr triebt ſie mit dem Freund gemein,
Drum, wenn Ihr mir von ihm erzählt,
Was nie genug ich hören werde,
Laßt auch von Euch die Rede ſein.

Faramund.

Nun, Herr, es ſei Euch unverhehlt,

Daß ich zu meiner Heimath Herde
Von mancher Reiſe, weitgedehnt,
Nach manchem Ziel, umſonſt erſehnt,
Ein Fremdling wiederum erſcheine.
Das Glück verlieh mir manche Gunſt,
Und viel verſchmäht' ich; doch das Eine,
Des Lebens ſtillſte, ſchwerſte Kunſt,
Befriedigung in engſten Schranken,
Die ſucht' umſonſt ich in der Welt.
Dem Fußbreit Erde, wo ſich feſt
Den weithin treibenden Gedanken
Die Dauerſtätte gründen läßt,
Dem rang ich nach, und fand ihn nicht.

Emmerich.

Vielleicht daß hier (ich ſäh's mit Glück)
Der Fußbreit Erde wär' gefunden
Für Euch zu dauerndem Geſchick?
Viel kann beſtehn, wer ſich gebunden
An eigner Willenskraft Gewicht,
Und leiſten viel, wer ſich beſchränkte.

Saramund.

Das iſt's. Ihr ſprecht, was hold mir klingt.
Auf Vieles längſt, was ungebunden,
Zwar nie beglückt, doch unbedingt
Zu Ungemeßnem fort mich lenkte,
Auf viel — wie gern, that ich Verzicht!
Was wir erkämpft iſt dürft'ger oft

Als was das Leben unverhofft
An unscheinbarem Glück uns schenkte.
Leicht spannt sich aus ein Wanderzelt,
Und Wanderschaft heißt, viel erfahren,
Doch drängt nach vieldurchstürmten Jahren
Zuletzt das Herz nach einer Pflicht,
Die streng sich schließt und ernst gebeut.
Wer sich entschloß, mit starken Sinnen
Von vorn ein Leben zu beginnen,
Dem zeigt sich's gern und bald erneut.
Nicht in des Lebens großen Zügen
Liegt aller Lebenszweck und Ruhm.
Des Daseins schönrer Inhalt ringt
Aus engster Hülle meist, und bringt
In leuchtenden Gedankenflügen
Sich selbst der Welt zum Eigenthum.

Emmerich.

Ich hör' erstaunt und mit Entzücken,
Ich lausche, wie bekanntem Laut,
Erkenne Züge, altvertraut,
Die mich erinnrungsvoll entrücken
Mit alter Lieb' in alte Zeit!
Mein werther Fremdling — o, Ihr seid —!

Hanswurst

(vor dem Zelte von Neuem schellend).

Nur heran, ihr Herrn, nur immer heran!
Doktor Faramund, der Wundermann,
Alle Leiden schockweise heilen kann!

Laramund.

Hinweg von hier! Zeigt mir den Herd,
Der Arbeit Euch und Raſt gewährt,
Und laßt mich ſchau'n, was einem Leben
Vermag Gefühl des Glücks zu geben! (Beide ab.)

Siebzehnte Scene.

Mondnacht.

Auf einem Hügel gelagert **Geiſter** aus **Fortuna's Gefolge.**

Chor.

Leicht auf der Winde
Nächtlichen Pfaden
Nahen geſchwinde
Glück euch und Ruh'.
Führen zu fernen
Traumesgeſtaden,
Führen den Sternen
Die Seele zu.

Was ſie verloren,
Kommt ihr entgegen,
Wiedergeboren,
Sorgenbefreit.
Was ihrem Hoffen
Däuchte zum Segen,
Liebend und offen
Iſt es bereit.

Wünſchen und Streben
Glück in Gedanken,
Wirken und weben
Wir durch die Ruh'.
Wiegen im Schlafen
Nach Irren und Schwanken
Schönerem Hafen
Der Heimath euch zu!

Vohland mit Haſt auftretend.

Vohland.

Da ſind ſie! Halt! Doch noch ertappt!
Wenn man euch ſucht, macht ihr euch rar,
Und Meinesgleichen muß ſogar
Sich hetzen, bis man euch erſchnappt.
Nun denn; bon jour, ihr Kinder! Zwar
Ich ſeh' nur eine kleine Schaar
Gelagert hier in Thau und Graſe —
Wo iſt Fortuna, die Frau Baſe?

Chor.

Einen Erwählten
Ging ſie zu ſegnen,
Den bittrer Haß und Groll
Irrten und quälten,
Der in ſich reuevoll
Wiedergefunden
Die Liebe hat.

Bis wir der Herrin
Wieder begegnen,
Hieß ſie die Stunden
Grüßend uns ſegnen,
Schlummer zu leiten;
Friede zu breiten
Auf Thal und Stadt.

Wohland.

So ſo! Ihr ſeid das Völkchen hold,
Das gern ſein Lied im Mondſchein leiert,
Des Herzens Traumgefühle feiert,
Und Seelengruß den Sternen zollt!
Nach langen Suchens Noth und Haſt
Muß man hier in der Thymiangrube
Verziehn, wie ein verfrühter Gaſt
Recht in Fortuna's Kinderſtube!
Verwünſchtes Warten! Ungeduld!
Doch ſagt, wohin, auf welchen Wegen,
Wem bringt den unverdienten Segen
Auf dieſem Nachtbeſuch Frau Huld?

Chor.

Des Alten, des Grauen
Sohn und Geſelle,
Den einſt er dem Leben
Als Schüler gegeben,
Er kehrt voll Vertrauen
Zur heimiſchen Zelle.

Mit männlichen Sinnen
Kehrt er zurück.
Bald wieder von hinnen
Ruft ihn das Glück.

Vohland.

Auf gleicher Fährte? Höll' und Flammen!
Da kämen wir ja schön zuſammen!
Und doch am Ende wär's noch gut.
Ach, daß um die verwünſchte Brut
Man keine Ruhe kann gewinnen! — —
Was weht heran? Da kommt ihr Zug!

Fortuna mit ihrem **Gefolge.**

Fortuna.

Ihr Geiſter von hinnen
Erhebet den Flug!

Vohland.

Frau Baſe, hört! Erkennt mich nur!
Gebt mir Gehör nur auf zwei Worte!

Fortuna.

Ich kenne die Spur,
Auf der du ſchleichſt,
Ich kenne die Pforte,
Nach der du reichſt!

Vohland.

Nun denn, geſchwind! Gebt mir des Alten
Verzog'nen Schüler noch einmal!

Was gilt's, ich wett' Euch arm und kahl,
Ich will im Garn ihn diesmal halten!
Ob Eure Gunst zum Guten neigt,
Ob lächelnd sie sich gab dem Bösen,
Das, wie Ihr alle Tage zeigt,
Ist Euch von jeher gleich gewesen.
Ihr gebt, und schenket und verschwendet,
Und kümmert Euch nicht, wie das endet.
Drum, schönste Bas', Anbetungswerthe,
Da ich so selten was begehrte,
Schenkt diesmal mir ein wenig Gnad'!
Der eine Mann, um den ich bat,
Sei ganz in Eure Gunst genommen,
Nur laßt auch mich auf seinem Pfad
Mit Glück noch Einmal an ihn kommen!

Fortuna.

Du hattest die Macht!
Das Spiel ist verloren,
War falsch erdacht!
Umsonst beschworen
Wird meine Gunst.
Der kluge Meister
Mit seiner Kunst,
Mit seinem Betteln,
Wird ausgelacht!

(Vielstimmiges Gelächter.)

Pohland.

Verdammte Lacher! Schelmengeister!

Euch wünscht' ich noch was anzuzetteln!
Und dennoch gilt's behutsam sein.
— Frau Base! Bäschen! Hört doch nur!
Habt's einen Handel, ein Geschäft,
Nach Recht und guter Ordnung sein!
Es wär' ja wider die Natur,
Kam's nicht zum Abschluß mit uns Zwei'n.
Und wenn Ihr mich nicht billig findet,
Bin ich ein Gauner, bin ein Schuft —!

(Gelächter.)

Gevatter Tod geht langsam vorüber.

Fortuna.

Da kommt er, der Alte,
An ihn dich halte,
Sieh, was zu gewinnen!
Ihr Geister, von hinnen!
Und auf durch die Luft!

(Ab mit ihrem Zuge.)

Vohland

(zu Gevatter Tod)

Du auch? Heimtückisches Gespenst!
Ist's denn erhört — Glück, Teufel, Tod,
Von ungleichem Zwist bedroht
Um ein Geschöpf aus Erdenmache,
Das du dir Sohn und Schüler nennst!
Schleichst du vorüber, alter Drache,
Hochmüthig, vornehm, ohne Rede,

Als Sieger ſtolz in unſrer Fehde?
Verflucht! Die ganze Sippſchaft iſt ſeer!
— Nun, Vohland? Wie behagt das Wort,
Daß du verloren deine Sache,
Und Stolz und Anſehn dir vergabſt?
Und wenn du fluchſt wie ein Papſt,
Der, wenn er Anathema zetert,
Sein Fluchregiſter durchſammtpetert,
Der Pfaff hat Freude doch und Luſt
Am Fluchen, fühlt ſich ſeines Amtes,
Doch du ergrimmſt, daß um verdammtes
Geſindel, zwecklos, ohne Ziel,
Nach freventlich verlorenem Spiel
Du gar zum Fluchen greifen mußt!
Pfui, dummer Teufel!

— Halt! Es gilt
Jetzt zu verſchmerzen den Verluſt,
Zu prüfen, arbeitſam beſtrebt,
Was Aerger und Verdruß mir ſtillt.
Bei Hof hab' ich genug gelebt,
Um lächelnd Alles zu ertragen,
Und heimlich deſto mehr zu wagen.
Wohl, ſchöner Satan, Frau Fortun'!
Und du, Hans Moritz, Schulmeiſterſeele!
Nicht eine Stunde werd' ich ruhn,
Bis ich für Euer Freundſchaftsthun
Wie anders beſſer mich empfehle!

Achtzehnte Scene.

Studierzelle.

Faramund tritt ein.

Faramund.

Da ruh, mein Stab! Den alten Raum,
Von dem die Aussaht ging ins Leben,
Begrüß ich ohne Widerstreben,
Als hätt' ich ihn verlassen kaum.
Und dennoch zog in zwanzig Jahren
Hier manch Bewehrter ein und aus,
Um leichten Bündels hinzufahren,
Vergessend das verlassne Haus.
Und nun zur abgetretnen Schwelle,
Wo ich das erste Glück empfing,
Kehr' ich, als ob die Heimathzelle
Nun schließe meines Lebens Ring.
Ja, zwanzig Jahr'! Wie endlos weiten
Als Werdezeit sie sich den Blick!
Wie eng begränzt, wenn das Geschick
Uns gab, auf Innen, Hoffen, Streiten
Die Seele still zurück zu leiten! —

Hier war's, wo Lieb' in junger Brust
Und Erdenwunsch zuerst mir tagten,
Und bald in schmerzlichem Verlust
Zum Hort gewandelt, mich verjagten.

Der trieb mich durch des Lebens Bahn,
Mich selbst verwandelnd, mich bethörend,
Bis er, in Gluth sich selbst zerstörend,
Verging mit jedem andern Wahn.
Den bring' ich nicht zurück zur Stelle.
Was bring' ich sonst? — O Herz, du fragst!
Zwar, wenn um fahrend Gut du klagst,
Und dort dir rinnt des Glückes Quelle,
Wär' klein die Beute langer Jahre.
Und doch, mit nimmer leeren Händen
Gab volles Maß mir Tag und Stund.
Bald goldner Schale Taumelspenden,
Bald bittern Trunk dem durstigen Mund.
Gehoben bald auf Aetherschwingen,
Und bald gestürzt in Nacht und Grund.
Empfangen in heißem Ringen,
Bald von Dämonenbrut umschaart,
Mit Wag' und Schwert nach Richterart:
So sah ich mich in Jahreskreisen
Nie unbegünstigt, nie bewahrt.
Wer hofft, und wem ist nicht verheißen?
Du hast, o Herz, auf langer Fahrt
Dir Eigenthum aus ewigen Brunnen
Im Innern doppelt reich gewonnen!

So sei auch doppelt mir gegrüßt
Die Heimkehr in des Schülers Klause!
Und ist mir doch, als ob ich auch,

Als wär' es je der Stunde Brauch,
Den leisen, stillen Abendfalter
Als alten Gast im alten Hause
Zum Wiedersehn erwarten müßt.

Gevatter Tod tritt ein.

Gevatter Tod.

Schon grüßt er dich!

Faramund.

Willkommen, Alter!
Wir haben uns die zwanzig Jahr
So oft gesehn und wunderbar,
Daß ich nicht fürchte mehr dein Kommen.

Gevatter Tod.

Wenn deine Augen schreckbenommen
Je fürchteten des Meisters Nahn,
War's, weil von Schuldgefühl beklommen,
Du wandeltest des Irrthums Bahn.

Faramund.

Ach, Freund, dann wird den Erdgebornen
Zum Schreck dein Nahn so lange sein,
Bis sie zur Schuld nicht mehr Erkornen
Sich auch der Täuschung nicht mehr weihn!

Gevatter Tod.

Du zürnst mir —?

Faramund.

Aus tiefster Seele!

Du weißt's. Der Haß verschlang mich ganz.
Und, daß zum Irrwahn nichts mir fehle,
Sucht' ich im tollen Wirbeltanz
Vergeblich eine Macht zum Bunde
Zu zwingen dich und deine Macht.
Du hast gesiegt. Im Herzensgrunde
Ist längst der Haß zur Ruh gebracht,
Mein Inneres, wie in Jugendtagen
Liegt frei dir wieder aufgeschlagen.

Gevatter Tod.

Ich blick' hinein, und kann's verstehn!
Um Liebe ward der Allgehaßte.
Daß Eine Seel' ihn rein erfaßte —
Er soll, wenn Lieb' er nicht erwerben,
Doch nicht gehaßt von hinnen gehn!

Feramund.

Es wär', o Freund, ein altes Leos,
Das tausendfältig Mühn verderben!
Um Liebe werben, heißt sich mühn
Um Knospen, die nur selten blühn.
Denn Liebe gibt sich mühelos,
Ein frei Geschenk, das unbedingt
Und unverdient sich selber bringt.
Lieb' ist ein Räthsel, wie der Tod.
Und unser Leben sucht's zu lösen,
Und steht im Guten wie im Bösen
Darin gefangen und bedroht.

So kommst du, Freund, zu tausendmalen
Ein unbegreiflich strenger Gast,
Vor dessen ungerahnten Qualen
Ein Schreck und Schauder uns erfaßt,
Und haltlos das Gemüth in Qualen
Dem Schmerz zu fühnen, grollt und haßt.
Ohnmächtiger Haß! Verhörtes Grollen!
Es schwindet, wie in schwüler Luft
Ein Nachtgewitter, früh verschollen.
Und keimt dann über Grab und Gruft
Ein Garten auf von Jahr zu Jahr,
Dringt Lebensodem wunderbar
Zum stillgewordenen Gemüthe.
Es lebt der Mensch im Tode fort.
Was er gelebt in That und Wort,
Es kommt zu neuer Hoffnungsblüthe.
Und war's nur Lieb', und war's nur Güte,
Die er gestreut in stillem Klang,
Es bleibt ein unverlorner Klang,
Und fließt zum Harmonienreichen,
In dem der Menschheit Geist, befreit
Und ungehemmt im Ewigkeitsstreben,
Den Ring erhebt zur Einigkeit.
So gibt der Tod dem engen Leben
Den schönen Drang, den hohen Werth,
Und Würd' und Adel jedem Streben,
Das Folg' und Dauer sich begehrt.
Des holdesten Besitzes Freude

Legt ſich uns heiliger in die Bruſt,
Wenn ſtill wir unſres Glücks Gebäude
Bedroht erkennen von Verluſt.
Gemahnt, gewarnt von deiner Spur
Wird unſer Lieben heißer nur.
So legſt du, Freund, auf unſre Tage
Mit ernſter Weihe deine Hand.
Nach altem Haß — vergeſſne Frage.
Da Lieb' und Tod ſo nah verwandt!

Gevatter Tod.

Mein Werk, ich ſeh' es heut gekrönt!
Und wenn ich mir den Sieg errungen,
Dein eigner Sieg mir ſchöner tönt,
Mit dem du ſelbſt dein Herz bezwungen.
Geſegnet ſei die Stunde heut,
Die uns den Scheideweg gebeut!

Faramund.

Den Scheideweg? Muß ich von hinnen?

Gevatter Tod.

Dir bleibt noch manches Erdenjahr.

Faramund.

Dann laß, o Freund, mich Ruh gewinnen,
Wo einſt mir Welt und Heimath war,
In dieſer Felſ' umſchränktem Frieden.

Gevatter Tod.

Ein Wunſch verwebt mir Dämmrungsträume.
Wer für die Welt der That beſchieden

Braucht hundert Weg' und freisten Raum.
Bald schwindet, was dich heut ermattet,
Bald ruft der Tag dich laut genug,
Und, neu mit Kräften ausgestattet,
Beginnst du neuen Lebenslauf.

Faramund.

Du unbegabt und unbelastet
Von dieser Kraft mir das Gemüthe!
Die, wo ich kaum gesehn, gastet,
Den Wundernamen mir erwarb,
Der meine Jugend mir verdarb,
Des Strebens und des Hoffens Blüthe!
Doch pingst die Welt du meinem Schritt
Gebieterisch noch einmal offen,
Dann, sieh ich, gieb nur Eins mir mit:
Die Ungewißheit und das Hoffen!

Gevatter Tod.

Dem Vielerprobten bleib' allein
Die Kraft, die er sich selbst gefunden!
Der Welt, der er sich neu verbunden,
Mag er sie frei, befestigt wähn,
Gewiß, das Glück jetzt zu bestehen,
Von Schein und Wesen unbirrt
Versagtem nicht mehr nachzuspähen.
Leb' wohl!

Faramund.

Du gehst — o Meister, wird
Kein Wiedersehn mir vorbehalten?

Gevatter Tod.

Erkennen wirſt du oft mein Walten,
Und ahnen meine Gegenwart.

Faramund.

Doch einſt —?

Gevatter Tod.

Wenn deine Wanderſchaft
Durchlief die letzten Stundenkreiſe,
Und unverhofft dir ſtill und leiſe
Vor meinem Kuß der Tag verblaßt —

Faramund.

Ach, wie ein ſtets willkommner Gaſt,
Dem ſeine Stätte blieb bereitet,
Der in Gedanken mich begleitet,
So ſei empfangen jeden Tag!
Was noch das Leben fordern mag,
Ich leb', ich fühl's und muß es wagen!
Doch wenn du einſt das Drängen ſtillſt,
Kein Grollen fürcht' in mir, kein Zagen!
So kann als Freund zum Freund ich ſagen
Das Abſchiedswort: Komm, wann du willſt!

Gevatter Tod.

Ich komme, wann die Stunde mein.
Du aber fühl's im Herzen tagen:
Es reift im Daſein dem allein
Ein Leben, der im Herzen rein,
Glück, Liebe, Tod vermag zu tragen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN